# NOVA ACTA PARACELSICA

IX. JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT
1977

## DIE SCHWEIZERISCHE PARACELSUS-GESELLSCHAFT (SPG) MIT SITZ IN EINSIEDELN

Die Resolution zur Gründung einer Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft wurde 1941 anläßlich des 400.Todestages des bahnbrechenden Naturphilosophen, Sozialethikers und Arztes an seinem Geburtsort Einsiedeln gefaßt und ein Jahr später in die Tat umgesetzt. Dort und an anderen Stätten seines Wirkens treffen sich seither immer wieder wissenschaftlich und kulturell Interessierte, um das Andenken des großen Landsmannes zu pflegen sowie in Vorträgen und Diskussionen die Kenntnisse seines noch immer nicht voll ausgeschöpften Lebenswerkes und seiner faszinierenden Persönlichkeit zu vertiefen und zu verbreiten. Die Ergebnisse solcher Tagungen sowie Originalarbeiten aus allen Bereichen, auf denen sich dieser «Revolutionär mit positivem Vorzeichen», wie er einmal zutreffend genannt wurde, hervorgetan hat, werden jeweils in den NOVA ACTA PARACELSICA, dem offiziellen Publikationsorgan der Gesellschaft, veröffentlicht. Die Tätigkeit der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft erschöpft sich aber weder in historisch-antiquarischen Untersuchungen, noch will sie sich sektiererisch auf eine Paracelsus-Dogmatik festlegen; sie ist vielmehr bestrebt, mit unvoreingenommenem Blick alle Seiten des universalen Denkens ihres Patrons einer kritischen Prüfung zu unterziehen, um so das lebendige Paracelsusbild zu gewinnen, das unserer Zeit entspricht.

Initiant, Gründer und erster Präsident der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft war der bedeutende Kunsthistoriker Prof. Dr. Linus Birchler; ihm folgten der Zürcher Philosoph und Psychologe Prof. Dr. Donald Brinkmann sowie der Apotheker und Pharmaziehistoriker Dr. Friedrich Dobler in Dietikon. Gegenwärtiger Präsident ist der in Neuenburg wirkende Germanist und Literaturhistoriker Prof. Dr. Robert-Henri Blaser. Administration und Sekretariat leitet zurzeit Dr. phil. Hans Rudolf Fehlmann, 5103 Wildegg, der gerne jeden Interessenten berät und die Anmeldung neuer Mitglieder entgegennimmt (Jahresbeitrag Sfr. 20.–; Studierende Sfr. 10.–).

*Verantwortliche Redaktion:*

R.-H. BLASER (Vorsitz), K. BUGMANN, F. DOBLER, W. F. DAEMS, H. R. FEHLMANN, S. UMIKER-PASSERA

NOVA ACTA PARACELSICA

# NOVA ACTA PARACELSICA

BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN
VON DER
SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT

VOL. IX 1977

EINSIEDELN

Druck: Franz Kälin AG, 8840 Einsiedeln - 1977
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Switzerland

DIE DONATOREN

*BIO-STRATH AG Zürich*

*CIBA-GEIGY AG Basel*

*Eggimann AG Thalwil*

*F. Hoffmann-La Roche & Co AG Basel*

*Migros Genossenschaftsbund Zürich*

*F. Pestalozzi Herrliberg*

*Piraud AG Thalwil*

*Sandoz AG Basel*

*Thermalbäder und Grandshotels AG Bad Ragaz*

*S. und F. Umiker-Passera Samstagern*

*Weleda AG Arlesheim*

ermöglichten die Drucklegung des 9. Bandes der
NOVA ACTA PARACELSICA,
wofür ihnen auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

INHALT

Vorwort und Rückblick . . . . . 9

I. *Gesellschaftsbericht*

Jahresversammlungen vom 20./21. Oktober 1973 in Einsiedeln, vom 5./6. Oktober 1974 in Pfäffikon und vom 11./12. Oktober 1975 in Bad Ragaz – Verleihung des Paracelsus-Ringes der Stadt Villach an Prof. Dr. Robert-Henri Blaser, Neuchâtel . 13

II. *Paracelsica*

Kurt Goldammer zum 60. Geburtstag (mit Porträt und Bibliographie) von Robert-Henri BLASER . . . . . 34

III. *Vorträge und Aufsätze*

Humor bei Paracelsus von Kurt GOLDAMMER . . . . 44

Hutten und Paracelsus, zwei Schicksale der deutschen Renaissance von Robert-Henri BLASER . . . . . 69

Das Grab des Ulrich von Hutten. Die Entdeckung seiner letzten Ruhestätte auf der Ufenau (mit Abb.) von Erik HUG . 96

Paracelsus und die «Franzosen». Beobachtungen zur Venerologie Hohenheims. Teil I: Pathologie und nosologisches Konzept von Gundolf KEIL und Willem Frans DAEMS . . . 99

Geschichtliches um die Pfäferser Therme (mit Abb.) von Wilhelm Martin ZINN . . . . . 152

In memoriam P. Ildefons BETSCHART. Zwei unveröffentlichte Arbeiten aus seinem Nachlaß:
Die Signaturenlehre des Paracelsus . . . . . 164
Paracelsus und der faustische Mensch bei Goethe . . . . 180

Paracelsus und seine Einsiedler Vorfahren von Bruno LIENHARDT . . . . . 190

IV. *Varia*

Untersuchungen aus der Marburger Paracelsus-Edition: Fragen zum sogenannten «Vita-beata»-Schrifttum von Hartmut RUDOLPH mit einer Nachbemerkung von Kurt GOLDAMMER . . . . . 193

Bemerkungen zum sogenannten Jenichen-Flugblatt von Hartmut RUDOLPH . . . . . 205

Paracelsus im Werk von R. A. Benthem Oosterhuis. Drei Abhandlungen des Nestors der niederländischen Homöopathen, eingeleitet und übersetzt von Willem Frans DAEMS . . . 212

Deutung der Initiale I in Vesals «De Humani Corporis Fabrica libri septem» von Adolf FALLER (mit Abb.) . . . . 232

IV. *Necrologia*

Erinnerungen an Dr. P. Ildefons Betschart OSB (mit Abb.) 240

Worte der Erinnerung an Donald Brinkmann . . . . . 245

Linus Birchler zum Gedächtnis (mit Abb.) . . . . . 250

Basilio de Telepnef (1886–1963) . . . . . 253

Fritz Lieb (1892–1970) (mit Abb.) . . . . . 253

Edmund Müller (1898–1976) . . . . . 259

VI. *Libri*

*Walter Pagel:* Paracelsus – An Introduction to Philosophical Medicine in the Era of the Renaissance / *Gerhard Eis:* Vor und nach Paracelsus / *Johannes Hemleben:* Paracelsus – Revolutionär, Arzt und Christ / *Paracelsus, Werk und Wirkung:* Festgabe für Kurt Goldammer zum 60. Geburtstag / *Bruno Gebhard:* Nomen est Omen. Medizingeschichte in Straßen- und Ortsnamen . . . . . 261

# Vorwort und Rückblick

Wer sich die Mühe nimmt, in den «Vorworten» zu blättern, die meine Amtsvorgänger jedem neuen Band der Nova Acta Paracelsica mit auf die Reise gaben, wird feststellen können, daß sich daraus wie von einem Stimmungs-«Barometer» die jeweiligen «Witterungs- und Druckverhältnisse» ablesen lassen, die im Laufe der Jahre in der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft geherrscht und deren Werdegang bis heute mitbestimmt haben.

So bezeichnete *Linus Birchler*, unser Gründungspräsident, an Ostern 1944 — im zweiten Jahr ihres Bestehens — «die noch lange nicht abgeschlossene Erforschung des Lebens und der Werke des großen Arztes, Naturforschers und Denkers» als die nächstliegende Aufgabe der Nova Acta Paracelsica und stellte deren ersten Band zuversichtlich unter die Devise: «Dieses Jahrbuch will Schätze heben und ins Licht rücken». Aber schon zu Allerheiligen 1945 klingt sein Enthusiasmus gedämpfter: «Die Nova Acta Paracelsica stehen nun im kritischen Alter ihrer Kindheit ... Nur mit Bangnis schaut der Präsident der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft in die Zukunft. Soll es mit unserer Vereinigung und mit dem Jahrbuch gehen wie es der deutschen Gesellschaft erging, die nur einige Jahre Bestand hatte? Wenn es uns nicht gelingt, die Mitgliederzahl zu verdreifachen, ist unsere weitere Publikation gefährdet ... Bis jetzt lebten wir von der Hand in den Mund ... Aber für eine wissenschaftliche helvetische Sozietät, in der bürgerlichen Sicherheit unseres Landes, ist eine finanziell derart wackelige Situation doch allzu fragwürdig. Darum: Wir müssen werben!» Sein Appell scheint aber nur wenig Gehör gefunden zu haben, denn Ende November 1946 meint der Präsident: «Würden diese Zeilen für Musiker geschrieben, so könnten sie ganz knapp so lauten: Vorwort zum II. Jahrbuch: da capo e più forte!» Ganz ähnlich lautet es ein Jahr später: «Die finanzielle Misere unserer Gesellschaft ist aus dem Crescendo in den Vorworten der Nova Acta Paracelsica zu vernehmen.» Am Abend des 1. August 1949 jedoch, während ihm «der Wind eine Phrase der Bundesfeier — ‚Wir Schweizer, unserer großen Vergangenheit bewußt ...' — durchs Fenster wehte», entlockt ihm die «beschämend geringe» Zahl von nur 142 Mitgliedern das bittere Bekenntnis: «Wir Schweizer sind ein ordnungs- und friedliebendes fleißiges Volk. Wir spenden großzügig für das hungernde Aus-

land und für die Not im eigenen Gehege. Aber wie steht es um unser Verhältnis zu jenen Gütern, die nichts einbringen, zur Kunst und zu den ‚unproduktiven' Wissenszweigen? Es ist bei uns leicht, Geld aufzutreiben für Forschungen, deren eventuelles Ergebnis sich in Franken ausdrücken läßt. Aber die weiten Gebiete des reinen, selbstlosen Wissens? Die überwiegende Mehrheit unseres Volkes und auch der Intellektuellen ist, wenn es sich um Gebiete außerhalb des Berufes handelt, ‚pondus iners', um mit Ovid zu reden.» Daraufhin blieb die SPG drei Jahre lang stumm. Linus Birchler begründet das im Vorwort 1952 so: «Die Krisis bestand in finanziellen Nöten ... Das Schicksal des ‚Magus vom Etzel' scheint oft auch das unserer Gesellschaft zu werden. Wir erleben gute und schlimme Zeiten; oft glaubt man uns sogar tot, weil man nichts mehr von uns hört ... Nun aber dürfen wir die Hoffnung hegen, daß die bösen Zeiten hinter uns liegen.»

Zunächst schien die Entwicklung dem scheidenden Präsidenten recht zu geben: bereits 1953, unter der Aegide seines Nachfolgers *Donald Brinkmann*, ermöglichten großzügige Donatoren die Herausgabe eines Supplementbandes zum 425jährigen Jubiläum des Basler Aufenthalts von Paracelsus. Präsident Brinkmann gab der reich illustrierten Studie den Wunsch mit: «Möge sie der Forschungsarbeit unserer Gesellschaft einen neuen Impuls geben und das Interesse für den großen Arzt und Naturphilosophen in weiteren Kreisen über unsere Landesgrenzen hinaus wecken.» 1954 erfolgte dann der stattliche 7. Band, der dem Desideratum erstmals Rechnung trug, vermehrt auch ausländische Paracelsusforscher zu Wort kommen zu lassen. Der wachsende Erfolg berechtigte den Präsidenten zur Hoffnung, «daß es im Zeichen des sichtbaren Aufschwunges, den die Paracelsus-Forschung nicht nur in unserem Lande in den letzten Jahren genommen hat, möglich sein wird, die Nova Acta Paracelsica zu einem repräsentativen Organ der Paracelsus-Forschung weiter zu entwickeln.» Der nächste Schritt zu diesem Ziel wurde drei Jahre später mit dem 8. Band getan, der Vertreter verschiedenster Disziplinen mit dem Thema «Paracelsus in unserer Zeit» konfrontierte, und 1960 kam dank der Munifizenz einiger Basler Großfirmen und eines von Prof. Brinkmann geäufneten Publikationsfonds die Veröffentlichung des von Martin Müller, München, bearbeiteten Registerbandes zur Paracelsus-Ausgabe von Karl Sudhoff zustande. Da entriß der Tod der eben volljährig

gewordenen SPG am 28. August 1963 ihren zweiten Präsidenten Donald Brinkmann und stellte damit die so hoffnungsvoll angebahnte Fortentwicklung erneut in Frage.

*Friedrich Dobler*, der damals die Zügel der Gesellschaft in die Hände nahm, sah sich keiner leichten Aufgabe gegenüber, denn die Reihen der Getreuen begannen sich zunehmend zu lichten, und mit der bedrohlich sinkenden Mitgliederzahl verminderten sich auch die Einkünfte, was für längere Zeit alle Publikationspläne zunichte machte. Dank seiner Initiative kam es noch zu einer denkwürdigen Mitglieder-Versammlung auf dem Etzelpaß, dann wurde es still um die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft. Man glaubte sie wieder tot, weil man nichts mehr von ihr hörte, bis sie ein «Aufruf zur Neubesinnung», den der Präsident in kritischer Zeit an die Mitglieder richtete, aus der Lethargie wachrief. Er führte darin u. a. aus: «Jahre sind vergangen seit der letzten Tagung der SPG in Einsiedeln . . . — unterdessen erlosch scheinbar das Interesse und der Einsatz für unsere Gesellschaft, — erlosch damit wohl auch das Recht auf deren Existenz? Der heutige ausgesprochene Trend zur Gegenwart, mehr noch die sieghafte Bewältigung der Zukunft kann am Ziel und am Zweck einer Gesellschaft wie der unsrigen rundweg vorbeisehen (abgesehen davon, daß die jüngeren Generationen sich schwer mit Geschichte und Menschen, die Geschichte machten, abfinden). Sicher hätte die SPG das Spiel verloren, wollte sie sich nur ‚in einem mehr oder weniger beschaulichen, rein historisierenden Personenkult erschöpfen'.» Die überwiegende Mehrheit sprach sich daraufhin für eine Reaktivierung der Gesellschaft nach modernen Grundsätzen aus und verwarf deren Auflösung, die bereits erwogen worden war. Dieser optimistische Impuls führte am 20. Oktober 1973 zur rekonstituierenden Generalversammlung in Einsiedeln und — im Bewußtsein der Tatsache, daß, wie Präsident Brinkmann einmal sagte, «das Interesse an solchen Studien naturgemäß auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von ernsthaften Paracelsusfreunden beschränkt bleiben wird» — zur mutigen Wiederaufnahme unserer Aktivität unter neuen Vorzeichen.

Eine erste Frucht dieses Bemühens ist der vorliegende Band der Nova Acta Paracelsica, mit dem wir eine neue, erfolgreiche Aera der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft einzuleiten hoffen.

Neuchâtel, im Herbst 1976 *Robert-Henri Blaser*

# I. Gesellschaftsbericht

*Einsiedeln - 20. und 21. Oktober 1973*

«Paracelsus scheint in Vergessenheit geraten zu sein», hieß es u. a. in der Januarnummer 1974 der schweizerischen Aerztezeitschrift ARS MEDICI: «Jahrhunderte haben seinen Namen verbleichen lassen. Wind und Wetter haben den Gedenkstein bei der Teufelsbrücke in der Nähe von Einsiedeln so schwer mitgenommen, daß man schon wissen muß, was einst darauf stand. Tafel und Buchstaben sind verschwunden, der Stein ist verwaschen, und übriggeblieben ist nur ein einsames R». Die am Wochenende des 20. und 21. Oktober 1973 in Einsiedeln versammelten Mitglieder der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft konnten sich beim Morgenspaziergang zur Teufelsbrücke von der Richtigkeit dieser Beobachtung überzeugen. Die Einsiedler Ordnungshüter hielten den Raub des Reliefrondells mit dem bekannten Profilbild und den Bronzebuchstaben des Namens «Paracelsus» für einen üblen Nachtbubenstreich; von den Tätern und ihrer Beute fehlte jede Spur. Doch was tut's, schrieb damals der Berichterstatter, wenn der Stein namenlos und unansehnlich geworden ist? Das Vorbild dessen, der einmal gesagt hat: «Ein jeder bleibe wie ein Fels in seinem Wesen», ist unzerstörbar! Inzwischen kam das Bronzerelief unvermutet wieder zum Vorschein, und der alte Gedenkstein erinnert nun wie eh und je an den Patron unserer Gesellschaft . . .

«Paracelsus schläft nicht — er ist noch immer gegenwärtig», dieses Wort aus dem «Aufruf zur Neubesinnung», den Präsident Dr. Friedrich Dobler im September 1972 an die Mitglieder gerichtet hat, bewahrheitete sich am 20. Oktober 1973, als sich eine zwar kleine, aber unentwegte Schar von Paracelsusfreunden aus nah und fern nach sechsjährigem Unterbruch zur *rekonstituierenden Generalversammlung* in der «Alten Mühle» des Stiftes Einsiedeln zusammenfand und sich einmütig für den Fortbestand der SPG aussprach, deren Aufhebung zeitweilig zur Diskussion gestanden hatte.

Die GV 1973 nahm den Tätigkeitsbericht des Präsidenten entgegen und gedachte der großen Zahl inzwischen verstorbener Mitglieder. Sie wählte sodann als Nachfolger von *Dr. Fried-*

*rich Dobler*, Dietikon, mit herzlichem Dank für seine Amtsführung seit 1963 den langjährigen Vizepräsidenten Prof. Dr. *Robert-Henri Blaser*, Neuchâtel, zum neuen Präsidenten, ferner Stiftsbibliothekar P. Dr. *Kuno Bugmann*, Einsiedeln, zum Vizepräsidenten und Dr. *Hans Rudolf Fehlmann*, Wildegg, der gleichzeitig die Schweizerische Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie präsidiert, zum Sekretär. Als Kassier wurde Herr *Karl Eberle-Birchler*, Einsiedeln, assistiert von den Herren *Benno Bettschart* und *Karl Birchler* als Rechnungsprüfern, in seinem Amt bestätigt, und an Stelle des aus Altersgründen als Beisitzer zurückgetretenen Dr. med. Dr. h. c. *Edmund Müller*, Beromünster, Dr. Friedrich Dobler gewählt. Nach erfolgter Rechnungsablage wurde der Jahresbeitrag ab 1974 auf Fr. 20.— (für Studierende auf Fr. 10.—) festgelegt und gleichzeitig dem Vorstand die Kompetenz zugestanden, Betagten oder Minderbemittelten auf Gesuch hin eine Beitragsermäßigung zu bewilligen. Es wurde darauf verzichtet, rückwirkende Jahresbeiträge zu erheben, doch erging in Anbetracht der prekären Finanzlage der Gesellschaft (ihr Startkapital betrug damals knapp Fr. 8000.—) der Appell an alle Paracelsusfreunde, den für 1974 erhobenen Mitgliederbeitrag nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten freiwillig «aufzurunden». Nächstes Traktandum der GV war die Revision der Statuten. Die vom Vorstand ausgearbeitete Neufassung wurde Punkt für Punkt diskutiert und in den Grundsätzen genehmigt. Schließlich beschloß die GV die baldmöglichste Herausgabe eines neuen Bandes der Nova Acta Paracelsica; sie bestellte zu diesem Zweck eine Redaktionskommission, der ex officio der Präsident angehört, sowie eine wissenschaftliche Arbeitsgruppe (unter dem Vorsitz von Prof. Blaser), der außer der Organisation von Jahrestagungen neuen Stils die Bearbeitung spezieller Themen obliegt, die inskünftig unter aktiver Beteiligung der Mitglieder in Form von Podiumsgesprächen und Diskussionen behandelt werden sollen. In seinem abschließenden Referat über «*Neue Formen einer zeitgemäßen Paracelsus-Forschung*», zu dem sich die anwesenden Mitglieder, insbesondere auch der wohl beste Kenner der Problematik: Prof. Dr. Kurt Goldammer, zustimmend äußerten, hat der neugewählte Präsident dargelegt, wie er sich die Arbeit einer «regenerierten» SPG in Zukunft vorstellt. Einige markante Stellen daraus seien hier pro memoria festgehalten.

«Sechs Jahre — sechs «böse» Jahre, möchte man meinen —

haben genügt, um unsere ehedem aktive, versammlungs- und publizierfreudige Paracelsus-Gesellschaft praktisch lahmzulegen. Es gibt dafür viele Gründe. Zum Beispiel hat der Tod aus unseren Reihen manche der aktivsten und attraktivsten Persönlichkeiten abberufen, die vielfach das Tagungsprogramm bestritten und die Jahrbücher mit ihren Beiträgen gespeist haben; ferner ist der Mitgliederbestand — nicht zuletzt, weil wir alle älter und müder werden und weil bisher der erhoffte Nachwuchs ausblieb — zu einem kleinen Häuflein Getreuer zusammengeschmolzen; und schließlich blieben — auch das gilt es zu bedenken — die immer spärlicher fließenden Einkünfte hinter der bedrohlich wachsenden Teuerung zurück ...

Dem allem hätte man doch, wird man vielleicht meinen, abhelfen können, wenn man rechtzeitig und vor allem energisch die Werbetrommel gerührt hätte! Wer aber hätte sie rühren sollen und wofür, müssen wir uns fragen. Diese Frage hat der Vorstand keineswegs ignoriert. Wenn er sich aber damals trotzdem nicht zu einem flammenden Appell entschließen konnte, so hängt das mit der Ende der sechziger Jahre überall aufkommenden (vielleicht zunächst unbequemen, aber doch im Grunde heilsamen) Tendenz zusammen, alles Herkömmliche in Frage zu stellen, unter die kritische Lupe zu nehmen und unerbittlich auf seine Daseinsberechtigung zu prüfen. Der neue, «progressive» Wind blies «rauh und räß» (um ein Paracelsisches Wort zu gebrauchen) und rüttelte nicht zuletzt auch an den Grundfesten solcher Vereinigungen wie der unsrigen, deren Name mit dem eines historischen Patrons verknüpft ist (hier wittert man die Gefahr der heute so verpönten Idolisierung) und deren Aktivität sich zudem auf der Grenze zwischen Wissenschaft und schöngeistiger Beschaulichkeit bewegt (weshalb man sie gern des sterilen Leerlaufs verdächtigt). Ich sage nicht, daß dies auf unsere Gesellschaft zutreffe, aber Ueberlegungen solcher Art stimmten doch damals den Vorstand nachdenklich und ließen sogar — in Anbetracht der aus den genannten Gründen prekär gewordenen inneren Verhältnisse unserer Gesellschaft — den Gedanken an deren Dissolution aufkommen.

In diesem kritischen Augenblick trat ein Glücksfall ein, der den Dingen eine neue Wendung gab: Frau *Lia Simonyi*, die bedeutende schweizerische Regisseurin ungarischen Geblüts und Temperaments, trat mit der Frage an mich heran, ob ich allen-

falls bereit wäre, bei der Konzeption eines schweizerischen Dokumentarfilms über Paracelsus mitzuwirken. Ich brauche darüber nicht viel Worte zu verlieren: der Film, der alle daran Beteiligten zweieinhalb Jahre lang in Atem gehalten hat, liegt vor (wofür wir in erster Linie unserem prominenten Mitglied Herrn *Friedrich Pestalozzi* und seiner Firma zu danken haben, die ein so anspruchsvolles Unternehmen großzügig ermöglicht hat) und ist von Sachkennern im In- und Ausland, wo er in zahlreichen öffentlichen Aufführungen gezeigt wurde, sehr positiv aufgenommen worden. Der Film, der ausdrücklich unter dem Patronat der Schweizerischen und der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft entstand, hat zweierlei erreicht: einmal hat er in weitesten Kreisen neues Interesse geweckt für Paracelsus und zweitens hat er für die Existenz und die lebendige Aktivität unserer Paracelsus-Gesellschaften Zeugnis abgelegt. Der Ueberzeugungskraft seiner Aussage ist es zu danken, daß in allen, die damals der Uraufführung des Films in Zürich und, bei dieser Gelegenheit, im Beisein von Herrn Stadtpräsident Dr. S. Widmer der feierlichen Enthüllung einer von Herrn Pestalozzi gestifteten Gedenktafel am «Haus zum Storchen» beiwohnten, die letzten Zweifel an der Daseinsberechtigung und dem Fortbestand unserer Gesellschaft zerstreut wurden und im Vorstand einmütig der Entschluß gefaßt wurde, den noch gefolgschaftsfähigen und -willigen Mitgliedern statt der ursprünglich erwogenen Auflösung eine Reaktivierung unserer Gesellschaft vorzuschlagen. Dabei war es allen von vornherein klar, daß ein solcher Wiederbelebungsversuch nur dann Aussicht auf Erfolg haben könnte, wenn die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft auf eine neue und, im Hinblick auf die Zukunft, tragfähigere Basis gestellt würde.

Nicht nur im Herzen unserer Gesellschaft, sondern auch in demjenigen unserer großen Schwester in Salzburg, der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, sind immer wieder Zweifel darüber aufgestiegen und laut geworden, ob die heutige Paracelsus-Forschung und damit auch die Bestrebungen der ihr gewidmeten Gesellschaften — nämlich die Vertiefung der Kenntnis von Persönlichkeit und Werk des Theophrastus Paracelsus sowie die Verbreitung der dabei gewonnenen Erkenntnisse—auf dem richtigen Wege sind oder ob sie sich nicht eher mehr vom echten Paracelsus entfernen, als ihm wirklich näher kommen.

Am mutigsten und progressivsten hat bisher der Straßburger Philosophieprofessor *Lucianus Braun* seine mahnende Stimme erhoben, zuerst 1966 (im Krisenjahr unserer Gesellschaft!) in einer Studie, die er bezeichnenderweise «Prolegomena» — Vorbemerkungen — betitelt hat [1], denn erst kürzlich doppelte er nach und vermehrte die Argumente seines Paracelsischen «Bildersturms» an einem Podiumsgespräch in Salzburg, das dem Thema «Paracelsus im Blickfeld heutiger wissenschaftsgeschichtlicher Betrachtung» gewidmet war und unter der Leitung von Professor Goldammer stand [2].

Wenn wir auch nicht in allen Punkten mit den Thesen Brauns einiggehen können, sind doch manche davon, gerade im Hinblick auf die bisher bei uns gehandhabte Form der Paracelsus-Forschung, gegen die er Sturm läuft, aufschlußreich und — cum grano salis — bei der Neuplanung unserer Aktivität beherzigenswert.

Ich fasse seine hauptsächlichen Vorwürfe kurz zusammen: Tausende von Schriften sind bisher über Paracelsus geschrieben worden; die wenigsten davon sind aber wirklich originell und dazu angetan, echte, neue Erkenntnisse zu vermitteln. In den verschiedenen Publikationen ist — so heißt es wörtlich — «nur das Wenigste neu, öfters nur die Form oder der Ausdruck»; «immer wieder werden, von Buch zu Buch dieselben Begebenheiten, dieselben Gedanken» referiert sowie dieselben «Irrtümer und Unwahrheiten über Paracelsus» weitergegeben. Braun bemerkt dazu: «Das Falsche, sagt Spinoza, ist genau so streng verkettet wie das Wahre. Es gewinnt durch die Wiederholung eine Pseudo-Authentizität. Und so entsteht um Paracelsus durch Abschreiberei ein ungeheures Geschwätz, das die Paracelsusforschung mehr hindert, als es sie vorwärts stößt.»

«Dieser übermäßige Literaturaufwand macht aber auch das Arbeitsfeld immer unübersichtlicher; er hat zur Folge, daß Paracelsus im Grunde nicht mehr Ziel, sondern nur noch Vor-

1 In: Festschrift zum 16. Paracelsustag der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft am 24. und 25. September 1966 zu Salzburg zum 425. Todestag von Paracelsus, pp. 19–22.

2 In: Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung, Heft 12 (Wien 1974), pp. 57–59.

wand ist. Der Wert selbst der Publikationen», sagt Braun, «wird Nebensache; das Streben gilt jetzt der Literaturgelehrsamkeit.» Braun nennt das «Katalogwissenschaft» und fährt fort: «Liegt aber an einer solchen Sammelleidenschaft mehr als an einer beliebigen Kuriositätensammlung?» Positiv dagegen wären solche Arbeiten einzuschätzen, meint Braun, welche «die wesentlichsten und echtesten über Paracelsus gefällten Werturteile, welche in dieser Literatur zum Ausdruck gelangen, systematisch aufstellen, um Sinn, Geist und Entwicklung dieser Wertungen aufzudecken.»

Am schonungslosesten greift Braun die vielen Arbeiten an, die Paracelsus «zum Vorläufer modernster Entdeckungen, besonders auf naturwissenschaftlichem und medizinischem Gebiet» stempeln wollen. Er sagt: «Gewiß lassen sich bei vielen Gelehrten Belege finden für jede mögliche spätere Erfindung. Aber was Paracelsus angeht, so dürfen wir nicht vergessen, daß die heutige Naturtheorie auf ganz anderen Postulaten fußt als die Hohenheims. Das will aber nicht heißen, daß man Paracelsus nicht als Naturforscher oder als Wissenschaftler würdigen soll. Er war ja ein großer Arzt. Doch soll eine solche Würdigung nicht auf Kosten einer Entstellung oder eines Mißverständnisses geschehen. Wie ist denn überhaupt eine historische Gestalt groß? Auf welchem Wege kann man ihr näher kommen? Dieses propädeutische Fragen sollte immer vorausgehen.»

Welche Schlußfolgerungen können wir aus den Betrachtungen Brauns für unsere eigene Gesellschaftsarbeit ziehen? Wir sollten, scheint mir, bei der Wahl von Vortragsthemen und Vortragsrednern strenger als bisher darauf achten, daß wir möglichst nur solche zur Sprache kommen lassen, die wirklich Neues zu bieten haben. Inskünftig sollten nur solche Beiträge in unseren «Nova Acta Paracelsica» Aufnahme finden, die tatsächlich «nova» sind und eine echte Bereicherung der Paracelsus-Forschung darstellen. Das gilt auch für Untersuchungen aus dem Bereich der Paracelsus-Biographie. Darüber werden fortan die neue Redaktionskommission und der Vortragsausschuß unseres Vorstandes zu wachen haben.

Im zweiten Teil seiner «Prolegomena» versucht Lucianus Braun, nach den eher destruktiven Aeußerungen des ersten Teils, konstruktive Gedanken zu entwickeln, die zu einem echten Paracelsusverständnis führen könnten. «Unsere Würdigung

(des Paracelsus)», sagt Braun, «darf nicht nach unseren heutigen Begriffen und Wertungen vor sich gehen. Was heißt z. B. ‚Natur' bei Paracelsus und, in der Paracelsuszeit, was ‚heilen', was ‚leben' usw.? Paracelsus als Naturgelehrter und Naturphilosoph kann nur über diesen steilen und schwierigen Weg eingeholt werden. Alles andere führt zu Mißverständnissen, ist nutzlos und unergiebig.» Wir müssen — das ist damit gemeint — Paracelsisch denken lernen. Braun zitiert an dieser Stelle einen Satz aus den «Holzwegen» des existentialistischen Philosophen Martin Heidegger: «Einen Denker achten wir, indem wir denken»; dies verlangt, «alles Wesentliche zu denken, was in seinen Gedanken gedacht ist.» Daraus folgert Braun (auszugsweise): «Echte Paracelsusforschung kann heute nur noch vom Texte ausgehen. Aber ein Text spricht nicht aus sich, von selbst. Man muß ihn immer wieder zum Sprechen bringen. Und man bringt einen Text zum Sprechen, indem man nachdenkt, indem man ihn zunächst über den Umweg der Begriffsdeutungen, der Denkarten und Mentalitäten des 16. Jahrhunderts zu sich selbst bringt, und ihn nicht gewaltsam in das Fremde zieht. Erst wenn man Paracelsus in die damaligen Denkmöglichkeiten zurückversetzt, wird ein *elementares* Verständnis der Texte möglich. Dieses elementare Verständnis erlaubt uns alsdann zum Sinne selbst vorzudringen, welcher sich im Werke Hohenheims entfaltet. Es heißt sich also den Denkgewohnheiten zu entziehen und dem nachzugehen, was Paracelsus heimlich und tief vorwärts führte; es heißt eine Notwendigkeit aufzudecken, welche Hohenheim befahl und uns heute noch zu befehlen hat. Nach-denken heißt, so dem Ungedachten des Gedachten eines großen Denkers nachgehen, indem wir uns selbst auf den Weg begeben, auf welchem er das Grundverhältnis zum Sein und zur Natur erfuhr.»

«*Einen Denker achten wir, indem wir denken, indem wir das Wesentliche denken, was in seinen Gedanken gedacht ist.*» Diesen Satz in der Formulierung Brauns möchte ich gleichsam als Motto über unsere zukünftigen Bemühungen setzen.

Wir werden zunächst (ganz bescheiden und mit eigenen Kräften) einen Teil unserer Tagungen der gemeinsamen Erarbeitung Paracelsischer Grundbegriffe widmen, uns also beispielsweise mit der Ergründung dessen befassen, was Paracelsus unter dem «Archeus» oder dem «Tartarus», unter einem «Arkanum» oder der «Quinta Essentia» versteht. Wir könnten ferner versuchen,

unter sachkundiger Führung (auch hier nenne ich nur einige Beispiele) in die Dreiprinzipienlehre des Paracelsus, in seine Konzeption der Elemente oder diejenige von Makrokosmos und Mikrokosmos vorzudringen. Ob und in welcher Weise das realisierbar ist (ob in seminaristischer Form unter aktiver Beteiligung der Mitglieder oder in Form eines Rundgesprächs zwischen mehreren Referenten), wird die künftige Entwicklung weisen. Bereits hat sich jedenfalls innerhalb des Vorstandes eine wissenschaftliche Arbeitsgruppe konstituiert, die gewillt ist, sich mit diesen Fragen verantwortungsbewußt auseinanderzusetzen. Eine andere Möglichkeit sinnvoller Aktivität sehe ich in der gemeinsamen Durchnahme der wichtigsten Schriften des Paracelsus, wobei sowohl medizinische als auch philosophische und theologische Werke von zentraler Bedeutung ins Auge zu fassen wären. Daneben denke ich mir aber auch praktische Demonstrationen, die uns beispielsweise mit den wichtigsten alchimistischen Operationen vertraut machen könnten, von denen Paracelsus spricht, um uns ein lebendiges Bild davon zu vermitteln, was etwa unter «philosophischer Milch», unter dem «roten Drachen», einem «Pfauenschweif» oder einem «Totenkopf» zu verstehen ist.

So etwa könnte — schloß der Referent — die Tätigkeit unserer Gesellschaft in Zukunft aussehen. Daß es daneben im Zusammenhang mit Paracelsus auf vielen Gebieten der Wissenschaft noch eine Fülle von Themen gibt, die der Untersuchung wert und der Veröffentlichung würdig sind, das hat — Kollege Goldammer wird das bestätigen können — das kürzlich unter Fachgelehrten der verschiedensten Richtungen in Salzburg abgehaltene Symposion erneut bewiesen. Es besteht also keinerlei Grund zu der Befürchtung, den Paracelsus-Gesellschaften hüben und drüben werde in absehbarer Zeit der Schnauf aufgehen.»

Kehren wir nun zurück zur Berichterstattung über die 73er Tagung in Einsiedeln. Am Abend des ersten Versammlungstages wohnten die Mitglieder im stimmungsvollen Saal der «Alten Mühle» einer Sonderaufführung des erwähnten Dokumentarfilms «Theophrastus Paracelsus» bei, dem sie herzlichen Beifall zollten. In ungezwungenem Beisammensein wurde anschließend im «Pfauen» lebhaft weiterdiskutiert; alte Erinnerungen wurden unter den Paracelsusfreunden ausgetauscht und

neue Pläne erwogen. Zukunftsfreudig trennte man sich zu später Stunde.

Der Sonntagvormittag brachte im Sitzungszimmer des «Pfauen» den wissenschaftlichen Höhepunkt der Tagung: Prof. Dr. *Kurt Goldammer* aus Marburg an der Lahn, der Präsident der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, sprach über «*Humor bei Paracelsus*». Wer vielleicht bloß auf eine launige Plauderei über den schalkhaften Paracelsus gefaßt war, sah sich enttäuscht, denn der Referent schürfte in seiner feinsinnigen psychologischen Studie wesentlich tiefer. Professor Goldammer hat uns erfreulicherweise seinen Vortrag als ersten Originalbeitrag für den neuen Band der Nova Acta Paracelsica zur Verfügung gestellt, wo ihn sicher viele der Tagung skeptisch ferngebliebene Freunde mit Interesse zur Kenntnis nehmen werden. Am späten Sonntagnachmittag — nach dem bereits vorerwähnten Referat von Prof. Blaser — schloß Präsident Dr. Dobler mit herzlichem Dank an alle, die seiner Einladung gefolgt waren und dadurch ihren Willen bekundeten, am Neubau der SPG tatkräftig mitwirken zu wollen, die denkwürdige Jahresversammlung 1973.

Am 29. November traf sich der Vorstand im tiefverschneiten Zürich. Die Sitzung galt in erster Linie der Erledigung administrativer Fragen im Zusammenhang mit der Umsiedlung des neuen Sekretariats, sodann der Festlegung von Themen für die wissenschaftliche Arbeitsgruppe (man einigte sich zunächst auf den Tartarus-Begriff und die drei Prinzipien: Sal, Sulphur und Mercurius), vor allem aber der Vorbesprechung der Jahresversammlung 1974, die man — auf Vorschlag des Vizepräsidenten — am Wochenende des 5./6. Oktober in Pfäffikon abzuhalten und mit einem Besuch der traditionsreichen Insel Ufenau (oder «Ufnau» nach der herkömmlichen Schreibtradition im Stiftsgebiet) zu verbinden beschloß. Folgende Ueberlegungen waren für die Wahl des Versammlungsortes (die Insel ist von Pfäffikon nur 1 km entfernt) und der Thematik ausschlaggebend, die an der «Ufenau»-Tagung zur Darstellung kommen sollte: Auf der Ufenau — seit der Schenkung Kaiser Ottos des Großen im Jahre 965 ununterbrochen im Besitz des Klosters Einsiedeln —, wo der als Anhänger der Reformation geächtete Ulrich von Hutten (1488–1523) durch Zwinglis Vermittlung

Zuflucht fand, erlag der deutsche Reichsritter mit dem berühmten Wahlspruch «Ich hab's gewagt», der glänzende Dichter und Humanist — Conrad Ferdinand Meyer hat seine letzten Tage dichterisch gestaltet — den Folgen der «Franzosenkrankheit», wie man damals die Syphilis nannte, mit der er sich dreizehn Jahre zuvor als fahrender Schüler infiziert hatte. «Die Schäden, an denen er litt», berichtet David Friedrich Strauß in seiner Hutten-Biographie, «waren teils offene, fließende Geschwüre, teils geschlossene Anschwellungen und knochenartige Verhärtungen, endlich Schwinden des Fleisches und Lockerung der Bänder an einzelnen Körperteilen. Stehen, Gehen, Armaufheben und Drehen des Kopfes waren erschwert, zeitweise trat ein Zittern der Glieder ein. Die Geschwüre und Härtungen waren zum Teil unleidlich schmerzhaft, die Ausflüße so ekelhaft und übelriechend, daß der Kranke nicht allein anderen, sondern auch sich selbst zur Last und Abscheu wurde.» So endete der Mann, der einmal den Satz schrieb: «Es ist eine Lust, zu leben», mit 35 Jahren an der schrecklichen Lustseuche, die damals ganz Europa heimsuchte. Im Zusammenhang mit *Paracelsus* ist vor allem Huttens Büchlein «De Guaiaci medicina et morbo Gallico» von Interesse, in dem er die an sich selbst beobachteten Krankheitssymptome beschreibt und — o Ironie des Schicksals! — die angebliche Wunderwirkung des «Guajakholzes» preist, d. h. eines Absuds von Guajacum officinale, einem harzreichen Baum aus Westindien, womit damals die Fugger, die steinreichen Augsburger Kaufherren, ein schwunghaftes Geschäft betrieben. Das enthusiastisch als Allheilmittel der «Franzosen» gerühmte Guajakholz wurde seinerzeit als «Hoffnung der Menschheit» und «Ruhm der Neuen Welt» ausgerufen, vermochte aber die furchtbare Krankheit ebensowenig zu heilen, wie die damals mit unverantwortlich großen Quecksilbermengen durchgeführten Schmierkuren. Als einer der erbittertsten Gegner des «Guajak-Taumels» ist Paracelsus in Nürnberg aufgetreten; er spottete, das «Wunderholz» sei wohl wundertätig, aber in erster Linie für den Säckel derer, die damit Handel trieben! Er bemühte sich energisch um Aufklärung über die unsachgemäß behandelte Lustseuche und deren gräßliche Verwüstungen. Der Nürnberger Stadtrat bewilligte 1529 den Druck zweier Schriften des Paracelsus über dieses Thema; weitere Veröffentlichungen scheiterten jedoch am Einspruch der Leipziger Fakultät, deren Dekan mit den Fuggern in Verbindung stand.

die ihren Guajakhandel durch den unbequemen Neuerer bedroht sahen.

### *Pfäffikon - 5. und 6. Oktober 1974*

Wie geplant und dank der vorzüglichen Organisation, um die sich Vizepräsident P. *Kuno Bugmann* besonders verdient gemacht hat, ging auch die zweite Jahresversammlung neuen Stils erfreulich vonstatten. Den Auftakt bildete am Abend des ersten Versammlungstages im kleinen Saal des Pfarreiheims Pfäffikon der (in erweiterter Form auf den Seiten 69–95 abgedruckte) Einführungsvortrag des Präsidenten zum Tagungsthema: *Hutten und Paracelsus.* Anschließend fand sich die kleine Schar bereits angereister Mitglieder mit dem Vorstand und seinen Damen zum gemeinsamen Nachtessen im «Hotel Schiff» ein, wo man noch lange in angeregtem Gespräch beisammensaß.

Das Sonntagsprogramm begann um 10.15 Uhr mit der *Generalversammlung* im großen Saal des Pfarreiheims, wo der Präsident die erschienenen (24) Mitglieder und Gäste willkommen hieß, unter ihnen zunächst die Vertreter des Klosters: P. *Ulrich Kurmann* und P. *Thomas Locher,* den Direktor der Kantonalen Landwirtschaftlichen Schule, dann den «Hausvater» der Pfarreiheims, H. H. *Norbert Ziswiler,* dem für die Gastfreundschaft in seinen Räumen zu danken war, und P. *Damian Rutishauser,* Einsiedeln, der den Projektionsapparat bedienen sollte. Herzliche Grüße entbot sodann der Präsident den Ehrengästen Alt-Regierungsrat *Meierhans* und Dr. *Paul Scherrer,* Alt-Bibliotheksdirektor der ETH Zürich, sowie den Tagungsreferenten und den neueingetretenen Mitgliedern. Eine freundliche Grußadresse der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft und ihres Präsidenten Prof. Goldammer wurde mit Beifall verdankt. Zahlreiche Paracelsusfreunde, denen es leider nicht möglich war, an der Tagung teilzunehmen, hatten sich entschuldigt, wünschten aber der Versammlung Glück und Erfolg. — Der kurze Geschäftsbericht gab sodann Aufschluß über die beiden Besprechungen, die der Vorstand am 29. November 1973 in Zürich und am 28. März 1974 in Möriken-Wildegg abgehalten hat. Am 9. Mai folgte der Präsident einer Einladung der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und hielt an deren Jahresversammlung in Aarau den Hauptvortrag: *Vom*

*Herzen bei Paracelsus.* An diesem Kongreß wurde auf Grund weitgehend gemeinsamer Interessen beider Organisationen der Plan einer ideellen Zusammenarbeit ventiliert und für die Zukunft ins Auge gefaßt. Vom 27. bis 29. September vertrat der Präsident die SPG und unser Land in Salzburg an der Jahresversammlung der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, wo er eine der wissenschaftlichen Sitzungen leitete und selbst über das Thema: *Das Herz in der Weltschau des Paracelsus* referierte. Neben unserem Präsidenten, der als stellvertretender Vorsitzender dieser internationalen Vereinigung angehört, wurde als zweites schweizerisches Mitglied unser Sekretär, Dr. *Hans Rudolf Fehlmann,* in den Vorstand der IPG gewählt. — Anschließend ehrte der Präsident die seit der letzten Versammlung verstorbenen Mitglieder: Herrn Prof. Dr. med. *Jakob Klaesi,* Knonau, Herrn *Hermann Strehler,* St. Gallen, und Monsieur l'Abbé *Paul Merklen,* Rouffach (Elsaß) und gab eine kurze Vorschau auf die nächstjährige, in *Bad Ragaz* geplante Tagung der SPG, für deren Organisation uns erfreulicherweise unser prominentes Mitglied Dr. med. *W. M. Zinn,* der leitende Arzt der Medizinischen Abteilung der Thermalbäder Bad Ragaz, seine volle Unterstützung in Aussicht stellte.

Speditiv wurde auch das nächste Traktandum der GV, die Rechnungsablage, erledigt: die von Kassier *Karl Eberle,* Einsiedeln, präsentierte Bilanz der Jahre 1972/74 weist einen Vermögensstand von Fr. 9 939.60 auf (der Kapitalzuwachs beträgt in diesen Jahren Fr. 2 079.35). Die von den Revisoren *Benno Bettschart* und *Karl Birchler* beglaubigte Jahresrechnung wurde einstimmig gutgeheißen sowie dem Kassier und dem Vorstand mit herzlichem Dank für ihre Bemühungen Décharge erteilt. — Da keine Neuwahlen vorzunehmen waren und sich im Vorstand keine Mutationen ergaben, wurde er in der bisherigen Zusammensetzung bestätigt.

Das am Vorabend durch das einleitende Referat des Präsidenten vorbereitete Generalthema der «Ufenau»-Tagung wurde in der anschließenden *wissenschaftlichen Sitzung* durch zwei wertvolle Gastvorlesungen vertieft. Erster Redner war der Anthropologe Dr. *Erik Hug,* der als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Gerichtlich-Medizinischen Institut der Universität Zürich tätig ist und dem man u. a. auch eine fesselnde kriminal-historische Studie über das Grab des Jürg Jenatsch (1596–1639) in der Kathedrale von Chur verdankt, jener markanten, durch C.

F. Meyers Roman weltbekannt gewordenen Gestalt aus der Geschichte Graubündens. Es ist dem Forscher gelungen, das Skelett des Ermordeten durch die auffallenden Verletzungen am Schädel sowie anhand der erhaltenen Bekleidungsreste und Grabbeigaben einwandfrei zu identifizieren. Diesmal galt der überaus spannende Bericht von Dr. Hug, den 140 Farbdias — größtenteils Aufnahmen von P. Damian Rutishauser — begleiteten, dem «Grab des Ulrich von Hutten und der Entdeckung seiner letzten Ruhestätte auf der Ufenau» (vgl. Seiten 96–98). – Auch der nächste Vortrag von Prof. Dr. med. et phil. *Gundolf Keil*, dem Direktor des Medizinhistorischen Instituts der Universität Würzburg, hinterließ einen starken Eindruck. Er galt dem erstmals in so gründlicher Form erforschten Problem der Franzosenkrankheit in der Sicht des Paracelsus. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß es sich bei dieser eigens im Hinblick auf unsere «Ufenau»-Tagung gemeinsam mit Dr. *Willem F. Daems*, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter von Prof. Keil, unternommenen Studie um eine echte «Uraufführung» gehandelt hat und daß wir uns glücklich schätzen dürfen, daß uns die Autoren ihre Forschungsergebnisse in erweiterter Form zum Abdruck in unserem Jahrbuch überlassen haben (vgl. Seiten 99–151). Nach diesem hervorragenden Beitrag, der den wissenschaftlichen Teil der Tagung krönte, brachte das gemeinsame Mittagessen im «Hotel Schiff» allen Beteiligten die wohlverdiente Entspannung.

Am frühen Nachmittag fuhren die Gäste im Motorboot des Hotelbesitzers bei herbstlich kühler Witterung zur Ufenau hinüber, wo unter Führung von Herrn Stiftsstatthalter P. *Ulrich Kurmann* die historischen Stätten besichtigt wurden. Mit dem Dank des Präsidenten an alle Organisatoren und seinem beifällig aufgenommenen Wunsch, der nächsten Tagung in Bad Ragaz möchte eine stärkere Beteiligung beschieden sein, fand die im ganzen wohlgelungene Jahresversammlung in Pfäffikon gegen Abend ihren Abschluß.

### *Bad Ragaz - 11. und 12. Otkober 1975*

Mit ihren wissenschaftlichen Vorträgen und Exkursionen nach Bad Pfäfers und St. Pirminsberg bot die dritte Jahresversammlung der SPG, über die hier abschließend zu berichten ist,

ein außerordentlich reichhaltiges und gehaltvolles Programm, das — wie auch die Lokalpresse hervorhob — bei den Gesellschaftsmitgliedern und Gästen hohe Anerkennung fand. Daß Bad Ragaz — nun schon zum dritten Mal — als Jahrestagungsort ausersehen wurde, kommt nicht von ungefähr, war Paracelsus im Jahre 1535 doch der erste eigentliche Kurarzt in Bad Pfäfers. Er hat die Therme und deren medizinische Wirksamkeit eingehend studiert und darüber das berühmte Bäderbüchlein verfaßt «Von dem Bad Pfeffers, Gelegen in ober Schweiz. Von seinen tugenten, krefften und wirckung, ursprung und herkommen». Paracelsus war befreundet mit dem damaligen Fürstabt des Klosters Johann Jacob Russinger, den er auch ärztlich behandelte. Ein dreiseitiges Consilium, an diesen erlauchten Patienten gerichtet, darf als wirklich authentische Paracelsus-Handschrift gelten und wird im St. Galler Stiftsarchiv als besondere Kostbarkeit gehütet. Daß der heutige Chefarzt der Thermalbäder von Bad Ragaz und Valens, Dr. *W. M. Zinn*, unserer Gesellschaft, der er seit vielen Jahren angehört, in herzlicher Gastfreundschaft die Räumlichkeiten des Thermalbades öffnete, darf als zweiter glücklicher Umstand angesehen werden.

Das Wochenende vom 11./12. Oktober brachte das erste kalte Herbstwetter; es vermochte jedoch der Feststimmung nichts anzuhaben. Am Samstag um 14 Uhr fand sich bereits eine stattliche Gästeschar am Kronenplatz ein, wo der kleine blaue Bus zur Fahrt in die weltberühmte Taminaschlucht bereitstand. Unterwegs orientierte Dr. Zinn über die heilbringenden Wasser der Therme, ihren Ursprung und unterirdisch geheimnisvollen Weg, bis sie dorthin gelangen, wo sie dem Menschen zugänglich und dienstbar gemacht werden können. Ein überwältigendes Erlebnis bot die Fahrt durch die im vordern Teil noch grüne, sich immer gewaltiger in den Berg hineinfressende Schlucht bis zum alten, heute stillgelegten Badehaus, das viele bauliche Veränderungen durchgemacht hat und bis zur Erstellung der hochmodernen Kliniken von Bad Ragaz und Valens dank des Arbeitseinsatzes einer Gruppe von ärztlichen Idealisten den Anforderungen eines zeitgemäßen Kurbetriebes zu genügen vermochte. Umso bedauerlicher ist es, daß dieses einzige historische Schweizer Thermalbad, nachdem es als solches ausgedient hat, dem Zerfall preisgegeben ist, wenn es der Kommission zur Erhaltung des denkwürdigen Baus nicht gelingt, es davor zu bewahren und einem neuen Verwendungszweck zuzuführen. Die

Errichtung einer Paracelsus-Gedenkstätte im Bad Pfäfers wäre sehr zu begrüßen. Auf der schmalen Galerie wanderten die Tagungsteilnehmer in die immer dunkler und enger werdende Schlucht, in der die Wasser donnern und die Urgeräusche hörbar sind, die hier schon den Dichter Rilke inspirierten, bis hin zum Thermenursprung. In der Gaststube des alten Bades durften sie sich dann bei einem guten Glas Rotwein und angeregtem Gespräch wieder erwärmen. Dort berichteten die Herren *Bärtsch* und *Erb* von der Aktionsgemeinschaft, die sich die Restaurierung und Rettung des Hauses zum Ziel gesetzt hat, ein Anliegen, das auch unsere Gesellschaft lebhaft unterstützt.

Im Gymnastiksaal des Thermalbades begrüßte Chefarzt Dr. *Zinn* die Gesellschaft dann offiziell im Namen des an der Versammlung der internationalen Bädervereinigung in Budapest weilenden Präsidenten der Thermalbäder Bad Ragaz, Herrn Alt-Nationalrat *H. Albrecht* und vermittelte in einem meisterhaften Lichtbildervortrag Interessantes über die Entwicklung der Balneologie in Pfäfers und Bad Ragaz von 1038 bis heute (vgl. Seiten 152-163). Als schöne Illustration zum Gesagten wurde sodann der Farbfilm «Medizinische Arbeit im Bad Pfäfers 1957–1969 und in der Klinik Valens seit 1970» vorgeführt, den *Lia Simonyi* (die Schöpferin des Paracelsus-Dokumentarfilms, der nun bereits — was für seinen Erfolg spricht — auch in französischer, spanischer, englischer, ungarischer, tschechischer und finnischer Fassung vorliegt) zum Kommentar unseres leider verstorbenen Mitglieds *Hermann Strehler* gedreht hat. Der Film gab einen Begriff von der segensreichen Arbeit eines aktiven, guteingespielten medizinischen Teams im Bund mit den Heilkräften der Natur am schwer leidenden Menschen. Eine kleine Buchausstellung im selben Raum zeigte eine eindrückliche Zusammenstellung balneologischer Werke, als deren besonderes Schmuckstück wohl ein Zweitdruck des Paracelsischen Bäderbüchleins, von dem es nur noch wenige Exemplare gibt, gelten darf, aber auch der Liber Viventium Fabariensis, von dem der Alkuin-Verlag in Basel kürzlich einen Faksimile-Druck hergestellt hat. – Nach dem von der Thermalbäder und Grandshotels AG Bad Ragaz offerierten Aperitif im «Hotel Quellenhof», wo sich auch Direktor Dr. med. C. Bielinski von der Kantonalen Psychiatrischen Klinik St. Pirminsberg mit Gattin und das Verwalterehepaar Good den Paracelsusfreunden

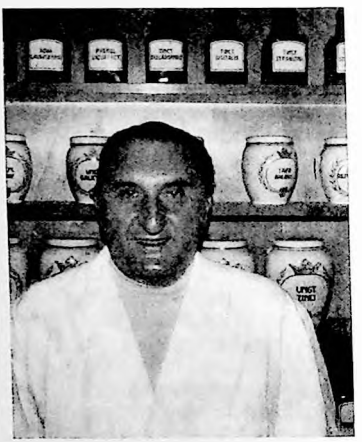
beigesellten, fand das gemeinsame Nachtessen im Gelben Salon statt.

Am Sonntag um 9.30 Uhr wurde zunächst die *Generalversammlung* abgehalten, bei deren Eröffnung der Präsident unter den Ehrengästen Direktor Dr. *C. Bielinski* und die bekannte Ostberliner Schriftstellerin *Rosemarie Schuder* (Verfasserin zweier Paracelsus-Romane) mit ihrem Gatten als Mitglieder der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft Salzburg begrüßen und den erfreulichen Zuwachs von sechs Einzelmitgliedern und einem Kollektivmitglied (zu heute insgesamt 61 Mitgliedern) bekanntgeben konnte. Er äußerte dabei den lebhaften Wunsch, daß die SPG weiter wachsen und gedeihen möge; vor allem wäre der Beitritt jüngerer Jahrgänge willkommen, um eine Kontinuität der Gesellschaftsaktivität und ihrer Ziele zu sichern. Zwei Vorstandssitzungen waren im Geschäftsjahr zur Vorbereitung der Ragazer und Planung der nächstjährigen Einsiedler Tagung vonnöten. Der Präsident wohnte wiederum als Delegierter der Schweiz der Herbsttagung der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft bei und hielt am 9. Oktober auf Einladung von Dr. *W. M. Zinn* vor Mitarbeitern der Medizinischen Abteilung der Thermalbäder Bad Ragaz einen Vortrag über *Paracelsus in seiner Zeit und seine Bedeutung für die Nachwelt*. Der neue Band der Nova Acta Paracelsica, der neunte — so war weiter zu melden — geht seiner Vollendung entgegen; die Drucklegung im nächsten Jahr ist nun durch Gönnerbeiträge weitgehend gesichert. Dank dem Entgegenkommen der Buchdruckerei Franz Kälin, Einsiedeln, wo er erscheinen soll, konnte den Mitgliedern der vom Präsidenten in Pfäffikon gehaltene Vortrag «Hutten und Paracelsus» als Vorabdruck und Muster für die geplante Neugestaltung des Jahrbuchs überreicht werden. Die *Rechnungsablage* durch den Kassier *Karl Eberle* ergab einen Vermögenszuwachs von Fr. 965.90 auf total 10 905.50; ihm sowie den Rechnungsprüfern wurde mit bestem Dank für ihre Mühewaltung Décharge erteilt. Da weder Mutationen im Vorstand noch weitere Anträge zur Diskussion standen, konnte der Vorsitzende die GV nach nur 25minütiger Dauer schließen.

Im *wissenschaftlichen* Teil sprach anschließend Apotheker Dr. sc. nat. *Friedrich Dobler*, Dietikon, über *Paracelsische Alchimie*. Es war ein gehaltvoller Vortrag von den Ursprüngen und der Entwicklung der Alchimie aus frühester Zeit bis heute, über deren wahres Wesen, das nichts mit Zauberei und Hexen-

wahn zu tun hat, im Mittelalter damit lediglich verbrämt wurde, weil nur unter diesem Mantel das Interesse für Forschung und Laborarbeit geweckt werden konnte. Der Vortragende — wir stützen uns auf sein Autoreferat — führte dabei im besonderen aus, daß die «Alchimie den Bereich einer Ueberlieferung darstellt, die man seit der Aufklärung im 18. Jahrhundert bis in die heutige Zeit hinein viel zu sehr von ihren Entartungsprozessen her beurteilt hat. Sie wird vielmals auch heute noch als banale Goldmacherei verkannt. Erst in neuester Zeit befaßt sich die Wissenschaftsgeschichte ernsthaft mit der Geschichte der Alchimie und deren naturphilosophischen und technologischen Aspekten. Alchimie entstand in der archaischen Welt und gelangte über die arabische Naturwissenschaft in das scholastische Mittelalter, verbreitete sich selbständig entwickelnd in Europa, um dann zur Zeit der Aufklärung unterzugehen. Ihrer Theorie nach ist die Alchimie eine naturphilosophische Disziplin, welche aber von ihrer technologischen Seite her gesehen, große Auswirkungen zeitigte. Gesamthaft betrachtet muß die Hermetik aber eher als eine anthropologische Haltung interpretiert werden. Paracelsus steht durchaus auf dem Boden der Alchimie, und gerade die Einführung alchimistischer Ideen in die Medizin, gekennzeichnet durch die Bereicherung des Arzneischatzes mit chemischen Pharmaka und deren erstmalige Anwendung in der Therapie, war eine entscheidende Tat Hohenheims. Indem er chemische Pharmaka mit alchimistischen Arbeitsmethoden herstellte, wies er der Alchimie neue Wege und veränderte deren Zielsetzung. Während die Alchimisten in der Transmutation und der Herstellung der Panazee ihr Endziel sahen, war die Alchimie Hohenheims darauf ausgerichtet, spezifische Arzneimittel zur Behandlung bestimmter Krankheiten zu gewinnen. Vor zwei Jahrzehnten hat der Referent begonnen, Paracelsische Präparate im Labor nachzuarbeiten und zu überprüfen. Er hatte dabei nicht geringe textliche und präparative Schwierigkeiten zu überwinden. Unter den überprüften Pharmaka Paracelsica befinden sich besonders anorganische Substanzen wie Quecksilber- und Antimonverbindungen, aber auch Gold-, Kupfer-, Eisen-, Wismut-, Calcium- und Natriumsalze. Von großer Bedeutung für die präparative Chemie war die Entdeckung der Salzsäure durch Hohenheim.» – Leider ist es auch der Ueberredungskunst unseres Präsidenten nicht gelungen, seinen Freund und Amtsvorgänger Dobler zum Abdruck dieses

hochinteressanten, durch viele instruktive Lichtbilder bereicherten Vortrags in den Nova Acta Paracelsica zu bewegen. Bescheiden, wie er ist, wollte er sich im Hintergrund halten und gerne ebenso verschweigen, daß er im Sommer 1975 sein sechzigstes Lebensjahr vollendet hat. Diesen Wunsch können und wollen wir ihm aber nicht erfüllen, denn es ist uns ein Herzensanliegen, ihm auch an dieser Stelle zu gratulieren und — coram publico — zu danken für die Verdienste, die er sich als Präsident in kritischer Zeit um die Rettung und Erhaltung unserer Gesellschaft erworben hat! Er wird es uns hoffentlich nicht verargen, wenn wir hier, um seine Lebensleistung zu würdigen, wenigstens die Hauptdaten seiner wissenschaftlichen Laufbahn festhalten und sein Bild ins rechte Licht rücken.



Dr. sc. nat. FRIEDRICH DOBLER
Präsident der SPG von 1963–1973

Geboren am 22. Juli 1915 in Winterthur, hat der in Mümliswil SO heimatberechtigte Friedrich Dobler in seiner Geburtsstadt die Volksschulen, dann acht Jahre lang das humanistische Gymnasium an der Stiftsschule in Einsiedeln bis zur Maturität im Jahre 1937 besucht. Von der Medizin, die er an der Uni-

versität Zürich zu studieren begann, sattelte er um zur Pharmazie in Freiburg i. Ue. und in Basel, wo er 1947 das Staatsexamen ablegte. Zwei Jahre später übernahm er eine eigene Offizin in Zürich, übersiedelte aber 1958 nach Dietikon, wo er die von ihm bis heute geleitete «Lilienapotheke» eröffnete. Die 1952 im Nebenberuf begonnene Promotionsarbeit — eine pharmaziehistorische Dissertation mit einem experimentellen Teil über den Zürcher Universalgelehrten Conrad Geßner (1516–1565) — an der ETH Zürich gipfelte 1955 in der Ernennung Doblers zum Dr. sc. nat. Bei dieser Studie handelt es sich um den Versuch einer historisch-experimentellen Interpretation der hauptsächlichen Prozeduren und Präparate, die Conrad Geßner um die Mitte des 16. Jahrhunderts in seinem «Thesaurus de remediis secretis» beschrieben hat. Dobler hat hier erstmals spätmittelalterliche pharmazeutische Präparate und Prozeduren im Labor hergestellt und überprüft. Auf diesem Spezialgebiet hat unser Jubilar eifrig weitergeforscht und ihm zahlreiche wertvolle Publikationen gewidmet, unter denen neben seinen Untersuchungen über pharmazeutische Verfahren, wie die «Calcination» oder den «Fimus», für die Paracelsus-Forschung vor allem die beiden grundlegenden Arbeiten über «Die chemische Arzneibereitung bei Theophrastus Paracelsus» (Pharma. Acta Helv., 33. 181–193 und 226–252, 1957) und «Die Tinctura in der Geschichte der Pharmacie» (Pharma. Acta Helv., 33. 765–796, 1958) von Interesse sind.

Dr. Doblers Vortrag über «Paracelsische Alchimie» folgte im zweiten Teil der wissenschaftlichen Vormittagssitzung — als erste Frucht der 1973 an der Einsiedler Tagung ins Leben gerufenen Arbeitsgruppe — ein Doppelreferat zum Thema *Der Tartarus bei Paracelsus*. Prof. Dr. *R.-H. Blaser* gab zunächst einen medizinhistorischen Ueberblick über die sogenannten «Tartarus»-Schriften des Paracelsus und zeigte, wie dieser auf Grund seines imaginativen, bildhaft anschaulichen Denkens seinen Tartarus-Begriff assoziativ aus Analogien, d. h. Entsprechungen, Aehnlichkeiten oder Gleichartigkeiten abgeleitet hat, die der zu benennende, unbekannte Gegenstand mit anderen, bekannten aufweist. Er hat den ursprünglich dem «Weinstein» in den Fässern gleichgesetzten Begriff ausgeweitet zur Bezeichnung sämtlicher Schlackenstoffe, die — sich im Organismus ablagernd — krankheitsverursachend wirken. Dr. phil. *H. R. Fehlmann* erläuterte sodann den Paracelsischen Tartarus aus der

Sicht des Apothekers und Pharmaziehistorikers. Beide Referate boten reiche Denkanstöße.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen im «Hotel Hof Ragaz» fuhren die Mitglieder per Autocar nach Pfäfers zur Besichtigung der berühmten Klosterkirche und der Heil- und Pflegeanstalt St. Pirminsberg. Herr Dekan *Jakob Schenker* machte die Gesellschaft höchst anschaulich mit der Geschichte der Klosterkirche bekannt und Herr *Martin Gantenbein*, Leiter der Musikschule Bad Ragaz, ließ die neue sowie die völlig anderen Gesetzen gehorchende altehrwürdige Orgel erklingen. Auch öffnete sich der wuchtige Panzerschrank in der Sakristei und gab den bewundernden Blick frei auf die herrlichen Preziosen der Klosterkirche, vorab die Große Monstranz, die Johann Jakob Läublin im Jahre 1722 geschaffen hat.

Im Aebtesaal des ehemaligen Klosters und der jetzigen Kantonalen Psychiatrischen Klinik St. Pirminsberg ward schließlich den Paracelsusfreunden ein großzügiger Empfang zuteil. In seiner Begrüßungsansprache skizzierte Direktor Dr. *C. Bielinski* den geplanten Umbau der Klinik und erläuterte ihre ärztliche Tätigkeit, die sich nicht in der Behandlung und Hospitalisierung geistig-seelisch Erkrankter erschöpft, sondern sich darüber hinaus besonders für die Integrierung der Patienten in die menschliche Gesellschaft einsetzt.

Allmählich drängte die Zeit: Schnellzüge pflegen nicht zu warten ... Gegen 17 Uhr lichteten sich die Reihen und, nach Bad Ragaz zurückgekehrt, nahm man nur ungern voneinander Abschied. Man tat es aber im Bewußtsein, eine Fülle von neuen Eindrücken aus dem Leben und Wirken des Paracelsus sowie vom landschaftlichen und kulturellen Reiz des Raumes Bad Ragaz - Pfäfers gewonnen zu haben.

---

*Verleihung des Paracelsus-Ringes der Stadt Villach*
an Prof. Dr. Robert-Henri Blaser, Neuchâtel

Im Rahmen einer Festveranstaltung im Rathaus von Villach in Kärnten wurde am 15. Mai 1976 unserem Präsidenten Prof. Dr. Robert-Henri Blaser «für seine Verdienste um die Paracelsusforschung als Germanist und Literaturhistoriker», wie es in der Laudatio heißt, der «Paracelsus-Ring der Stadt Villach»

verliehen. Die hohe Auszeichnung, zu der wir ihm herzlich gratulieren, wurde von der Stadt Villach zur Erinnerung an Paracelsus gestiftet, der hier vor allem seine Jugendjahre verbrachte, sowie an dessen Vater, Wilhelm Bombast von Hohenheim, der bis zu seinem Tode, 1534, in Villach ärztlich tätig war. Zu den sieben Wissenschaftlern, die bisher durch Verleihung des Paracelsus-Ringes geehrt wurden (deren erster war bekanntlich Prof. Dr. Kurt Goldammer, worüber wir bereits 1954 in den NAP 7, 216 berichtet haben), zählen die Nobelpreisträger Erwin Schrödinger (Atomphysik) und Konrad Lorenz (Verhaltensforschung). Professor Blaser, der achte Preisträger, ist der erste Schweizer Geisteswissenschaftler, dessen Verdienste in dieser Weise Anerkennung fand. Im Anschluß an die feierliche Ring-Verleihung hielt der Geehrte den Festvortrag, der dem Thema «Paracelsus und der ‚höhere Bergmann' bei Novalis» gewidmet war und in der «Paracelsus-Schriftenreihe der Stadt Villach» zum Abdruck kommen soll.

*Die Redaktion*

# II. Paracelsica

## Kurt Goldammer zum 60. Geburtstag

von Robert-Henri Blaser

In aufrichtiger Dankbarkeit und mit herzlichen Glückwünschen darf an dieser Stelle eines Jubilars gedacht werden, der seit dreißig Jahren unserer Gesellschaft unentwegt die Treue gehalten, viele ihrer Tagungen besucht und manchen davon mit wissenschaftlichen Beiträgen von hohem Wert besonderen Glanz verliehen hat. Universitätsprofessor Dr. Kurt Goldammer, den wir längst mit Stolz und Freude zu den Unsrigen zählen dürfen, der hervorragende Paracelsus-Forscher in Marburg an der Lahn, feierte am 20. Januar 1976 seinen 60. Geburtstag.

Das Lob Heinrich Bornkamms, des Leipziger Kirchenhistorikers, der als Treuhänder Karl Sudhoffs die Verantwortung für die Weiterführung der monumentalen Paracelsus-Edition übernahm und Kurt Goldammer als Herausgeber der theologischen und religionswissenschaftlichen Schriften Hohenheims gewinnen konnte, ist wahrlich nicht zu hoch gegriffen, wenn er die Festschrift zu Ehren des Gefeierten mit den Worten eröffnet: «Unter den Forschern, die zur Erhellung der geheimnisvollen, viel umrätselten Gestalt des Paracelsus das meiste historische Material beigetragen haben, ist nach Karl Sudhoff an zweiter Stelle der Name Kurt Goldammers zu nennen» [1]. Das Verzeichnis der von Magister Norbert Kircher, Marburg, bis 1974 registrierten Publikationen Kurt Goldammer umfaßt 131 Einzelveröffentlichungen, von denen allein 55 dem Thema «Werk und Wirkung des Paracelsus» gelten, während die übrigen Arbeiten aus Goldammers Lehr- und Forschungsbereich als Professor für Religionsgeschichte und Geschichte der religiösen Kunst erwachsen und «einzelnen geschichtlichen Gebieten der Religion, des Christentums, seiner Begriffswelt, Symbolik und Kunst, der antiken Religiosität und vor allem systematischen, phänomenologischen und methodologischen Fragen» gewidmet sind [2].

1 Paracelsus. Werk und Wirkung. Festgabe für Kurt Goldammer zum 60. Geburtstag hrsg. von Sepp Domandl im Verlag des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Oesterreichs. Wien 1975, p. 1.

2 Ibid., pp. 379–390.

Prof. Dr. Kurt Goldammer

Wer wie Kurt Goldammer auf so vielen Gebieten Bedeutendes geleistet hat, darf an seinem 60. Geburtstag von hoher Warte aus und mit berechtigtem Stolz Rückschau halten und, im Lichte der gewonnenen Erkenntnisse, den Blick von den erreichten Positionen aus getrost in die Zukunft richten. Nicht jedem aber ist es gegeben, eine Selbstbetrachtung dieser Art so meisterlich in Worte zu fassen, wie das dem Jubilar in dem Beitrag «Rückblicke, Einblicke und Ausblicke. Einiges aus meinem Leben» gelungen ist, dessen Veröffentlichung in der Festschrift wir nur der «wiederholten und dringenden Bitte» ihres Herausgebers verdanken [3]. Wir möchten unsere Mitglieder und alle Paracelsusfreunde nachdrücklich auf dieses bemerkenswerte Curriculum vitae hinweisen, das den Werdegang eines für die Paracelsus-Forschung beispielhaften Gelehrten anschaulich macht und auf Schritt und Tritt das Urteil Heinrich Bornkamms bestätigt, der schon in dem Studenten Goldammer «einen Mann von hohen wissenschaftlichen Anforderungen an sich selbst, Organisationsgabe und gereifter Kritik» witterte. In unserer bescheidenen «Laudatio» dürfen wir uns darauf beschränken, nur die wichtigsten Daten dieses Lebenslaufes festzuhalten.

Als Sohn eines sächsischen Vaters und einer deutsch-polnischen Mutter am 20. Januar 1916 «zufällig» in Berlin geboren, wuchs Kurt Goldammer seit 1920 in seiner Vaterstadt Dresden auf, wo er von 1926 bis 1935 die «Kreuzschule» besuchte und in dem traditionsreichen Gymnasium das Reifezeugnis erlangte. Im Winter 1935 begann er das Studium an der Leipziger Landesuniversität; es war vor allem der Theologie, aber auch der Kunstgeschichte und Archäologie sowie der allgemeinen Religionsgeschichte und Philosophie gewidmet. Von der Gestalt des großen Oekumenikers Friedrich Heiler angezogen, seinem späteren Doktorvater, setzte er seine Ausbildung im Wintersemester 1936/37 in Marburg fort. Wanderfreudig wie sein künftiger Patron Paracelsus begab er sich im Frühjahr 1937 an die Tübinger Universität und kehrte im Winter 1937/38 nach Leipzig zurück. Dort wurde ihm ein Stipendium zuteil, das ihm 1938 ein Sommersemester an der Universität Zürich, «in der friedlichen Schweiz, unter den über Europa sich verdichtenden Wetterwolken», ermöglichte. Im Winter nach Leipzig zurückgekehrt, brachte er seine inzwischen herangereiften Untersuchun-

[3] Ibid., pp. 363–377.

gen über die Rolle des Berges in der Gedankenwelt und Praxis der Mystik und über die eucharistische Epiklese im abendländischen Mittelalter zum Abschluß und sandte diese Arbeiten Ende des Sommers 1939 seinem Lehrer Heiler nach Marburg. Dieser rief ihn, da sich nun die kriegerischen Ereignisse überstürzten, dringend zur Promotion nach Marburg, wo der Kandidat bereits am 12. Oktober Doktor der Philosophie wurde und dann am 15. April 1940 auch das theologische Schlußexamen ablegte.

Wegen eines seit Jahren bestehenden und sich verschlimmernden Knieleidens untauglich erklärt, blieb ihm glücklicherweise der Kriegsdienst erspart, und er fand von 1940 bis 41 zunächst als Pfarrvikar Unterschlupf in der Dresdener Zentrale der «Inneren Mission», wo er u. a. in der Anstaltsseelsorge tätig war. Bereits Ende 1941 übernahm Kurt Goldammer die ihm von Prof. Bornkamm angebotene Funktion eines wissenschaftlichen Assistenten für die Erstausgabe der Paracelsischen Theologica. Diese Aufgabe betreute er zunächst nebenher in Dresden, dann, seit 1944 im Besitz eines Forschungsauftrages der Deutschen Forschungsgemeinschaft, hauptberuflich in Marburg, wo er sich niederließ und im darauffolgenden Frühjahr, «in bescheidenen, ja kümmerlichsten Verhältnissen», seine überaus glückliche Ehe mit der Studienreferendarin Inge Rodewald einging, die ihm von 1947 bis 1957 vier Kinder schenkte. Im ersten Friedensjahr übte der junge Ehemann angesichts des Pfarrermangels in Stadt und Land Marburg vertretungsweise kirchliche Funktionen aus und knüpfte gleichzeitig auf dem Wege über die Heidelberger Akademie der Wissenschaften Fäden für die Wiederaufnahme der Forschungsarbeit an. Dies führte im Mai 1946 zu Goldammers Habilitation an der Marburger Philosophischen Fakultät, wo er an der Seite Friedrich Heilers seine wissenschaftliche Laufbahn als Privatdozent für Religionsgeschichte und Geschichte der religiösen Kunst begann und bereits im folgenden Jahr zum Diätendozenten und außerplanmäßigen Professor befördert werden konnte. Der erste Schritt auf der akademischen Stufenleiter war damit getan. Bald wurden auch andere Universitäten auf den erfolgreichen Gelehrten aufmerksam und setzten seinen Namen auf ihre Berufungslisten für Kirchen- und Religionsgeschichte, so Rostock schon 1947 und Jena, gar «unico loco», 1954, welches Vorhaben jedoch aus politischen Gründen scheiterte. Auch in den fol-

genden Jahren erreichten ihn ehrenvolle Angebote, so 1960 aus Erlangen, 1968 von der kirchlichen Hochschule Berlin und 1971 aus Bonn. Kurt Goldammer blieb aber der Marburger Philipps-Universität treu, die ihm 1969 den Titel eines Wissenschaftlichen Rats verlieh und ihn 1971 zum vollamtlichen Professor ernannte. Dort legte er das Fundament zu seinem imponierenden Lebenswerk, das ihn bald weit über die Landesgrenzen hinaus als Autorität seines Faches bekannt machte.

In den Jahren 1950/51 weilte der Jubilar längere Zeit zur Beobachtung des Religions- und Hochschulwesens in den Vereinigten Staaten, und auch im folgenden Jahrzehnt führten ihn immer wieder Reisen zu Studien- und Forschungszwecken ins Ausland. Sein Vorrangstellung auf dem Gebiet der Paracelsus-Forschung prädestinierte ihn 1953 zum Editionsleiter und Vorsitzenden der neu gegründeten Paracelsus-Kommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die das Unternehmen finanzierte und nun Professor Goldammer einen wissenschaftlichen Assistenten zur Verfügung stellte. Lange Jahre übte Dr. Karl Heinz Weimann (heute Wissenschaftlicher Rat und Bibliotheksdirektor an der Landesbibliothek Hannover), später abgelöst durch Mag. Norbert Kircher, dieses verantwortungsvolle Amt mit bewundernswerter Sachkenntnis und Akribie aus, und so konnte schon 1955 bei Franz Steiner in Wiesbaden als Fortsetzung der vierzehnbändigen Sudhoffschen Paracelsus-Ausgabe, die 1933 zum Stillstand gekommen war, ein erstes Teilstück der Reihe «Theologische und religionswissenschaftliche Schriften» erscheinen. 1954 wurde Professor Goldammer in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen, die gerade damals auch mit der Herausgabe der Kärntner Schriften des Paracelsus im Auftrag des Landes Kärnten eine glänzende Bestätigung fanden, mit dem Paracelsus-Ring der Stadt Villach ausgezeichnet. Dabei wurde besonders gewürdigt, daß der Preisträger durch seine Studien zur Gewinnung eines neuen Paracelsusbildes Wesentliches beigetragen und damit die Paracelsus-Forschung außerordentlich gefördert hat.

Nach dem fünften Lebenjahrzehnt häuften sich — kein Wunder bei einer so vielseitigen Begabung — mit den Würden nolens volens auch die Bürden: Professor Goldammer wurde 1968 stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Zweiges der Internationalen Vereinigung für Religionsgeschichte; im gleichen Jahr wählte ihn die Internationale Paracelsus-Gesellschaft in

Salzburg zu ihrem Präsidenten. 1970 trat er als Sachverständiger der Kommission für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz bei, die ihn 1972 mit der Ernennung zum korrespondierenden Mitglied ehrte. Schließlich gehört Professor Goldammer auch seit 1970 dem leitenden Ausschuß der International Association for the History of Religion als Vertreter Deutschlands an. Darüber hinaus lieh er aber seine Kräfte nicht nur dem akademischen Unterricht und der eigenen Fortbildung auf all seinen vielen Interessengebieten; er stellte sie unentwegt auch in den Dienst der Standes- und Hochschulpolitik, der aktuellen Hochschulreform sowie, in verantwortungsvollen Chargen, der universitäten Selbstverwaltung.

Das alles hinderte ihn jedoch nicht daran, der Paracelsus-Forschung, seinem Herzensanliegen, treu zu bleiben und sie mit Wort und Schrift auf internationaler Ebene zu fördern, wie uns ein Blick auf die im Anhang wiedergegebene Auswahl-Bibliographie seiner Paracelsica belehrt. Seit den fünfziger Jahren ist Professor Goldammer übrigens auch Mitarbeiter des großen Paracelsus-Lexikons, das von einem Gremium von Fachgelehrten unter den Auspizien der Mainzer Akademie vorbereitet wird. Seine Spezialkenntnisse stellt der Jubilar außerdem als Berater und Mitherausgeber zahlreichen Fachorganen zur Verfügung, so zum Beispiel der Bibliographie zur Symbolik, Ikonographie und Mythologie (einem internationalen Referateorgan), dem Medizinhistorischen Journal (Hildesheim/New York), dessen internationalem Beirat er angehört, und der in den Niederlanden erscheinenden Monographien-Reihe «Religion and Reason. Method and Theory in the Study and Interpretation of Religion».

Nicht zuletzt ist aber auch Kurt Goldammers ausgedehnter Vorlesungstätigkeit zu gedenken, die er seit 1946 auf allen Gebieten der Religionsgeschichte und systematischen Religionswissenschaft entfaltet. Aus seiner Schule sind bedeutende Doktor- und Magisterarbeiten über religionsgeschichtliche und phänomenologische Themen (so zum Beispiel aus dem Bereich der Südsee, Südamerikas, der Philippinen und Japans) hervorgegangen, und an internationalen Kongressen finden nunmehr in wachsender Zahl auch Schüler von ihm Gehör, die mit ihren Referaten in aller Welt für ihren Meister Ehre einlegen.

So darf Kurt Goldammer, wenn er die von ihm bis heute von

so vielen Feldern eingebrachte Ernte überblickt, auf das Geleistete stolz sein. Möge er — des Wahrspruchs seines Patrons eingedenk: «Besser ist Ruhe denn Unruhe, nützlicher aber Unruhe denn Ruhe» — im Vollbesitz seiner Kräfte und im Vertrauen auf den Herrn, der sie ihm in so reichem Maße verliehen hat, zukunftsfreudig weiterwirken!

*Verzeichnis der von Kurt Goldammer von 1943 bis 1974 veröffentlichten Paracelsica* (4)

1. Aus den Anfängen evangelischen Missionsdenkens. Kirche, Amt und Mission bei Paracelsus. *In:* Evangelische Missionszeitschrift 4 (1943), 42–71.
2. Neues zur Lebensgeschichte und Persönlichkeit des Theophrastus Paracelsus. 1: War Paracelsus Doktor der Theologie? 2. Die Ehelosigkeit des Paracelsus. *In:* Theologische Zeitschrift (Basel), hrsg. von der Theologischen Fakultät der Universität Basel, 3 (1947), 191–221.
3. Theophrastus Paracelsus als christlicher Sozialethiker. *In:* Theologische Zeitschrift (Basel), hrsg. von der Theologischen Fakultät der Universität Basel, 5 (1949), 339–362.
4. Paracelsische Eschatologie. Zum Verständnis der Anthropologie und Kosmologie Hohenheims. I. Die Grundlagen. *In:* Nova Acta Paracelsica, V. Jahrbuch der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft 1948 (Einsiedeln 1949), 45–85.
5. Paracelsus, Sozialethische und sozialpolitische Schriften. Aus dem theologisch-religionsphilosophischen Werk ausgewählt, eingeleitet und mit erklärenden Anmerkungen hrsg. von Kurt Goldammer (darin eine 102 Seiten umfassende Monographie: «Paracelsus als Sozialethiker und Sozialrevolutionär»). Tübingen 1952, XVI & 331 p. = Civitas gentium 9.
6. Paracelsische Eschatologie. Zum Verständnis der Anthropologie und Kosmologie Hohenheims. II. Der Reich-Gottes-Glaube. *In:* Nova Acta Paracelsica (Einsiedeln) VI. Jb. (1952), 68–102.
7. Paracelsus. Natur und Offenbarung. Hannover-Kirchrode 1953. 115 p. = Heilkunde und Geisteswelt. Eine medizinhistorische Schriftenreihe (Bonn), hrsg. von Johannes Steudel, H. 5.
8. Das neue Paracelsus-Bild. Die Entdeckung eines ärztlichen Theologen. *In:* Hippokrates. Wochenschrift für eine neue deutsche Heilkunde (Stuttgart) 24 (1953), 481–486.
9. Die bischöflichen Lehrer des Paracelsus. Zum Hohenheimschen Werde- und Bildungsgang. *In:* Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (Wiesbaden) 37 (1953), 234–245.

4 nach der von Mag. Norbert Kircher, Marburg, in der Goldammer-Festschrift zusammengestellten Gesamt-Bibliographie.

10. Paracelsus-Studien. Klagenfurt 1954. 90 p. *In:* Paracelsus-Schriftenreihe der Stadt Villach 3
11. Das theologische Werk des Paracelsus. Eine Ehrenschuld der Wissenschaft. *In:* Nova Acta Paracelsica (Einsiedeln) VII. Jb. (1954), 78–102.
12. Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Theologische und religionsphilosophische Schriften. Band IV: Auslegung des Psalters Davids, Teil I, Kommentar zu den Psalmen 75 (76) bis 102 (103). Bearbeitet von Kurt Goldammer. Wiesbaden 1955, LVI & 347 p. = Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Sämtliche Werke, 2. Abteilung: Theologische und religionswissenschaftliche Schriften. Hrsg. unter Mitwirkung von Johann Daniel Achelis, Heinrich Bornkamm, Donald Brinkmann, Paul Diepgen, Gerhard Eis, Erwin Metzke und Walther Mitzka von Kurt Goldammer, Bd. IV.
13. Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus. Die Kärntner Schriften. Ausgabe des Landes Kärnten. Besorgt von Kurt Goldammer, Gothert Moro, Will-Erich Peuckert, Karl-Heinz Weimann. Klagenfurt 1955. 396 p. Darin pp. 293–310 Aufsatz von Goldammer: Die Kärntner Schriften des Paracelsus und ihre Geschichte.
14. Die Editionsgeschichte der Paracelsischen Kärntner Schriften. *In:* Festsitzung des Kärntner Landtages, Klagenfurt 1955, 16–28.
15. Friedensidee und Toleranzgedanke bei Paracelsus. *In:* Carinthia, I. Abteilung. Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten 145 (1955), 447–471.
16. Friedensidee und Toleranzgedanke bei Paracelsus und den Spiritualisten. I. Paracelsus. *In:* Archiv für Reformationsgeschichte 46 (1955), 20–46. – II. Franck und Weigel. Ibid. 47 (1956), 180–211.
17. Aufgaben der theologischen Paracelsus-Forschung. *In:* Theologische Literaturzeitung (Berlin) 81 (1956), Sp. 359–362.
18. Paracelsus und die soziale Frage. *In:* Carinthia, I. Abteilung Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten 146 (1956), 155–178.
19. Vorträge über Paracelsische Quelleneditionen. Klagenfurt 1957. 23 p. *In:* Paracelsus-Schriftenreihe der Stadt Villach 7.
20. Die geistlichen Lehrer des Theophrastus Paracelsus. Zu Hohenheims Bildungserlebnis und zur geistigen Welt seiner Jugend. *In:* Carinthia, I. Abteilung. Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten 147 (1957), 525–529.
21. Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Theologische und religionsphilosophische Schriften. Band V: Auslegung des Psalters Davids, Teil II, Kommentar zu den Psalmen 103 (104) bis 117 (118). Bearbeitet von Kurt Goldammer. Wiesbaden 1957, XX & 260 p. = Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Sämtliche Werke, 2. Abteilung usw. (vgl. Nr. 12).
22. Der cholerische Kriegsmann und der melancholische Ketzer. Psychologie und Pathologie von Krieg, Glaubenskampf und Martyrium in der Sicht des Paracelsus. *In:* Psychiatrie und Gesellschaft. Ergebnisse und Probleme der Sozialpsychiatrie. Festschrift für Wer-

ner Villinger zum 70. Geburtstag. Hrsg. von H. Ehrhardt, D. Ploog, H. Stutte. Bern/Stuttgart 1958, 90–101.

23. Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Theologische und religionsphilosophische Schriften. Band VI: Auslegung des Psalters Davids, Teil III, Kommentar zu den Psalmen 118 (119) bis 137 (138). Bearbeitet von Kurt Goldammer. Wiesbaden 1959, XXIII & 240 p. = Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Sämtliche Werke, 2. Abteilung usw. (vgl. Nr. 12).
24. Vom Sinn der Paracelsischen Quelleneditionen im Blick auf allgemeine Fragen der heutigen Geschichtswissenschaft. *In:* Carinthia, I. Abteilung, Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten 149 (1959), 221–227.
25. Paracelsus – Arzt, Philosoph und Theologe. *In:* Hessisches Aerzteblatt 20 (1959), 18–24.
26. Paracelsus – Vom Licht der Natur und des Geistes. Auswahl aus seinen Schriften. In Verbindung mit Karl-Heinz Weimann hrsg. und eingeleitet von Kurt Goldammer. Stuttgart (Reclam) 1960, 205 p.
27. Arbeit und Arbeitsruhe in der Sicht des Reformers Paracelsus. Ein Beitrag zur Arbeits- und Berufsethik und zur Sozialmoral im 16. Jahrhundert. In: 900 Jahre Villach – Neue Beiträge zur Stadtgeschichte. Villach 1960, 185–205.
28. Lichtsymbolik in philosophischer Weltanschauung, Mystik und Theosophie vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. *In:* Studium Generale (Berlin) 13 (1960), 670–682 (Darin über Paracelsus: 675–678).
29. Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Theologische und religionsphilosophische Schriften. Bd. VII: Auslegung des Psalters Davids, Teil IV, Kommentar zu den Psalmen 138 (139) bis 150; Auslegung über die Zehn Gebote Gottes; Lamentationes in praecepta; Danielkommentar; Jesajakommentar. Bearbeitet von Kurt Goldammer. Wiesbaden 1961, XLVIII & 359 p. = Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Sämtliche Werke, 2. Abteilung usw. (vgl. Nr. 12).
30. Paracelsus – Arzt, Theologe und Philosoph. Vortrag auf dem 64. Deutschen Aerztetag in Wiesbaden. *In:* Aerztliche Mitteilungen 46 (1961), 1495–1498 und 1503–1505.
31. Sistierung des ärztlichen Auftrages aus «weltanschaulichen» Gründen bei Paracelsus? *In:* Aerztliche Mitteilungen 46 (1961), 2083–2084.
32. Die Bedeutung der Astrologie im ärztlichen Denken des Paracelsus. *In:* Hessisches Aerzteblatt 23 (1962), H. 9, 442–458.
33. Kosmosophie. Forschungen und Texte zur Geschichte des Weltbildes, der Naturphilosophie, der Mystik und des Spiritualismus vom Spätmittelalter bis zur Romantik. Im Auftrage der Paracelsus-Kommission und in Verbindung mit der Paracelsus-Ausgabe hrsg. von Kurt Goldammer. – Bisher erschienen in dieser Reihe folgende Arbeiten:

    Band I: Das medizinische Weltbild des Paracelsus, seine Zusam-

menhänge mit Neuplatonismus und Gnosis, von Walter Pagel.Wiesbaden 1962. XVI & 160 p.

Band II: Paracelsus-Bibliographie 1932–1960. Mit einem Verzeichnis neu entdeckter Paracelsus-Handschriften. Im Auftrage der Paracelsus-Kommission bearbeitet von Karl-Heinz Weimann. Wiesbaden 1963. XII & 100 p.

Band III: Das Leib-Seele-Geist-Problem bei Paracelsus und einigen Autoren des 17. Jahrhunderts, von Ernst Wilhelm Kämmerer, Wiesbaden 1971. VIII & 138 p. = Marburger Phil. Diss.

34. Paracelsus, Humanisten und Humanismus. Ein Beitrag zur kultur- und geistesgeschichtlichen Stellung Hohenheims. Wien 1964. 32 p. *In:* Salzburger Beiträge zur Paracelsus-Forschung, Heft. 4.

35. Das Buch der Erkanntnus des Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus. Aus der Handschrift mit einer Einleitung hrsg. von Kurt Goldammer. Berlin 1964. 58 p. = Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, hrsg. von Wolfgang Stammler u. a., Heft 18.

36. Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Theologische und religionsphilosophische Schriften. Bd. II: Ethische, soziale und politische Schriften. Schriften über Ehe, Taufe, Buße und Beichte. Bearbeitet von Kurt Goldammer. Wiesbaden 1965. LIX & 444 p. = Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Sämtliche Werke, 2. Abteilung usw. (vgl. Nr. 12).

37. Der Beitrag des Paracelsus zur neuen wissenschaftlichen Methodologie und zur Erkenntnislehre. *In:* Medizinhistorisches Journal (Hildesheim/New York) 1 (1966), 75–95.

38. Der Universalismus des Paracelsus. Seine Bedeutung und seine wissenschaftsgeschichtliche Bewährung. *In:* Festschrift zum 16. Paracelsustag der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft am 24. und 25. September 1966 zu Salzburg zum 425. Todestag von Paracelsus, 37–40.

39. Das Menschenbild des Paracelsus zwischen theologischer Tradition, Mythologie und Naturwissenschaft. *In:* Gestalt und Wirklichkeit Festgabe für Ferdinand Weinhandl. Hrsg. von Robert Mühlher und Johann Fischl. Berlin 1967.

40. Pflanze und pflanzliches Wachstum als Symbolkomplex bei Paracelsus. *In:* Die ganze Welt ein Apotheken. Festschrift für Otto Zekert. Wien 1969, 115–131 = Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung, H. 8.

41. Die Paracelsus-Forschung im Rahmen der modernen Wissenschaftsgeschichte. *In:* Deutsche Apotheker-Zeitung (Stuttgart) 110 (1970), Nr. 12, 397–403.

42. Bemerkungen zur Struktur des Kosmos und der Materie bei Paracelsus. *In:* Medizingeschichte in unserer Zeit. Festgabe zum 65. Geburtstag von Edith Heischkel-Artelt und Walter Artelt. Hrsg. von H. H. Eulner, G. Mann, G. Preiser u. a., Stuttgart 1971, 121–144.

43. Die Paracelsische Kosmologie und Materietheorie in ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Stellung und Eigenart. *In:* Medizinhistori-

sches Journal (Hildesheim/New York) 6 (1971), 5–35 = Fortsetzung von Nr. 42.

44. Paracelsus – ein Repräsentant des Kärntner Humanismus. *In:* Im Schnittpunkt. Kärntner Kulturhefte (Klagenfurt) 2 (1971), 41–45.
45. Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Theologische und religionsphilosophische Schriften. Supplementband: Religiöse und sozialphilosophische Schriften in Kurzfassungen. Eine Ergänzung zum Text und zu den textkritischen Apparaten des Corpus Paracelsicum. Bearbeitet von Kurt Goldammer. Wiesbaden 1973. XCV & 203 p = Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Sämtliche Werke, 2. Abteilung, Theologische und religionsphilosophische Schriften. Hrsg. unter Mitwirkung von Walter Artelt, Heinrich Bornkamm, Lucianus Braun, Gerhard Eis und Walther Mitzka von Kurt Goldammer, Supplement.
46. Paracelsus, Osiander and Theological Paracelsism in the Middle of the 16th Century. *In:* Science, Medicine and Society in the Renaissance, Festschrift für W. Pagel. New York 1973, 105–120.
47. La contribution de Paracelse à la nouvelle méthodologie de scientique et à la théorie de la connaissance. In: Science de la Renaissance (VIIIe Congrès International de Tours), Paris (Librairie J. Vrin) 1973, 229–243.
48. La conception Paracelsienne de l'homme entre la tradition théologique, la méthodologie et la science de la nature. *In:* Science de la Renaissance, Paris 1973 (vgl. Nr. 47), 245–259.
49. Otto Zekert, Paracelsus. Stuttgart 1968. (Vorwort und einige ergänzte Teile des posthum erschienen Werkes).
50. Theophrastus Paracelsus, Bücher und Schriften. I. Herausgegeben von Johannes Huser. Drei Teile in einem Band. Mit einem Vorwort von Kurt Goldammer. Hildesheim/New York 1971. XX & 425 & 342 & 420 p. (Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Basel 1589).
51. Dasselbe, III. Teil 6 und 7. Hildesheim/New York 1972. 440 & 439 p. (Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Basel 1590).
52. Dasselbe, VI. Teil 8 und 9. Hildesheim/New York 1972. 428 & 459 p. (Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Basel 1590).
53. Dasselbe, V. Teil 10. Hildesheim/New York 1973. 491 & 275 & 108 p. (Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Basel 1591).
54. Aus der Werkstatt der Paracelsisten des 16. und 17. Jahrhunderts. *In:* Theophrast von Hohenheim, Sämtliche Werke, Theologische und religionsphilosophische Schriften in Kurzfassungen. Wiesbaden 1973, pp. XXIX bis LXIV (vgl. Nr. 45).
55. Die vielseitigen Aspekte der Paracelsus-Forschung, *In:* Paracelsus im Blickfeld heutiger wissenschaftsgeschichtlicher Betrachtung (ein Rundgespräch). Wien 1974, 33–37 = Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung, Heft 12.

# III. Vorträge und Aufsätze

## Humor bei Paracelsus

Von Kurt Goldammer

### EINLEITUNG

#### a) Humor und Standeshumor

Man kennt die sogenannten Medizinerwitze, die in mancher Augen sogar als ein besonders apartes und interessantes Sondergebiet des Humors gelten. Sie sind ein Beispiel für das, was man als «Standeshumor» bezeichnen könnte, den es auch im Bereich der akademischen Berufe gibt und der natürlich jeweils durch fachliche Besonderheiten der zugrundeliegenden Wissens- und Anwendungsgebiete gespeist wird. Gerade Berufe, die eine grundsätzlich ernste Aufgabe haben und den Menschen in kritischen, womöglich existenzerschütternden Situationen, in seiner Vorfindlichkeit zwischen Leben und Tod treffen, entwickeln solche humoristischen Aspekte über sich selbst und über ihr Tun. So tritt uns etwa der lachende und lächelnd über sich selbst, über seine Berufsaufgabe reflektierende Theologe, Mediziner und Jurist entgegen. Das Ganze ist ein weithin noch unerforschtes Phänomen unserer Kultur, vor allem unter geschichtlichen und systematischen Gesichtspunkten. Aber der zuletzt berührte Punkt bedarf wohl besonderer Beachtung.

Es ist allerdings fraglich, ob der Medizinerwitz ein Ausgangspunkt für das Thema «Humor bei Paracelsus» ist, und ob wir gewisse Züge an dieser seltsamen und erstaunlichen Gestalt von da aus in den Griff bekommen können. Das hängt mit der großen Vielfalt, mit der geschichtlichen, psychologischen und soziologischen Breite und Unbestimmtheit des Begriffes «Humor» zusammen.

Unser Wort Humor bezeichnet ja ursprünglich wohl etwas Atmosphärisches, Gesinnungs- und Stimmungsmäßiges, eine Haltung, die etwas zutiefst und spezifisch Menschliches ist und Menschliches zum Gegenstand hat, und die etwa beim Tier

nicht vorausgesetzt wird, wenn auch das Tier oft als Träger oder Vermittler von Humorigkeit gleichsam allegorisch benutzt wird. Das aber ist gerade, zum Beispiel in der Tierfabel, ein literarischer Kunstgriff, mit dem der Mensch sich selbst und seine menschlichen Schwächen verstehen und belächeln lernen will in einer Weise, die dem Tier eigentlich nicht zu Gebote steht und die ihm nur untergelegt wird. Humor ist also insoweit etwas ausgesprochen Humanes, ja man könnte sagen: ein Phänomen von Humanität im weitesten Sinne.

Ebenso bemerkenswert ist, daß Humor von Anfang an anscheinend mit der Sphäre des Religiösen zusammenhängt, zumindest dort, wo die Religion im Polytheismus das Heilige in menschengestaltigen Göttern manifestiert sieht. So gewahren wir es jedenfalls in der europäischen Kulturgeschichte, in der germanischen Mythologie, in der Welt der griechischen Götter, die sehr oft über ihresgleichen, über die Menschen und über sich selbst lachende Gottheiten sind, und gleichzeitig Gestalten, über die auch der Mensch lachen darf. Das Thema ist oft angesprochen worden. P. Friedländer hat es zuletzt in seiner Untersuchung über «Lachende Götter» (Studien zur antiken Literatur und Kunst, 1969) behandelt. Selbst das Christentum, eine in ihren Grundzügen ernste Religion, kennt Züge des Humors zumindest in volkstümlichen Darstellungen seiner Heilsbotschaft. Es zeigt damit, daß der Existenzernst einer Lebens- und Glaubenshaltung das Element des Humors nicht ausschließt.

Das Wort Humor aber entstammt dem medizinischen Sprachgebrauch: der antiken medizinischen Anthropologie, Physiologie, Psychologie und Pathologie, der Konstitutionslehre von den «humores», den Körpersäften, die in ihren verschiedenen Mischungen als Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle das Temperament und die Verhaltensweisen des Menschen bestimmen. Der Mensch ist also konstitutionsmäßig gleichsam ein «humoriges» Wesen, sein «Humor» ist konstitutionsbedingt. Mangel an Humor ist ein diagnostisches Warnzeichen!

Unter «Humor» werden bekanntlich in der heutigen Sprachregelung sehr verschiedenartige Aeußerungen subsumiert, die alle mehr oder weniger das *Lachen*, das *Lächeln* oder die *Heiterkeit* auslösen sollen: der Witz mit seiner knappen und scharf pointierten Einführung des Unerwarteten, Ueberraschenden, mit seiner Kontrastierung von Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem, mit seiner Verbiegung logischer Konsequenzen, Schalk,

Ironie, Sarkasmus, Spott, Hohn, groteskes Verhalten, Possenhaftigkeit, Lustigkeit, Komik, Satire. Das alles auf einen Nenner zu bringen, ist fast unmöglich, wenn man eben von der im Humor liegenden Pointiertheit, von der Akzentuierung des Unmöglichen oder Undenkbaren und von der Reaktion des Lachens, des fröhlichen oder auch manchmal des bitteren und bösen, absieht. Humor spottet insofern jedes Definitionsversuches, mehr noch als etwa der Witz im engeren Sinne, und es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine solche Definition oder auch nur eine Analyse zu geben. Auch die Frage nach echtem oder falschem oder scheinbarem Humor können wir nicht stellen. Anstelle von wissenschaftlichen oder kulturphilosophischen Analyseversuchen mögen hier aber zwei Zitate aus Hermann Hesses «Steppenwolf» stehen, die aus dichterischer Schau und Reflexion in mancher Hinsicht vielleicht gerade auch für den «Steppenwolf» Paracelsus aufschlußreich sein könnten, für einen der in der Welt des Bestehenden leben und doch aus ihr immer wieder fliehen oder in ihr sich isolieren mußte:

«Den andern aber, den Gebundenbleibenden, deren Talenten oft das Bürgertum große Ehren zollt, ihnen steht ein drittes Reich offen, eine imaginäre, aber souveräne Welt: der Humor. Die friedlosen Steppenwölfe, diese beständig und furchtbar Leidenden, denen die zur Tragik, zum Durchbruch in den Sternenraum erforderliche Wucht versagt ist, die sich zum Unbedingten berufen fühlen und doch in ihm nicht zu leben vermögen: ihnen bietet sich, wenn ihr Geist im Leiden stark und elastisch geworden ist, der versöhnliche Ausweg in den Humor. Der Humor bleibt stets irgendwie bürgerlich, obwohl der echte Bürger unfähig ist, ihn zu verstehen. In seiner imaginären Sphäre wird das verzwickte, vielspältige Ideal aller Steppenwölfe verwirklicht: hier ist es möglich, nicht nur gleichzeitig den Heiligen und den Wüstling zu bejahen, die Pole zueinander zu biegen, sondern auch noch den Bürger in die Bejahung einzubeziehen. Es ist ja dem Gottbesessenen sehr wohl möglich, den Verbrecher zu bejahen, und ebenso umgekehrt, ihnen beiden aber, und allen anderen Unbedingten, ist es unmöglich, auch noch jene neutrale laue Mitte, das Bürgerliche, zu bejahen. Einzig der Humor, die herrliche Erfindung der in ihrer Berufung zum Größten Gehemmten, der beinahe Tragischen, der höchstbegabten Unglücklichen, einzig der Humor (vielleicht die eigenste und genialste Leistung des Menschentums) vollbringt dies Un-

mögliche, überzieht und vereinigt alle Bezirke des Menschenwesens mit den Strahlungen seiner Prismen. In der Welt zu leben, als sei es nicht die Welt, das Gesetz zu achten und doch über ihm zu stehen, zu besitzen, ‚als besäße man nicht', zu verzichten, als sei es kein Verzicht — alle diese beliebten und oft formulierten Forderungen einer hohen Lebensweisheit ist einzig der Humor zu verwirklichen fähig.»

«Aller höhere Humor fängt damit an, daß man die eigene Person nicht mehr ernst nimmt.»

Von hier aus wird man vielleicht von der, wie wir noch sehen werden, nicht eindeutigen und zwiespältigen Rolle des Humors und von seiner Problematik im Leben und Denken des Paracelsus etwas erfassen können.

### b) Humor im 16. Jahrhundert

Vor allem müssen wir Abschied nehmen von manchen herkömmlichen Vorstellungen und von unseren Humorbegriffen, wenn wir uns mit Humor im 16. Jahrhundert, also in der Paracelsus-Zeit, beschäftigen wollen. Die Humorigkeit der Menschen dieser Epoche dürfte nicht so direkt, scharf und rational in der Herstellung von Zusammenhängen, so durchsichtig und klar wie die unsere gewesen sein. Ihre Bilder und Bezugspunkte sind für uns nicht immer sofort verständlich (und das gehört ja für uns zum Humor!), teils wegen der geschichtlichen Hintergründe, teils wegen der Verschiedenheit der Mentalität. Diese Humorigkeit war einerseits wohl gröber und polternder, andererseits aber auch versteckter, hintersinniger und feiner in ihren Anspielungen, Bildern und Symbolen als die von heute, bedächtiger und behutsamer. Etwas davon dürfte bis in die Gegenwart im bäuerlichen Humor fortleben. Aber letzten Endes packte sie auch zu. Sie will zum Lachen oder Lächeln bringen, Heiterkeit erzeugen, sie will aber auch belehren und moralisieren. Humor findet eine Heimat in der Novellistik der Renaissance. Hier könnte, ebenso wie in manchen Exempla-, Erzählungs- und Schwanksammlungen, eine Quelle des Paracelsischen Humors liegen.

In dieser Epoche hat der Humor oft fein ironische Seiten, wie sie sich in der Satire, im Schwank und im Fastnachtsspiel äußern können. Vieles davon dürfte ziemlich altes, immer neu

umgeformtes Traditionsgut sein. Insbesondere aber tritt er uns in starker Mischung mit Derbheit, Aggressionslust, Zeit- und Umweltkritik entgegen. Die aggressiven Züge zeigen sich ganz besonders in der Verbindung mit dem weit verbreiteten Grobianismus der Zeit. Auch hinter den Unflätigkeiten der wissenschaftlichen, religiösen, gesellschaftlichen und politischen Polemik steckt oft noch eine gute Portion von polterndem, ehrlichem und wohlmeinendem Humor, — bei aller Bosheit und Aggressionslust. Damit kann der Humor wieder eine Ausdrucksform letzten Ernstes sein. Das zeigt sich etwa auch in der Neigung zum Paradoxon, das in seiner klassischen Ausbildung bei Sebastian Franck solche Züge aufweisen kann, ähnlich wie im Encomion Moriae des Erasmus.

### c) Humor des Arztes der Paracelsus-Zeit

So ist es auch mit dem ärztlichen Humor in dieser Zeit. Auch er spielt sich offenbar weithin in der medizinischen Polemik und in der standesinternen Kritik ab, soweit für uns erkennbar, ebenso in der damals wie heute üblichen Kritik an den Aerzten von außen. Die wissenschaftliche Literatur im engeren und engsten Sinne enthält ihn kaum. Sie hat, ebenso wie die theologische, philosophische und juristische, ein ernstes Gesicht und ist zutiefst sachbezogen. Bei Paracelsus allerdings ist hier eine bemerkenswerte Auflockerung zu verzeichnen, die mit der Eigenart seiner Schriftstellerei zusammenhängt, mit den von ihm gesuchten neuen wissenschaftlich-literarischen Formen und mit den neuen Ausdrucks- und Gestaltungsmethoden in der Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse.

Ob es damals schon so etwas wie Medizinerwitze gab, vermag ich nicht recht zu beurteilen. Es ist fast anzunehmen. Gerade Paracelsus könnte auf diese Vermutung führen. Es gibt ja auch einen sog. «Klosterwitz» als Ausdruck einer sehr engen Standes- und Lebensgemeinschaft und ihrer internen Probleme, dessen Ursprünge weit in das Mittelalter hinabreichen dürften. Er wird im wesentlichen mündlich tradiert beziehungsweise entwickelt. Die wahrscheinlich vorhandenen Medizinerwitze des Spätmittelalters und des 16. Jahrhunderts würden wir heute nur schwer verstehen. In die Literatur sind sie als lebendiges sprachliches Alltags- und Gebrauchsgut kaum oder nur beiläufig ein-

gegangen, nicht in eigenen Sammlungen, sondern allenfalls in Zitaten und satirischen Kritiken. Wahrscheinlich hatten sie eine andere Temperatur als die heutigen, «lagen» sie irgendwie anders.

Daß man sich über schwache Seiten des Arztes lustig machte, auch in der schönen Literatur, war nur zu natürlich. Wenn allerdings Paracelsus, z. B. in seiner Tartarus-Schrift und in ihrer Polemik, von den «humoristen» unter den Aerzten redet, wenn die Ausdrücke «humor», «humorisch» und «humorist» bei ihm oft vorkommen, dann geht es natürlich nicht um ärztlichen Humor, sondern eben um jene wichtigen Grundbegriffe der Konstitutionslehre und Pathologie der Antike und des Mittelalters. «humor» in diesem Sinne ist ein konstitutionsbildendes, die Gesamtverfaßtheit des Menschen in Gesundheit und Krankheit betreffendes Element und damit nur ganz allgemein mit unserem «Humor» verwandt.

### d) Breite des Humors; Humor und Zeitstimmung

Humor in der Gesamtbreite seiner Erscheinung ist nicht nur eine individuelle Angelegenheit, sondern auch ein Gruppenproblem, eine ethnische und landschaftliche Frage, eine Frage der Gesellschaft und des Milieus, aus dem der humordisponierte Mensch kommt, mit dem er sich auseinandersetzt. Aber er ist eben auch eine Frage geschichtlicher Rhythmen, der Zeitstimmung. Wir können gerade in unserer Zeit den tierischen Ernst ganzer großer Gruppen beobachten, vor allem in unserer jungen Generation, die offenbar völlig humorlos dahinleben, denen insbesondere die Fähigkeit abhanden gekommen ist, einmal über sich selbst herzlich zu lachen, deren Humor wir zumindest nicht verstehen oder deren groteske Aeußerungen wir allenfalls als makaber empfinden. Das gilt auch von politischen Richtungen und Observanzen, die als Ganze und in ihren Individuen die Fähigkeit des lösenden und befreienden Lachens und des Humors anscheinend verloren haben, desto mehr, je dogmatischer und doktrinärer ihre Verfaßtheit ist, — angesichts deren dann auch der Umwelt das Lachen vergeht. Und andererseits gibt es ethnische Gruppen, die mit einer bewundernswürdigen Gabe des Humors, auch in der Selbstironisierung, ausgestattet sind, und die so in der Lage sind, auch mit Situationen bitter-

sten Ernstes noch lachend fertig zu werden. Ich denke etwa an den jüdischen Humor und an den reichen Schatz jüdischer Witze, in denen er sich äußert.

Diese besondere Verknüpfung des Humors und seiner Eigenheiten mit dem Wechsel der geschichtlichen Gegebenheiten und der Milieubedingtheiten gilt es zu beachten, wenn wir uns mit dieser Frage einem Manne wie Paracelsus in seiner Zeit nähern. Erwarten Sie deshalb auch bitte vom Referenten keine Beiträge zur allgemeinen Heiterkeit. Das Thema «Humor bei Paracelsus» ist in seiner Weise ein durchaus ernsthaftes Thema. Es ist ein Thema, das im Grunde nur historisch verständlich ist, das uns deshalb die historische Relativität dessen, was man Humor nennt, besonders eindringlich vor Augen führt, gleichzeitig aber auch seine übergeschichtlichen Züge.

## § *1. Humor bei Paracelsus — Diskussionsstand*

Ueber das humoristische Element bei Paracelsus sind immer wieder allerlei Behauptungen allgemeiner Art aufgestellt worden, die allerdings mehr den Wert von Vermutungen haben. Wer das Werk und die Biographie Hohenheims im Ueberblick kennt, wird vielleicht den Eindruck gewinnen, daß er zumindest in bestimmten Perioden und Situationen seines Lebens ein recht lustiger Geselle gewesen sei, der im Kreise von Zechkumpanen und Gesinnungsgenossen heiter zu sein und zu scherzen liebte. All das bleibt jedoch hinter dem Schleier, der über seinem Leben überhaupt liegt, und trägt mehr hypothetischen Charakter. Wir wissen nicht, welcher Art die Scherze waren, die er in fröhlicher Gesprächsrunde von sich gab. Wir können sie eventuell aus Bemerkungen in seinen Schriften erschließen. Aber dort erscheinen sie eingeordnet in andere gedankliche Zusammenhänge. Damit werden sie versachlicht und gewinnen sie ein ernsteres Gesicht. Aus der Kenntnis seiner Biographie und seines Werkes, aus Mutmaßungen über sein Persönlichkeitsbild kann man umgekehrt sogar auf die Frage stoßen, ob nicht Paracelsus bei aller gelegentlich bemerkbaren Neigung zu Scherz und Lustigsein womöglich ein humorloser Mensch war, und zwar aus den verschiedensten Gründen. Denn Lustigkeit und Humor sind ja nicht identisch.

Der Luzerner Augenarzt Josef Strebel ist Verfasser einer

kleinen Studie über den «Schalk» Paracelsus.[1] Aber auch hier bleibt die Betrachtung äußerlich und gipfelt in der Vorführung jener seltsamen Regenwurm-Kur, die Paracelsus in St. Gallen am entzündeten Finger eines Knaben vorgenommen hat und die schon Sudhoff als eine souveräne und listige, humorvolle Selbstverteidigung des attackierten Heilmeisters gedeutet hat, den man wieder einmal der Kurpfuscherei und der Ignoranz zu bezichtigen versuchte. Aber ist das, wenn man es als Schalkhaftigkeit einordnen will, Humor?

Von seinen Gegnern ist Paracelsus schon früh als marktschreierischer Quacksalber und Possenreißer angeprangert worden, der die Leute mit scheinbar tiefsinnigen Redereien, pseudowissenschaftlichen Theorien und anmaßenden Prahlereien zum besten hielt. Diese Behauptung ist teilweise auch in die Hohenheim abgeneigten medizingeschichtlichen Darstellungen eingegangen. Kann man solche vermeintlichen Züge von Situationskomik mit Schalkheit und Eulenspiegelei in Verbindung bringen? Das alles ist unbefriedigend und trägt letztlich zum Thema wenig aus. Das humoristische Element bei Paracelsus aufzuspüren, ist wesentlich schwieriger, als es auf den ersten Blick scheinen mag, zumal da die Züge von Humor in zahlreichen Implikationen vorliegen.

Hier kann nur ein vorläufiger Versuch unternommen werden, an Hand einer relativ schmalen, aber wahrscheinlich repräsentativen Basis genauer untersuchter Quellen der Frage nachzugehen und so etwas zum Persönlichkeitsbild eines großen ärztlichen Praktikers und Theoretikers in einer Wendezeit der europäischen Heilkunde beizutragen. Sicherlich war auf diesem Gebiet Paracelsus einmal nicht der Erste und Größte, als den ihn schwärmerische Verehrung sonst gern verherrlicht. Als Quellen kommen ganz besonders «Vorreden» und Einleitungen seiner großen Reformschriften in Betracht, autobiographische Bemerkungen und Partien in einzelnen seiner Werke und polemische Aeußerungen, die außerordentlich zahlreich sind. Vor allem muß die große Rechenschaft über sein ärztliches Tun in den sogenannten «Kärntner Schriften» herangezogen werden, die uns seit einigen Jahren in einer neuen kommentierten Ausgabe des Landes Kärnten (1955) vorliegen, darunter insbesondere die

[1] Josef Strebel, Der Schalk in Paracelsus. In: J. Strebel, Paracelsus-Studien. Bern 1941, S. 61–68.

autobiographischen «Defensiones Septem», — eine Apologie und Rechenschaft über sein ärztliches Tun. Gerade das Neuartige seines Schreibens und der von ihm verwendeten literarischen Gestaltung ermöglicht Zugänge zum Phänomen des Humors inmitten eines Werkes, das grundsätzlich ein wissenschaftliches und damit ein ernsthaftes sein will.

## § 2. *Berufshumor*

### a) Das Lachen über die ärztlichen Narren

Paracelsus war zweifellos eine sarkastische Natur, ein hintergründiger, wohlmeinender und zugleich bissiger Spötter. Er hat eine Art von meist bitterem, manchmal aber wohl auch für ihn selbst lösendem und befreiendem «Berufshumor» entwickelt, den man im Rahmen des literarischen Zeitstiles sehen muß. Gelegentlich kann man eine Art von versteckten «Witzen» entdecken.

Seine sarkastische Natur äußert sich im halb belustigten, halb verzweifelten Lachen, in das der Naturforscher und Naturphilosoph ausbricht, wenn er die Unterlassungssünden der Aerzte in der Diagnose betrachtet, weil sie keine naturtheoretischen Kenntnisse haben: «Wer wollt aber nicht lachen unter den Philosophis der natürlichen Dingen, so sie betrachten und sehen, daß die Aerzt ausgelassen und vergessen haben die notwendigsten Stück, so sich in der Philosophei erfinden und gründen und in der Arznei hie auch zustahn mit viel Krankheiten und Schmerzen.»[2] Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse dieser Aerzte vergleicht er mit den Kochkünsten vagierender Schüler, die die zusammengebettelten Speisen in eine Schüssel schütten und einen großen Brei daraus machen, der kaum sehr wohlschmeckend und bekömmlich sein kann. Da werden Naturkunde und Medizin auf momentane Einfälle («visiones») gegründet. «Ist eben ein Ding [=dasselbe], als die Arzet den Seich in der Prillen sehen. Ist ein groß Ding, so er weiß, ob der Rock blau oder grün sicht [=aussieht], und sucht den Rat seines Kranken auf dem gesalbten Daumennagel.»[3] Weil die Aerzte

[2] De origine et causis morborum, L. 3, tr. 1; 1. Abt. IX, S. 122 (1531).
[3] Von den unsichtbaren Dingen, 4. Buch, 10; 1. Abt. IX, S. 321f. (1531).

von der Naturforschung keine Ahnung haben, glauben sie, daß die Muttermilch aus dem menstruum entstehe. «O ihr Fantasten, erforschet die Natur besser, ehe ihr schreibt!» [4] Aus diesem «Exkrement der Frauen» kann keine Speise werden. «Du meinest, es werde Milch daraus? Es würde eher ein Wasserkalb daraus!» [5] Diese Aerzte wissen nicht, wie aus den Nierenexkrementen ein Harnstein entsteht: «Pfui, was lernt ihr Doctores? Allein den Narren zu Kolben!» [6] Es ist schon mehr als eine schmerzliche Heiterkeit, in die er hier ausbricht, wenn er sich den Unsinn offensichtlich falscher medizinischer Theorien vor Augen hält.

### b) Witze

Manchmal entsteht im Zuge dieser Kritik fast so etwas wie ein Witz. So wenn er die Aerzte schilt, die da glauben, daß Entstehung und Heilung bestimmter Krankheiten (z. B. des sogenannten Veitstanzes) auf gewisse Heilige zurückgehen. Nicht die Heiligen werfen die Krankheiten in die Menschen: «Wird eben [=geradeso] in uns geworfen, als wenn du Sant Dionysius Kopf nähmest oder Sant Katharina Rad oder Sant Wolfgangs Häklein und würfst's eim Bauren ins Gefräß.» [7] Diese Kausalität stimmt nicht, davon wird man nicht krank! So wenig wie man die Attribute der Heiligen in die Speise mischen beziehungsweise dem Menschen in den Mund stecken und ihn damit krank machen kann. Diese Krankheiten kommen vielmehr aus der Stärke des Glaubens im «unsichtbaren Menschen». So etwas ist nicht eine spezielle Sache des Christentums und seiner Heiligen, sondern, wie er religionsgeschichtlich richtig erkennt, eine psychologische und allgemeinmenschliche Tatsache und damit bereits vorchristlich. Diese «Heiligen» sind viel zu alt, um schon christlich zu sein, und so etwas wie Großväter. Der christliche Glaube aber hat keinen Großvater! [8] Also eine Art von historischem Witz. Die Körper (Reliquien) der Heiligen haben so viel und so wenig Wirkung, wie wenn einer hätte «viel

[4] Paramirum IV De matrice; 1. Abt. IX, S. 198 (1531).
[5] Ebd.; aa0. S. 198–199.
[6] De origine et causis morborum, L. 3, tr. 4; 1. Abt. IX, S. 154.
[7] Von den unsichtbaren Krankheiten; 1. Abt. IX, S. 270 (1531/32).
[8] Ebd.; aa0. S. 272.

Guts getan in das gemein Frauenhaus, daß dieselbigen Frauen am Sambstag nit sollten Arges tun. Und er stürb, und ihn möchte niemand gen Kirchen tragen dann die gemeinen Frauen: Sollt darum der Leib desto besser sein?» [9] Das charitative Eros-Center, begründet oder durch Zuwendungen begünstigt von einem großzügigen Spender mit der wohltätigen Absicht und mit der moralischen Auflage «Samstags nie», macht den Stifter oder Besitzer nicht zum Heiligen nach seinem Tode. Und die von ihm subventionierten Gunstgewerblerinnen werden dadurch auch keine Heiligen und sie verleihen keine Heiligkeit, wenn sie ihren Patron nach seinem Tode auf dem letzten Gang begleiten.

Ja überhaupt, was die Frauen betrifft: «Wer kann einer Frauen feind sein, sie sei gleich wie sie woll? Dann mit ihren Früchten wird die Welt besetzt, darumb sie Gott lang leben laßt, ob sie gleich gar ein Gall wäre.» [10] Der über die Physiologie und Metaphysik der Frau tiefgründige Theorien entwickelnde Junggeselle konnte es sich bequem leisten, manchmal einen Xanthippen-Witz zu reißen. Er hatte unter solchen «Gallen» ja nicht weiter zu leiden, und ihm drohte nicht der häusliche Pantoffel. Im übrigen bedeutet dieser viel zitierte Ausspruch auch ein Wort hohen Respektes vor dem Wesen der Frau. Und es steckt witzige Lebensweisheit in drolliger Formulierung dahinter: Ohne die Frauen geht es eben nicht! Gelegentlich kommt auch zotenhaft Klingendes bei ihm vor, aber sehr selten und wohl mehr wegen der Drastik des Ausdrucks.

Er witzelt oft über seine Kollegen. So nimmt er sich in der fünften Defension (1537/38) wissensstolze und bildungsbewußte und damit renommierende Aerzte vor: «Alle Sprach zu können, rühmen sie sich. Und so man es besicht, so ist's mit einem Dreck versieglet... Ein jedlicher will fliegen, ehe dann die Flügel gewachsen sind. Das ist der Betrug, daß ein jedlicher handlet, und nit weiß, was.» [11] Man kann nur das anwenden, was man wirklich gelernt hat, und braucht nicht zu prahlen und zu schmeicheln, auch nicht bei der Werbung um wohlhabende Patienten, «und einen jedlichen Knopfen [=Grobian] auf den Händen tragen, den auf einer Mistbahrn zu tragen nit gebührt». [12] Aber die Herren Kollegen führen mit ihren Patienten liebliche

[9] Ebd., Das 4. Buch; aa0. S. 322.
[10] Ebd., Das 5. Buch; aa0. S. 329f.
[11] Defensiones Septem. 5; 1. Abt. XI, S. 150; KSchr, S. 55.
[12] Ebd., 6; 1. Abt. XI, S. 152; KSchr, S. 58.

Reden «und sagent: Kommen bald wieder, lieber Herr; mein liebe Frau, gehe hin, gib dem Herren das Geleit etc. . . . Heißent einen Junker, der erst von dem Krämerladen herläuft. Heißen den andern Herr, Euer Weisheit, — ist ein Schuster und ein Tölpel, so ich duz.» [13] Vielleicht hat er das besonders in Oesterreich bemerkt, wo uns diese euphemistischen Gepflogenheiten um den «Herrn Grafen», «Herrn Doktor» oder «Herrn Direktor» noch heute begegnen.

### c) Spott und Paradoxie; Standeskritik

Ja, die Kollegen! Ueber sie entflammt sein bissiger Spott, der sicher im Zeitstil sich entfaltet, der in seiner Anschaulichkeit und in der Bildhaftigkeit der Sprache aber oft weit darüber hinauszugehen scheint und dadurch berühmt geworden ist. Hier ist er nicht nur am Schimpfen, vielmehr an ironisch gewürzter und witzelnder Standeskritik, die nicht bloße boshafte Polemik, sondern durchaus sachlich fundiert ist und oft der humoristisch gefärbte Ausdruck tiefer Verzweiflung über mangelnde Bildung und fehlendes wissenschaftliches Niveau, also letzter Ernst. Dieser Humor berührt menschliche Schwäche und menschliches Versagen, und darin ist er zutiefst menschlich.

Mit den Aerzten ist meist schwer zu reden, denn sie wissen nicht, worum es geht. Verzweifelt ruft er aus, es sei mit ihnen wie mit einem Schuhmacher, dem man erst sagen muß, wie er Schuhe machen soll, der nicht weiß, was Drähte, Fäden und Leisten sind. Oder wie mit einem Wechsler, der die Münze nicht kennt, einem Metzger, der nicht schlachten kann. [14] Der Spott geht hier schon in Paradoxien über und schließlich ins Makabre und Gallige: Diese Kollegen werden es nie lernen, bis sie selbst auf dem Kirchhof liegen, und selbst dann lernen sie es noch nicht. [15] Ganze Kaskaden von spöttischen Bemerkungen schüttet er über sie aus. Sie wissen, daß Quecksilber ein Gift ist, aber sie schmieren die Kranken damit «viel stärker dann ein Schuster das Leder mit Schmer», [16] sitzen wie «der Birnbrater hinter

[13] Ebd.
[14] Von den tartarischen Krankheiten, c. 22; 1. Abt. XI, S. 119; KSchr, S. 243.
[15] Defensiones Septem, 7; 1. Abt. XI, S. 157; KSchr, S. 62.
[16] Ebd., 3; 1. Abt. XI, S. 138; KSchr, S. 43.

dem Ofen», statt Erfahrungen zu sammeln und anzuwenden, sie können «ohn Schlitten, Karren und Wagen» nicht vor das Tor gehen, statt zu Fuß zu laufen und in der Welt sich umzusehen, fordern nur Dukaten, bleiben als «Nudeldrücker» hinter dem Ofen, «setzen sich mitten unter die Bücher und fahren also im Narrenschiff». [17] In feiner Ironie weist er das Wissen vom Papier zurück, «so das Papier die Eigenschaft hat, daß es faul und schläferig Leut macht und aber hochfertig, lernen sich selbst überreden, lernen ohne Flügel», was dem rechten Arzt zuwider ist. [18]

Unendlich oft wendet sich dieser gallige Humor gegen die «Tintenbücher» der Aerzte: Sie «sudlen's und kudlen's durcheinander und machen dann Schwaderlappen, daß die Säu lieber Dreck fressen dann ihr Gekocht(es) ... Nun schau, wie ein hübsche Kunst in den Tintenbüchern steckt und in den erdich-(te)ten Aerzten! Solch Bladerwerk [=(Luft-) Blasen] ist ihr Kunst!» [19] Die Kärntner Stände ermahnt er, den schlechten Aerzten «ein jeden Kirchhof anzufüllen nit gestatten». [20] Aber: «Gerat's wie es wölle, so hat er doch das Geld halb vorhin [= zuvor] empfangen oder ganz ... Hilft's dem Kranken nicht, so hilft's aber ihm in Säckel ... Also wird die Arznei ein Mördersgruben ... Aber nur auf dem Esel geritten, Ducaten, Gulden her; Meister Schnarkhansen, Hämmerlein, Bader, Scherer halb soviel.» [21] Man sieht förmlich, wie sich an das Vorbild der geldgierigen, durch Ignoranz glänzenden Aerzte ein Rudel von Helfershelfern, vom Wundarzt bis zum Scherer und Henker heftet, die auch alle zur Kasse bitten möchten mit ihrer Kurpfuscherei, die allerdings nur die Hälfte bekommen dürfen von der ärztlichen Gebührentaxe. «Aber die Pfennig, so mit Lügen gewonnen werden, schmecken dir baß [= besser] als mit der Wahrheit. Das lehren die Hohen Schulen.» [22]

[17] Ebd., 4; 1. Abt. XI, S. 143; KSchr, S. 48.
[18] Von der Bergsucht, 2. Buch, c. 5; 1. Abt. IX, S. 503f. (1533/34). – Das Bild von den (geistigen) Flügeln und vom Fliegen, das in derartigen Zusammenhängen oft wiederkehrt (gegen unfertige, mangelhaft gebildete Leute, Nichtskönner), ist interessant.
[19] Labyrinthus Medicorum Errantium, c. 5; 1. Abt. XI, S. 189; KSchr, S. 96.
[20] Epistola Dedicatoria; 1. Abt. XI, S. 5; KSchr, S. 15 (1538).
[21] Von den tartarischen Krankheiten, c. 20; 1. Abt. XI, S. 115; KSchr, S. 238.
[22] Paramirum, Buch 3, tract. 5; 1. Abt. IX, S. 169.

### d) Ironie und Zeitkritik

Die Universität und ihre Fakultäten und die vermeintliche Wissenschaft als Quellen vielen Uebels bekommen auch oft genug Hiebe ab. In grimmiger Ironie sagt er: «Nun ist die Frag, ob die Lehr der hochschulischen Arzt die Kunst der Arznei sei — oder die meine?» Das werde nämlich durch die Werke bewiesen. [23] Er macht sich über unangemessenen menschlichen Forschungsdrang lustig, wenn die Menschen «erforschen und ergründen, wozu die Wolle an den Schafen gut sei und die Borsten auf dem Rücken der Säue», statt darüber nachzusinnen, was der ewigen Bestimmung des Menschen dient. [24] Auch das wohl eine Kritik an gelehrter Betriebsamkeit und Krümelsucherei und an wissenschaftlicher Wichtigtuerei. Denn das Ganze seiner bissigen Standeskritik und des Hohns über mangelhafte ärztliche Wissenschaft und Vorbildung ist eingebettet in allgemeine Zeitkritik, die ebenfalls sehr oft eine humoristische Note aufweist, und in der er ganz allgemein seinen Spott über bösartige, unfähige und anmaßende Zeitgenossen ausgießt. Neben den Aerzten sind zunächst besonders die Apotheker sein Ziel, die ihm nicht wohlgesonnen waren. Diese «Dickendacker» (d. h. eigentlich Brettspieler) beklagen sich, daß er zu wenige und zu kurze Rezepte schreibe, daß er ihnen die Büchsen nicht leer mache und ihnen nicht viel Geld in die Küche schaffe. Aber wofür hat er eigentlich seinen Doktor-Eid geschworen: «Dem Apotheker zu helfen aus seinen Säcken in sein Küchen? Oder den Kranken von der Küchen mit seinem [d. h. des Apothekers] Nutz?» [25]

Zu den Ständen, die er oft beißend verspottet, gehören neben Politikern, Obrigkeiten und Juristen auch die Theologen, die sich ähnlicher Pflichtverletzungen schuldig machen, wie die zu «Polsterdruckern», «Birnbratern» und «Winkelblasern» gewordenen Aerzte. [26] Mit den falschen Aerzten verhält es sich ähnlich wie mit den falschen Aposteln, meint er wohl in Anspielung

[23] Defensiones Septem, 1; 1. Abt. XI, S. 128; KSchr, S. 32.
[24] Von den unsichtbaren Krankheiten, Vorrede; 1. Abt. IX, S. 256 f. (1531/32).
[25] Defensiones Septem, 6; 1. Abt. XI, S. 154; KSchr, S. 60.
[26] Vgl. z. B. 1. Abt. XI, S. 142. 143. 145; KSchr, S. 47. 48. 50. Zum Wandern vgl. auch Defensiones Septem, 4; 1. Abt. XI, S. 145 f. KSchr, S. 50.

auf die religiösen Bewegungen seiner Zeit. Es gibt zweierlei Arten von Aposteln: «Der ein(e) liebet Christum von wegen seines Eigennutz, darum ward ihm der Säckel des Eigennutz zugestellt.» [27] Diese historische Reminiszenz an Judas ist natürlich durchaus aktuell und zeitkritisch gemeint. Wer allerdings zu Ansehen und zu Geld kommen will, der soll sich — auch als Arzt — an den bisherigen Brauch halten und tun wie die «Bachanten», d. h. die unerfahrenen wissenschaftlichen Anfänger und vagierenden Schüler, die noch nichts Rechtes können, «aus denen gleich so wohl Domherren werden wie aus den gelehrten Leuten». Die Oeffentlichkeit wird allerdings beurteilen, ob das gut ist. Der rechte Arzt indes soll kritisch prüfen und seinen Gewohnheitstrott aufgeben: «jags aus mit den Läusen, halt dich studentisch», d. h. erarbeite dein Wissen immer neu. [28]

### e) Sprichwörtliches

Vielfach gründen sich sein Humor und seine Ironie offenbar auf sprichwörtliches Volksgut, das aus den Derbheiten seiner Polemik immer wieder einmal hervortritt. Man soll sich nicht grämen, wenn ein hoffärtiger Arzt sich mit dem Patienten nicht mehr beschäftigen will. Es wird sich schon ein anderer finden, es gibt genug Aerzte: «Will er's nimmer tun, ... laß ihn fahren. Zieht Kunze ab, so kommt Heinz an die Statt [=Stelle] ...» [29] Ob der dann besser ist, ist allerdings die Frage. Aber er muß leider von sich selbst feststellen, daß er sich um die Meinung und das Urteil der Kollegen immer wieder zu sehr gekümmert hat, obwohl sie von ihm nichts wissen wollten: «Auf das letzt hab ich vergessen, daß ich von Katzen nicht soll Schmer kaufen, und daß je ein Krügler [=Wirt] wider den andern ist ... Sie haben aber befunden, besser sei, so ich zu Wien zu S. Steffen bin, sie seien auf dem hohen Markt; gang ich an den Lugeck, daß sie gen S. Laurenz gehen.» [30] Aber er scheut nicht den Vergleich und das Streitgespräch mit den Fachgenossen, die nur um ihr Wohlergehen arbeiten und ihrer «Frauen Fürtuch sauber zu halten»: «Sehet euch nur wohl um; es muß der Katzen den

[27] Defensiones Septem, 5; 1. Abt. XI, S. 146; KSchr, S. 51.
[28] Fragment; 1. Abt. IX, S. 622.
[29] Von den unsichtbaren Krankheiten, 5. Buch; 1. Abt. IX, S. 333.
[30] Epistola Dedicatoria; 1. Abt. XI, S. 4; KSchr, S. 14 (1538).

Schwanz gelten und noch mehr dazu!»[31] Für bestimmte nur scheinbar gleichartige Krankheiten wie die «tartarischen» gibt es je nach Art der spezifischen Ursachen verschiedene Heilweisen und Mittel: «Denn ein Strick mag nit alle Glocken läuten.»[32]

### f) Das Groteske

Ausgeprägt ist sein Sinn für das Groteske. Nicht jeder, der es sich einbildet, kann ein guter Arzt sein. Er muß die Gabe, das Naturell dafür haben: «Ist gleich ein Ding als einer, der da will sein ein hübscher, feiner Gesell und vor allen andren fürbrechen, und will, ihm sollen alle Frauen und Jungfrauen hold sein, und aber er ist krumm geboren, hat einen Buckel aus dem Rücken wie ein Lauten und hat auch sonst kein Person am Leib. Wie können die Frauen einem hold sein, dem sein eigen Natur nit hold ist, und hat ihn verderbt im Mutterleib und nichts Guts aus ihm gemacht?»[33] Aus einem, der nicht dafür bestimmt ist, dem Gott nicht die Gabe gibt, wird eben kein Arzt, sowenig wie aus einem Buckligen oder Häßlichen ein Beau und erfolgreicher Casanova. Hat er bei dem Vergleichsbild etwa in grimmiger Selbstverspottung an eigene körperliche Mängel gedacht? Im Labyrinthus medicorum errantium redet er von den irregehenden, weil blinden, Aerzten. Sie leben als Blinde unter dem einäugigen Blindenkönig, dem Minotaurus, im Labyrinth falscher Künste und Wissenschaften. Aber auch ihr einäugiger König taugt nichts: «Mit dem einen Auge hat er genug zu schaffen, daß er sich nit selbst übersehe und die anderen fahren laß. Denn ein Aug sieht nur auf die Seiten, das andere ist finster.»[34]

Sarkastische Groteske ist es auch, wenn er in seiner Schrift über die rechte Beichte (De confessione et poenitentia et remissione peccatorum) die Kirchenväter, die Reformatoren, die Sektierer und die Repräsentanten der alten Kirche als arme, erbärmliche Sünder erscheinen lässt, die er — wie alle anderen

[31] De Peste (Fragment); 1. Abt. IX, S. 566.
[32] Von den tartarischen Krankheiten, c. 2; 1. Abt. XI, S. 29; KSchr, S. 145.
[33] Defensiones Septem, 7; 1. Abt. XI, S. 155 f.; KSchr, S. 61.
[34] Labyrinthus Medicorum Errantium, Vorrede; 1. Abt. XI, S. 167; KSchr, S. 73.

Stände mit ihrem egoistischen, betrügerischen Wesen — zu öffentlicher Buße auffordert, wobei sich ganz beträchtliche moralische Schwächen zeigen werden, die ihre stolzen Ansprüche mindern, ja lächerlich erscheinen lassen müssen:

«Ich setz aber ein Exempel: Es lebten die alten Scribenten, Albertus, Chrisostomus, Cirillus, Jheronimus, Ambrosius etc. Und die giengen zusammen und bekannten ihr Hoffart ihrs Schreibens, so käme der Falsch herfur, was Perlin war, was Dreck wär. Aber es ist nit... Als käm der Luther, Zwingli, Oecolampadi, Widertaufer, Clemens Septimus, filii Eckii etc. zusammen an ein Ort. Und Luther spräch von Herzen ohn Falsch also lauter heraus, als Jacobus da lernt [=lehrt] und heißt: Aus der [erg. wohl: Hoffart] hab ich das geschrieben, das darumb, das darumb; das aber nit also aus der Hoffart, das auch nit. Die Zehen Gebot hab ich nit recht ausgelegt, item das auch nit. Das hab ich verstanden, das nit, aber alles für mich genommen [= mir vorgenommen]. Dieweil die Ern [= Ernte] war, da schnitt ich Ratten [= Kornrade] und Weizen, Nessel und Münzen [= Minze]. Ich ließ alles aus der Federn laufen, überredet mich selbst, es wär alles recht. Und auf die Bekanntnus spräch Zwingli: Und ich, Zwingli, bin all mein Tag in Huerenwinkeln gelegen und mein Kunst bein Huren gelehrt, und all mein Tag hoffärtig gesein, und hat mich verdrossen, daß ich nit auch sollt etwas mehr sein bei den groben Paurn in Schweiz. Hab das und das herfürgebracht, do ich fürwahr in meinem Herzen nit weiß, ist es wahr oder erlogen. Aber den Bracht [=Hoffart] mueß ich fueren, den ich mit meins gleichen vollkommen verbringen [=vollbringen] mag, gelt sonst, wieviel er mag an ihm selbs. Und dann spräch Eck: Und ich, Eck, bin alle Tag mehr den Huern geneigt dann armen Leuten, all mein Leher stinkt vor Hoffart. Und das befindt sich wohl, und bin ein Gleisner etc., wie der Pfaffen Art ist; und wir alle seindt in der Rott, und mein Schreiben ist blauer Dunst, gefällt den Kindlen wohl und meins gleichen, Huernpfaffen und Wuechern und Verspilten, Hueren, Fürsten und Herrn. Und darnach spräch Clemens Septimus: Und ich bin wie ihr all! Ihr sollen [= nützt, taugt] nichts, und ich auch. Den List, den ihr habt über die Paurn, den hab ich auch. Wo ein jeglicher aus will, do will ich auch aus. Das wissen ihr wohl, und nichts Guets ist in mir, und geht auch nichts Guets aus mir. Das bekenn ich für mich und all mein Untertanen. - Nun secht, wann die Rottenmeister [=Ban-

denführer] zusammen kommen und bekenntens aus ihrm Herzen . . . solch ihr Sünd, — wer wollt sagen, daß Jacobus Apostolus ein ströhige Epistel gemacht hat? Allein der, der ströhig selbs ist, und der nit bekennen will, daß Falsch [= Falschheit] ist in ihm. [Anspielung auf Luther und seine Geringschätzung des von ihm als «stroherne Epistel» bezeichneten Jakobusbriefes!] O wie schmeckt der Jacobus so übel in der Nasen!» [35]

Hier wird also den stolzen Kirchenmännern, Theologen und Sektierern das Büßerhemd übergezogen, das sie selbst gern anderen verleihen, wohl auch mit einem teils bitteren, teils etwas verschmitzten Lächeln. Der ganze dramatisch bewegte Passus mutet fast an wie ein Stück eines Schwankes oder eines Fastnachtsspiels. Aber dahinter steckt zugleich tiefer Ernst: Der weittragende, im Grunde zutiefst reformatorische und immer wieder aktuelle Gedanke von der notwendigen Bußfertigkeit der Kirche und ihrer berufenen, manchmal etwas anmaßenden und betriebsblinden amtlichen Diener.

### § 3 *Selbstironie*

Der Sinn für Monstrositäten und Mißgebilde, den er mit seiner Zeit teilt, für Skurrilitäten und groteske, «unmögliche» Situationen scheint innerlich zusammenzuhängen mit einer gewissen Neigung zur Selbstironie, zum Sarkasmus über sich selbst, seine Person und sein Schicksal. Gelegentlich betrachtet er sich gleichsam lächelnd von außen. Er spricht von seiner «wunderlichen Weise», da er von Natur «nicht subtil gespunnen» sei. Was man in der Jugend empfangen hat, hängt einem «alle seine Tag» an. Und sie war bei ihm «fast grob» gegenüber den «Subtilen, Katzreinen, Superfeinen». «Dann dieselbigen in weichen Kleidern, und die in Frauenzimmern erzogen werden, und wir, die in Tannenzapfen erwachsen, verstehent einander nit wohl.» «Was ich für Seiden acht, heißen die andern Zwillich und Drillich.» [36] Er bekennt sich zur Schlichtheit und Grobheit, fast möchte man sagen: zum Derb-Gewöhnlichen.

[35] De confessione et poenitentia et remissione peccatorum; 2. Abt. II, S. 391 f.
[36] Defensiones Septem, 6; 1. Abt. XI, S. 151 f.; KSchr, S. 57.

Neben dem sonst so ausgeprägten Ueberlegenheitsgefühl, das sich in Hohn und Spott äußert, neben dem sarkastischen und ironisierenden Imponiergehabe gegenüber den bewitzelten Kollegen und Zeitgenossen steht hier eine Art von Untertreibung, die fast bis zur Selbstverhöhnung reicht und den Hohn der Gegner so auffängt. Vielleicht ist auch die Antwort auf die Vorwürfe seiner Gegner, daß seine Knechte und Schüler es wegen seiner «wunderlichen Weis» nicht haben bei ihm aushalten können, eine Art von bitterer Selbstverspottung: «Da merkent meine Antwort: Der Henker hat mir zu seinen Gnaden genommen einundzwanzig Knecht und von dieser Welt abgetan. Gott helf ihnen allen! Wie kann einer bei mir bleiben, so ihn der Henker nit bei mir lassen will?» [37] Aber auf seine «Wunderlichkeit» wird geschoben, was sein Schicksal ist. Hier kann man schon buchstäblich von Galgenhumor sprechen.

Selbstverhöhnung ist es wohl auch, wenn er sich im Zusammenhang mit religiösen Auseinandersetzungen damit verteidigt, daß es ihm wegen seiner «gecketen Zungen» schwer falle, sich in Disputationen mit redegewandten Leuten zu behaupten.[38] Es ist möglich, daß er ein Stotterer war oder sonst einen angeborenen Sprachfehler hatte, vielleicht eine Fistelstimme. Die von ihm selbst bespottete Wunderlichkeit ist eben auch ein Teil seines über andere spottenden Selbstbewußtseins und seiner nicht immer hinreichend respektierten Bedeutung. Er sieht menschliche Schwäche an sich selbst und legt sie schmunzelnd, manchmal wohl auch leise verzweifelt, bloß.

### § 4. *Grundlagen in der Biographie*

Das alles hat also offensichtlich seine Grundlagen in Hohenheims Lebensschicksalen und tritt in den autobiographischen Partien und Bemerkungen seiner Werke besonders hervor. Sein nicht gerade leichtes Leben wurde von ihm selbst als eine Art von Tragikomödie empfunden in seinen Widersprüchlichkeiten, Höhen und Tiefen, Erfolgen, Beinahe-Erfolgen, Mißerfolgen und Enttäuschungen, die dicht und oft hart kontra-

[37] Ebd.; 1. Abt. XI, S. 153; KSchr, S. 59.
[38] Vgl. Libellus de Virgine Sancta Theotoca; Karl Sudhoff, Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften, II. Berlin 1899, S. 296.

stierend nebeneinanderstehen.[39] Humor ist sicher eine Art, mit dem Leben fertig zu werden. Diese Art kann man bei Paracelsus zumindest vermuten. Solche humorige Lebens- und Schicksalsbewältigung kommt in vielen jener beiläufigen Notizen zum Ausdruck, in denen man Beiträge zu seiner Biographie sehen kann, die in seinen Schriften recht zahlreich sind.

Er weiß, daß er ob seines Landfahrens verspottet wird. Aber sein Wandern, sagt er, sei ihm durchaus gut bekommen. «Ursach halben, daß keinem sein Meister im Haus wachset, noch seinen Lehrer hinter dem Ofen hat. So sind auch die Künst nicht alle verschlossen in eines Vaterland, sonder sie seind ausgeteilt durch die ganze Welt.» «Was sagt dann der Birnbrater hinter dem Ofen? Was kann der Zimmermann sagen ohne Kundschaft seines Gesichts [= Kenntnis aus dem Augenschein]?»[40] Wissenschaften sind keine herdenweis laufenden Schlachttiere oder gut gelagerte alkoholische Getränke: «Dann Künst haben nit Füeß, daß sie dir der Metzger nachtreiben könnt. Sie sind auch nit in Küefen zu führen, noch in kein Faß zu verschlagen.» Man muß sie suchen, muß «Schuh und Hut verzehren», um sie zu sehen. «Nun gehet doch ein Buhler einen weiten Weg, daß er ein hübsch Frauenbild sehe, wieviel mehr einer hübschen Kunst nach!»[41] Das Schicksal dieser Wanderer nach der Kunst, von denen er so schmunzelnd erzählt, ist hart: «Die hinter dem Ofen sitzen, essen Rebhühner; und die den Künsten nachziehen, essen ein Milchsuppen. Die Winkelblaser tragen Ketten und Seiden an; die da wandern, vermögen kaum ein Zwilch zu bezahlen. Die in der Ringmauer haben Kaltes und Warmes, wie sie wollen; die in den Künsten, wann der Baum nicht wär, sie hätten nit ein Schatten.» Aber schon Juvenal hat ja gesagt, «daß allein der fröhlich wandert, der nichts hat. Darumb betrachten die [d. h. die Saturierten und Etablierten] denselbigen Spruch: Damit sie nit gemordet werden, bleiben sie nur hinter dem Ofen und kehrent Biren umb.»[42] Auch

[39] De secretis secretorum theologiae, Prologus totius operis christianae vitae; ebd., S. 408: «Damit hab ich diß mein Buch zu dem seligen Leben angefangen zum ersten zue beschreiben den Unseligen, danach den Seligen ... Das seindt meine Tragaediae, und ist das die Ursach, daß Gut und Böß beieinander steht, damit vollkommen Erkanntnus daraus genommen werd ...»

[40] Defensiones Septem, 4; 1. Abt. XI, S. 141. 142; KSchr, S. 46. 47.

[41] Ebd.; 1. Abt. XI, S. 145; KSchr, S. 49.

[42] Ebd.; 1. Abt. XI, S. 145; KSchr. S. 50.

hier kann er sich ein Schmunzeln über die vorsorglich sich dem Helden- und Märtyrertod entziehenden und deshalb lieber gleich daheim gebliebenen müden Wissenschaftsjünger nicht verkneifen. Sie werden allerdings auch nicht die Fröhlichkeit des besitzlosen Wahrheitssuchers und Wanderers erfahren.

Die spöttische Gelassenheit und Ueberlegenheit des Wanderers, des Nicht-Seßhaften, des Mobilen spricht aus vielen derartigen Bemerkungen. Körperliche Beweglichkeit, Bereitschaft zur Ortsveränderung, migratorische Haltung ist auch Mobilität des Geistes. Und geistige Mobilität ist das Fundament allen Humors.

### § 5. *Scherz und Ernst in der Grundhaltung*

Man wird bei Paracelsus vielleicht von einer gewissen humorigen Art der Grundhaltung sprechen können, in der allerdings Scherz und Ernst immer nahe beieinander sind. Das tritt auch dort hervor, wo er ironisch-satirisch Kritik übt. Wenn er im Labyrinthus medicorum errantium die Verwendung der Alchemie für ärztliche, insbesondere für pharmakologische, Zwecke verteidigt und dabei den möglichen Mißbrauch durch unerfahrene oder leichtfertige Aerzte ins Auge faßt, fragt er: «Wie kann ein weiser Mann dem feind sein, das mißbraucht wird? Wie kann einer einer Lasur feind sein, so ein Maler etwas Arges daraus macht? Wer einem Stein, so der Steinmetz ihn verderbt hat? ... Wer kann einem Hund verargen, wenn man ihn auf den Schwanz tritt, so er beißet? Welches von beiden heißt der Kaiser an Galgen henken: den Dieb oder das er gestohlen hat? Nämlich den Dieb!» [43] Es ist ähnlich, wie wenn er fragt, wer eigentlich einer Frau feind sein könne, weil sie eine Frau ist. Jedes Ding hat seine Sinnfülle, was nicht hindert, daß daraus Unsinn gemacht wird. Mit sarkastischen Fragen will er an Verantwortung erinnern und Verantwortung schärfen, auf Grundsätzliches aufmerksam machen. Dem dient letztlich all sein Humor. Und er exemplifiziert: «Gott hat Eisen geschaffen; aber das nit, das daraus werden soll. Das ist: nit Roßeisen,

[43] Labyrinthus Medicorum Errantium, c. 5; 1. Abt. XI, S. 186; KSchr, S. 93.

nit Stangen, nit Sicheln, allein Eisenerz. Und im Erz gibt er's uns.» [44]

In lustigen Uebertreibungen schärft er die Pflicht zur Aufgabenerfüllung, zur Gewissenhaftigkeit und zur umfassenden Information ein, mahnt er an Verantwortung mit einer humoristischen Abgrenzung des Schöpfungswerkes. Oft neigt er zu paradoxen Formulierungen. Alles Erreichbare soll der Arzt in Betracht ziehen und kennen: «Nit allein auf einem Esel reiten, auf anderen auch; auf Kamel, auf Roß, auf Dromedari.» «Wie übel stünd es einem Juristen an, der nicht wüßt, was des Kaisers Gewalt wäre, Willen und Gesetz... Wie kann ein Vogel fliegen, er hab denn seine Flügel und seine Federn? Wie kann denn einer ein Doctor sein, der weder Flügel noch Federn hat, mit denen er fliegen soll und die er soll haben? Es sagt die Schrift, daß der Glaub ohne Werk ist tot... Ist denn nicht auch tot der Arzt ohn Arznei [d.h. wohl: ohne Kenntnis der Heilkunde]? Ist denn nit auch tot der Meister, der nichts kann?» «Wehe dem Arzt, der kein Arznei hat; wehe dem Fechtmeister, der kein Schwert hat; wehe dem Christen, der ohn Werk ist.» [45]

In diesem humorigen «Widersinn», dem Paradoxen, wie man damals sagte, wiegt letztlich der Ernst vor. Paracelsus war ein Mann des Widersinns, aber er war im Grunde eine ernste Natur, auch dort, wo er ironisch wird und zum Lachen reizen will. Er war nicht nur Praktiker, sondern auch Theoretiker, ein Mann der Grundsatzproklamationen und der Selbstbesinnung. Die religiös-sittliche Komponente ist konstitutiv für sein Wesen, auch für seine Umschreibung der ärztlichen Aufgabe. Das hindert ihn freilich nicht, sogar in religiösen Ueberlegungen und Argumentationen gelegentlich seinen Sarkasmus walten zu lassen, so wenn er über die Leibesauferstehung einmal sagt: «Denn sollten wir kommen mit unserm Leib, den wir auf Erden haben, gen Himmel, mit den Zahnlücken, mit den Körperbeinen, dér glatzköpfig, dér kolbet [= mit Geschwüren bedeckt], dér sonst unflätig, — das wird ein seltsamer Himmel sein. Sollten wir denn in der Glorifizierung [= Verklärung] hübsch werden, und andere Zähne wachsen, andere Haut, andere Füße und Hände, und alle Gebrechen abgehen, mit Wol-

[44] Ebd.; 1. Abt. XI, S. 187; KSchr, S. 94.
[45] Von den tartarischen Krankheiten, c. 22; 1. Abt. XI, S. 120; KSchr, S. 244 f.

lust erfüllt, — das wird ebenso ein elende Kreatur werden, die weniger nutz wäre als Lucifer. Es wär ein Jungbrunnen, nit ein Himmelreich, ein guter Boß [= Possenspiel]. Dàs ist aber das Himmelreich, das mit dem Tod Christi uns erlangt ist worden . . .» [46]

Humoristisch will er massive und materielle Vorstellungen von der Leibesauferstehung abwehren und dabei auf das völlig Andersartige und Neue der ewigen Leiblichkeit und künftigen Menschlichkeit hinweisen. Dahinter steckt eine ganze neuartige Theologie von großer Gedankentiefe, die sog. limbus-aeternus-Lehre. Das endet dann in ernsten Gedanken. Und so erinnert er sich: «Denn der da bedenkt den harten Gang Christi zum Tod, der soll auch gedenken, daß Leiden nicht erweckt mag werden in Völlerei, in Spielerei, in Saufereien, in Reichtum Suchen, in Lust und Freuden.» Es «muß ein Ernst sein», und das bedeutet Todesbereitschaft. [47] Das Leben ist Existenzerfahrung, Existenzbedrohung und Existenzbejahung. Und das heißt Ernst. Deshalb ist auch das Humoristische, mit dem er gelegentlich religiöse Gedankengänge umspielt, letztlich tiefer Ernst.

Hier hört die Schalkhaftigkeit auf; hier, in diesem Hervortreten der ethischen Komponente, zeigt sich der «ethische Idealist», wie man Paracelsus genannt hat. Und das schränkt den Humor ein. Der «Schalk» Paracelsus wird zum «Anti-Schalk», — oder vielleicht auch zum «Para-Schalk». Schnell vollzieht sich der Uebergang aus dem Spott und Hohn zum Zorn und Eifer. Nachdem er sich über die Liebedienerei geldgieriger Aerzte lustig gemacht hat, die jeden Tölpel um des Honorars willen wie einen mächtigen Junker hofieren, sagt er schließlich: «Es möcht ein Turteltaub zornig werden mit solchen lausigen Zoten.» [48]

Man hat Paracelsus schon früh, vor allem auch religiös, im Ketzerkatalog der Zeit unter die sogenannten «Fanatiker», die «theologi fanatici», eingereiht. Fanatiker pflegen, wie wir es heute wieder beobachten können, meist humorlos zu sein. Aber Paracelsus war kein Fanatiker, allenfalls gelegentlich ein ei-

[46] Liber de resurrectione et corporum glorificatione; Heidelberg, Cod. Pal. Germ. 476, F. 240v. Vgl. auch 2. Abt. Supplement, S. 77 f.
[47] De sursum corda; Heidelberg, Cod. Pal. Germ. 26, f. 26r.
[48] Defensiones Septem, 6; 1. Abt. XI, S. 153; KSchr, S. 58.

fernder, sich engagierender Choleriker. Und der mitmenschliche, undogmatische Zug seines Wesens, seine grundsätzliche Neigung zur weltanschaulichen und religiösen Toleranz, unter deren früheste Vertreter in der europäischen Neuzeit er gehört, förderte die humorvollen und sarkastischen Auseinandersetzungen mit einer nicht sehr verständnisvollen und auch von ihm selbst meist nicht verstandenen Umwelt. Viele Probleme unseres Menschseins und unserer Mitmenschlichkeit in unserer geschichtlichen Existenz sieht er zugleich mit Trauer und — mit einem fröhlichen Augenzwinkern. Das war für ihn wohl eine Form der Selbstbehauptung und des Ueberlebens.

Schalk, derber Spott und feine Ironie sind bei ihm oft eingebettet in religiöse Gedanken beziehungsweise erscheinen in Schriften, die stark von religiösen Problemen durchzogen sind und sich religiöser, biblischer Argumentationen bedienen. Und deren hat Paracelsus ja bekanntlich viele hinterlassen. Er warnt die Aerzte, die den alten humoralmedizinischen Theorien folgen, vor illegitimen Ansprüchen auf ihre Kunst mit Worten und Gleichnissen Jesu: Es soll «recht in das Haus gegangen werden und nit zum Fenster hineingestiegen», sie sollen nicht den Schatz suchen, den der Rost frißt, denn dann haben sie eben auch den Rost. Man kommt nicht zur Wahrheit, wenn man «überzwerch» in das Haus der Heilkunde einsteigt und nur irdische Güter anstelle des Reiches Gottes sucht.[49] Der Arzt soll also nicht zum Dieb, zum Spitzbuben werden.

So zeigt sich bei Paracelsus auch wieder in einer ganz anderen und neuen geschichtlichen Phase der Zusammenhang zwischen Humor und Religion, der in den frühen Zeiten der europäischen Kultur zu beobachten ist, freilich in der ihm eigenen fast schwermütigen Ernsthaftigkeit, in dem Wissen um die letzten Dinge, die tiefsten Hintergründe und die Grenzen unseres Seins, aus denen für ihn auch und vor allem das Tun und die Verantwortung des Arztes fließen.[50] Dieses Wissen ist,

[49] Labyrinthus Medicorum Errantium, c. 1; 1. Abt. XI, S. 174; KSchr, S. 80.

[50] In rätselhaften Ausführungen des seltsamen, offenbar von neuplatonisch-humanistischen Mythologemen und Spekulationen beeinflußten Buches «De praedestinatione et libera voluntate» redet er vom «Gespött» der «oberen Götter» über den Menschen und vom Lachen der unteren «höllischen Götter» gegen die oberen Götter (2. Abt. II, S. 111 f.). Das geht allerdings in den hier anklingenden tragischen Tönen weit über allen Humor hinaus.

ebenso wie die humorigen Züge seines Wesens und seiner Reflektion, gegründet auf die Einsicht in die umfassende, universale Funktion des Arztes, die sich ihm mitten im Beginn der neuzeitlichen Differenzierung und Spezialisierung der Heilkunde noch einmal in großartiger und unübertroffener Weise darstellte. Es ist aber ebenso gegründet in der Erkenntnis der menschlichen Schwäche und Begrenztheit, der Mangelhaftigkeit und Unvollständigkeit all unseres Tuns. Und dieser Kontrast zwischen Ideal, Anspruch und Wirklichkeit ist eben eine Situation, auf die auch Humor antworten kann.

## ANMERKUNGEN

Die nachstehenden, durch Herrn Obermedizinalrat Dr. med. Robert Braun (Brunn a. d. Wild, Niederösterreich) angeregten Ausführungen wurden in verkürzter Form vorgetragen auf dem 3. Wissenschaftlichen Kongreß des Deutschen Institutes für Allgemeinmedizin am 30. April 1972 in Frankfurt a. M., auf der Jahrestagung der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft am 7. Oktober 1973 in Salzburg und auf der Jahresversammlung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft am 21. Oktober 1973 in Einsiedeln.

Zu den Quellen und Zitierungen aus Paracelsus-Schriften: Die medizinisch-naturwissenschaftlichen und die theologisch-religionsphilosophischen Werke werden mit folgenden Abkürzungen nach der Gesamtausgabe zitiert:

1. Abt. (mit röm. Bandzahl)
=Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus, Sämtliche Werke. 1. Abt. Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften. Hg. von Karl Sudhoff. Band I bis XIV. München/Berlin 1922ff.

2. Abt. (mit römischer Bandzahl)
=Dasselbe. 2. Abt. Theologische und religionsphilosophische Schriften. Hg. von Kurt Goldammer u. a. Wiesbaden 1955ff.

Die sogenannten «Kärntner Schriften» werden außerdem zitiert nach:
KSchr = Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus, Die Kärntner Schriften. Ausgabe des Landes Kärnten. Hg. von Kurt Goldammer. Klagenfurt 1955.

Die Zitate sind zur Erleichterung des Verständnisses nach dem Lautstand der kritischen Textrezension unter leichter Angleichung an die moderne Orthographie und in moderner Interpunktion wiedergegeben.

Für einige Hinweise auf Textstellen weiß ich mich meinem Mitarbeiter, Herrn Studienrat Norbert Kircher, zu Dank verpflichtet.

# Hutten und Paracelsus, zwei Schicksale der deutschen Renaissance *

von Robert-Henri Blaser

Hutten und Paracelsus haben in ihrem Lebenslauf wie in ihrer Geisteshaltung viele Aehnlichkeiten, ja sogar Gemeinsamkeiten, obwohl sie nie in persönlichem Kontakt gestanden haben.

Ihr Dasein ist gekennzeichnet durch Unstetigkeit, Unruhe, Verfolgtsein. Ihre geistige Entwicklung wird bestimmt von Kampfesmut, Ungestüm, Unerbittlichkeit, mit denen sie ihre Ansichten durchsetzen. Sie befreien sich von mittelalterlicher Enge, öffnen sich allem Zukunftsträchtigen und wenden sich der deutschen Sprache zu, um sie als Mittel wissenschaftlicher Darlegungen und kritischer Auseinandersetzungen zu gebrauchen.

Unstetes Dasein und kämpferisches Leben finden sich in vielen Biographien bedeutender Menschen miteinander verknüpft, es scheint manchmal, als ob sie einander bedingen. Denn wer kämpft, sitzt gewöhnlich nicht hinterm warmen Ofen, wer umhergetrieben ist, neigt nicht zu friedlicher Konzilianz.

Hutten wie Paracelsus entstammten süddeutschen Adelsgeschlechtern.

Ulrich von Hutten kam 1488 auf Burg Steckelberg bei Fulda zur Welt. Sein Vater gehörte einem weitverzweigten fränkischen Adelsgeschlecht an und war ein robuster Mann. Seine Mutter war eine zarte und sehr fromme Frau. Von ihr hatte der Sohn die kleine Statur, die Zartheit des Körpers. So durfte er nicht das Waffenhandwerk ergreifen, wie er gern wollte, sondern wurde für den geistlichen Stand bestimmt. Mit elf Jahren kam er als Novize in das Benediktinerstift Fulda, hier erwarb er seine hervorragenden Kenntnisse des Lateins. Aber er fühlt sich nicht zum Mönch und Priester geboren, und mit siebzehn Jahren flieht er aus dem Kloster und beginnt ein Scholarenleben.

Paracelsus kommt, als Philippus Theophrastus von Hohenheim, 1493 in der Schweiz auf die Welt. Sein Vater ist der Abkömmling eines schwäbischen Edelmannes. Er war in die Schweiz

* Prof. Dr. Rudolf Zellweger (Neuchâtel), dem lieben Freund und Kollegen, mit herzlichen Glückwünschen zum 60. Geburtstag gewidmet.

gewandert und arztete in Einsiedeln im Kanton Schwyz. Dort heiratete er eine einheimische Klosterhörige. Die Kinder aus solchen Ehen unterstanden dem Erbuntertanengesetz (das übrigens bis 1798 in Geltung war), und deshalb war der Sohn Schweizer, worauf Paracelsus später immer wieder mit Stolz hingewiesen hat. Die Mutter starb früh und ließ Vater und Sohn allein. Um das zehnte Lebensjahr endete für Paracelsus, wie für Hutten, die Geborgenheit des Kindesalters. Der Vater zog mit dem Neunjährigen in die Fremde, er wandte sich nach Villach in Kärnten, wo er ebenfalls praktizierte. Philipp Theophrastus wurde zunächst vom Vater unterrichtet, dann kam er in eine Klosterschule. Mit vierzehn Jahren begann dann für ihn die Wanderschaft, er zog als Scholar von Universität zu Universität. Wie Hutten.

Der war von Fulda zunächst nach Köln geflohen. Dort trug er sich in die Universitätsmatrikel ein und begann an der Artistenfakultät humanistische Studien, die seinen Sprachgeist schärften und seine poetische Ader weckten. Im Sommer 1506 schon zog der unruhige Geist weiter nach Erfurt. Dort fand er durch Crotus Rubianus, seinen Kameraden aus der Klosterschule, der acht Jahre älter war und ihm wahrscheinlich bei der Flucht geholfen hatte, Eingang in den Kreis der Humanisten. Aber die Wanderlust trieb Hutten weiter. Im Winter ist er an der neueröffneten Universität zu Frankfurt an der Oder zu finden. Dort erwirbt er die Würde eines Baccalaureus. Im Winter 1507 auf 08 immatrikulierte er sich in Leipzig.

1507 begann Paracelsus sein Studium an deutschen Universitäten. Unstet wie Hutten, wechselte er immer wieder die Hochschulen, so daß wir nicht genau wissen, wo er studiert hat. 1513 finden wir ihn in Ferrara. Er latinisiert seinen Namen und heißt nun Paracelsus.[1] 1515 erwirbt er in Ferrara den Doktorgrad der Medizin. Dann läßt er sich als Feldscher anwerben und lernt auf den Kriegsschauplätzen der Zeit.

Um das zwanzigste Lebensjahr haben Hutten wie Paracelsus ihre Studien beendet. Aber sie werden nicht seßhaft. Ihr Wandertrieb läßt sie weiter schweifen. Doch kommt nun bei beiden der Kampfgeist zum Durchbruch.

[1] Offiziell tritt diese Benennung allerdings erst 1529 auf dem Titelblatt seiner «Practica gemacht auf Europen» (Sudhoffs Ausgabe I/7,459) in Erscheinung.

Paracelsus zieht, nach Beendigung des Kriegsdienstes, als Arzt durch ganz Europa. Spanien, Portugal, England, Dänemark, Preussen, Polen sind Stationen seiner Wanderschaft. Wo er jeweils war und wann, ist nicht feststellbar. «Non fixis pedibus me dedit terra» — ich bin nicht geboren, auf einer Stelle zu bleiben. In diesen Wanderjahren löst er sich immer mehr von der Schulmedizin. Wie er als Bub auf Wanderungen mit dem Vater die Pflanzenwelt kennenlernte, in den Kärntner Bergwerken und Schmelzhütten die Mineralien studierte, später die Heilbäder in ihren Wirkungen beobachtete, so sammelt er jetzt weitere Erfahrungen bei kranken Menschen, aber auch bei Badern, Scherern, bei Schäfern. Die mittelalterliche Medizin, in antiken Vorstellungen gefangen, muß abgelöst werden durch eine neue Heilkunst, die aus Beobachtung und Erfahrung und aus den Kräften der Natur erwächst. Das Erkennen einer neuen Heilkunde wird zum Kampf für eine neue Medizin. In diesen Jahren entsteht sein erstes großes Werk, das «Volumen Paramirum».

Hutten hatte früh, mit achtzehn Jahren etwa, zu schreiben begonnen. Er verfaßte Gelegenheitspoesien, Lob- oder Klagegedichte, Widmungsverse. Das erste größere Werk entstand 1510, als er zweiundzwanzig war, in Rostock. «Querelen» waren 20 Elegien, scharf geschliffene, großartig formulierte lateinische Distichen, in denen er leidenschaftlich seine Greifswalder Gastgeber anklagt, die ihn zuerst aufgenommen, dann aber fortschickten und ihn sogar ausplündern ließen. Er ruft Freunde zu Hilfe und appelliert an die Solidarität aller Humanisten. Den Anlaß bildeten also persönliche Erlebnisse. «Die Hebamme von Huttens Geist war der Zorn», sagt David Friedrich Strauß, sein Biograph.[2] Das gilt für das erste größere Werk wie für alle späteren; genau so wie bereits beim Erstling elegante, klar umrissene Formulierungen und geistreiche Wendungen gefunden werden, die alle seine späteren Werke auszeichnen.

Wie war es zu den «Querelen» gekommen? Hutten hatte Leipzig verlassen, das ihm sein weiteres Leben lang in schlechter Erinnerung bleiben sollte, denn dort hatte er sich venerisch infiziert, hatte sich die Franzosenkrankheit, die Lues, geholt,

[2] *David Friedrich Strauß:* Ulrich von Hutten. 3. Auflage (Neudruck) Leipzig 1938

die in diesem Jahrhundert bei Hoch und Niedrig, Jung und Alt verbreitet war und als die Seuche der Renaissancezeit gelten darf. Obwohl er unter Geschwüren am linken Bein litt, machte er sich im Spätsommer 1509 wieder auf die Wanderschaft. Sein Weg führte ihn zunächst durch Brandenburg nach Pommern, wo er — weniger ein fahrender Ritter noch ein wandernder Scholar, sondern schlicht ein kranker Bettler — sich kümmerlich durchschlug. Vom Vater erhielt er seit der Flucht aus dem Kloster kein Geld, dagegen unterstützte ihn, wenn auch unregelmäßig, wie es scheint, ein Vetter. In Greifswald immatrikuliert, wird er für einige Zeit von einem wohlhabenden Professor aufgenommen, dann aber davongejagt, wie er es geschildert hat. Besser ergeht es ihm in Rostock, wo er wirkliche Freunde findet. Aber nicht lange, und er zieht gen Wittenberg. Von da macht er sich auf den Weg nach Wien. Unruhe, Unstete, Wunsch, viele Länder, manche Universitäten und ihre Lehrer kennenzulernen? «Ich wohne nirgendwo lieber als überall», heißt es in den «Querelen».

In Wien hatte der Humanismus eine große Anhängerschaft und der junge Poet wurde gut aufgenommen, besonders von Vadian. Bald aber gab es Streitereien. Hutten hatte Lektionen über Poetik gehalten, was der Rektor der Universität verbot, da Hutten nicht die entsprechende akademische Würde besaß. So zieht er weiter. In Wien aber war ein neues Werk entstanden, ein Gedicht auf Kaiser Maximilian. Hier werden zum erstenmal politische Töne hörbar, wird ein nationales Thema gewählt. Vadian ließ das Poem drucken, als Hutten Wien schon verlassen hatte und gen Italien zog.

Was wollte er dort? Einmal lockte es ihn, das Mutterland des Humanismus kennenzulernen, zum andern wollte er das Studium der Rechte beginnen und so dem Begehren des Vaters nachgeben, der ihn wieder unterstützte. In Pavia hört er im Frühjahr 1512 juristische Vorlesungen, aber im Juli gibt es in der Lombardei Krieg, und Pavia wird belagert. Die Schweizer, im Dienst des Papstes, halten den jungen deutschen Ritter für einen Parteigänger der Franzosen, nehmen ihn gefangen, plündern ihn aus. Hutten ist der Verzweiflung nahe, seine Geschwüre schmerzen, er hat hohes Fieber und glaubt, es gehe mit ihm bald zuende. So verfaßt er seine Grabschrift; sie lautet in der klassischen Uebersetzung von David Friedrich Strauß:

«Der, zum Jammer gezeugt, ein unglückseliges Leben
Lebte, von Uebeln zu Land, Uebeln zu Wasser verfolgt,
Hier liegt Huttens Gebein. Ihm, der nichts Arges verschuldet,
Wurde von gallischem Schwert grausam das Leben geraubt.

War vom Geschick ihm bestimmt, nur Unglücksjahre zu schauen,
Ach, dann war es erwünscht, daß er so zeitig erlag.
Er, von Gefahren umringt, wich nicht vom Dienste der Musen,
Und so gut er's vermocht, sprach er im Liede sich aus.»

Hutten gelingt es dann, sich loszukaufen, er verläßt das verwüstete, von Hunger und Seuchen geplagte Pavia und wendet sich nach Bologna. Aber er hat keine Geldmittel mehr und muß, obwohl leidend, in Kriegsdienste treten. Die dichterische Frucht dieser Zeit und seiner Erlebnisse sind Epigramme an den Kaiser Maximilian, die sich mit patriotischem Feuer gegen dessen Feinde, Venedig und die Franzosen, wenden. Die letzten Epigramme aber greifen, in scharf satirischen Tönen, den Papst an, Julius II., der persönlich am Krieg teilnimmt und den er auch für den Sittenverfall Roms verantwortlich macht.

1513 kehrt Hutten nach Deutschland zurück und besucht auch seine Eltern auf der Burg Steckelberg. Er ist bestrebt, irgendwo ein festes Amt zu bekommen. Es gelingt ihm durch Vermittlung des Ritters Eitelwolf vom Stein, der schon bei der Flucht aus Fulda seine Hand im Spiele hatte und früh Huttens Talent erkannte. Eitelwolf stand Albrecht, dem Markgrafen von Brandenburg, nahe, der Erzbischof von Magdeburg, Administrator des Bistums Halberstadt war und dem es jetzt gelingt, mit riesigen Einkünften aus dem Ablaßhandel — er fungiert hier als Generalbevollmächtigter für Deutschland — die Würde des Erzbischofs von Mainz zu kaufen und 1514 zugleich Kurfürst von Mainz zu werden. Albrecht ist aber auch ein Anhänger des Humanismus, ein Förderer von Kunst und Wissenschaft, und so kann Eitelwolf, der in Mainz hohe Verwaltungs- und Hofämter bekommen hat, Hutten, für den man juristische Aufgaben vorsieht, einen Posten verschaffen.

Für den Einzug Albrechts als Kurfürst und Erzbischof verfaßt Hutten ein Huldigungsgedicht, wobei er Eitelwolf als Vorbild des Ritterstandes erwähnt und harte Kritik an dem so gegensätzlichen Leben und Denken des deutschen Adels übt. Ein

großes Geldgeschenk ist der Dank Albrechts. Im Frühjahr geht Hutten nach Bad Ems, in der Hoffnung, die Thermalquellen würden seinen Gesundheitszustand bessern, so daß er die geplante zweite Italienreise, die auch Bedingung für eine endgültige Anstellung in Mainz war, ausführen könnte. Aber in Ems treffen ihn zwei Nachrichten, die alles ändern: Eitelwolf vom Stein ist unerwartet gestorben, und sein Vetter, Hans von Hutten, ist ermordet worden.

Hans von Hutten war Stallmeister beim Herzog Ulrich von Württemberg, jung und lebenslustig wie dieser und wurde fast wie ein Freund behandelt. Leider gefiel aber dem Herzog Hansens junge Frau nicht minder. Diese Leidenschaft steigerte sich, und die bisherige Zuneigung zu Hans von Hutten wurde beim Herzog zu heftigem Haß. Auf einer Jagd erstach der Nebenbuhler hinterrücks den Gatten.

Der Adel war durch den Meuchelmord herausgefordert, es entzündete sich der schwelende Groll, der die Ritterschaft gegenüber der zunehmenden Macht der Fürsten erfüllte. Man rief zum Kampf.

Ulrich tat das Seine auf die ihm eigene und mögliche Weise. Er schrieb ein Trauergedicht auf den toten Vetter. Und dann verfaßte er die «Orationes in Ulricum Wirtenpergensem». In der ersten dieser Reden wird die Vorgeschichte und die Tat geschildert, wobei der Herzog nicht nur als gemeiner Mörder, sondern auch als Tyrann und Ausbeuter des Volkes dargestellt ist. Wenn sich Hutten auch übersteigert und den Täter schwarz, das Opfer weiß malt, so tragen doch Pathos und Ueberschwang dazu bei, daß ein rhetorisch-politisches Werk entsteht, das sich mit seinen klassischen Vorbildern — etwa Ciceros Anklagereden gegen Catilina — wohl vergleichen läßt. Die Rede wurde zunächst nicht gedruckt, wohl aber in Abschriften verbreitet.

Die zweite Rede wurde geschrieben, als die Herzogin ihrem Mann davonläuft und Schutz bei ihren Brüdern, den Herzögen von Bayern, sucht. Auch diesmal steht Schwarz gegen Weiß; der Autor hat später zugegeben, daß er die dichterische Freiheit über die Tatsachen habe triumphieren lassen. Die dritte Rede — in Italien verfaßt und rückdatiert — handelt davon, daß die Bayerherzöge und die Huttenschen gegen den Württemberger zu Felde ziehen, der Kaiser den Herzog vor Gericht lädt und schließlich die Reichsacht gegen ihn ausruft. Aber der Herzog ersinnt Ausflüchte, es kommt zum Kompromiß mit

dem alten und schwachen Kaiser. Mit den grotesken Rechtfertigungsversuchen des Württembergers rechnet Hutten in der vierten Rede ab.

Hutten war ein aktueller Schreiber, ein Tagesschriftsteller, das zeigen schon die «Querelen», das beweisen noch mehr die «Orationes». Zu Recht hat man ihn später den ersten deutschen Journalisten genannt. Und zwar gehört er zu den guten Journalisten, deren Arbeiten auch dann, wenn der Anlaß vergessen, der Inhalt verblaßt ist, durch Gehalt und Form noch zu fesseln vermögen.

Herbst 1515 brach Hutten zur zweiten italienischen Reise auf. Sie galt der Vollendung der juristischen Studien, was nicht nur für Mainz wichtig war, sondern auch die Bedingung des Vaters für weitere finanzielle Hilfe. Im übrigen war der Vater auch deshalb günstiger gestimmt, weil er gesehen hatte, daß eine Begabung wie die des Sohnes durchaus von Nutzen sein konnte. Vor der Reise schrieb Hutten noch das politisch-satirische Gedicht «Nemo». In den 78 Distichen karikierte er durch die Person des Herrn Niemand die verschiedensten Uebelstände der Zeit.

Gesundheitlich scheint es jetzt besser zu gehen. Daß er bis Rom fast ein halbes Jahr benötigt, daran ist nicht nur das winterliche Wetter schuld; es liegt auch an den Heeren der Venezianer und des Kaisers, die gegeneinander aufmarschieren. Die Eindrücke, die er in Rom gewinnt, der Sittenverfall im allgemeinen, der der Kurie im besonderen, werden in Epigrammen festgehalten, die er dem Freund Crotus Rubianus sendet. Händel, die er mit Franzosen hat, und die zeigen, daß er nicht nur die Feder, sondern auch das Schwert zu führen versteht und gegen fünf Gegner siegreich ist, zwingen ihn, Rom zu verlassen. Er setzt seine Studien in Bologna fort, wobei er auch seine Kenntnisse des Griechischen vervollkommnet.

In dieser Literatur hat es ihm besonders Lukian angetan, und er verwendet seitdem mit Vorliebe die Form des Dialogs. Nach satirischen Gedichten, die vor allem die Venezianer, die Feinde Maximilians, treffen sollen, schreibt er als ersten Dialog «Phalarismus», ein Gespräch, das in der Unterwelt stattfindet und erneut die Gestalt und die Untaten des Herzogs Ulrich ins Licht rückt. Er ist sich der Gefahr bewußt, in die er sich durch die wiederholten scharfen Angriffe gegen einen immer noch regierenden und mächtigen Fürsten begibt. Daher trägt dieses

Totengespräch den Wahlspruch «Jacta est alea», der Würfel ist gefallen; er verdeutscht ihn später mit «Ich hab's gewagt»; er bleibt von nun an sein Motto.

Unruhen unter Studenten verschiedener Nationen, wobei Hutten als Wortführer der Deutschen auftritt, lassen es geraten erscheinen, aus Bologna fortzugehen. Er taucht in Venedig auf und wird dort von den humanistischen Gelehrten mit Hochachtung aufgenommen. Die Satiren gegen die Venezianer waren zwar noch nicht im Druck erschienen, wohl aber andere gegen die Seerepublik gerichtete Worte. «Hier zeigte sich, wie das Gemeingefühl der Humanisten in allen Landen stärker war als die politisch-nationalen Gegensätze» (D. F. Strauß).

Auf der Rückreise aus Italien wurde Hutten in Augsburg im Hause des gelehrten Konrad Peutinger als Gast aufgenommen. Zur gleichen Zeit weilte Kaiser Maximilian in der Stadt. Der hochangesehene Patrizier Peutinger berichtete dem Kaiser über Huttens Reisen, seine politischen Leistungen, seine heldenhaften Taten in Italien und sein stetes Eintreten für Maximilian; er schlug vor, den Ritter und Poeten mit einem Titel zu ehren. Der Kaiser, ein Freund des Humanismus, entschied sich dafür, ihn zum Dichter zu krönen, was am 12. Juli 1517 vor versammeltem Hofe geschah. Hutten bekam den Lorbeerkranz aufgesetzt, den goldenen Ring angesteckt. Er erhielt das Privileg, an allen Hochschulen über Dichtkunst und Rhetorik zu lesen, und wurde zudem in allen seinen Angelegenheiten dem unmittelbaren richterlichen Schutz des Kaisers unterstellt. Hutten konnte jetzt mit Aussicht auf Erfolg eine höhere Dauerstellung am Hofe eines geistlichen oder weltlichen Würdenträgers erstreben.

1517 war für Hutten auch schriftstellerisch ein ergiebiges und erfolgreiches Jahr. Hier ist vor allem seine Mitverfasserschaft an den Dunkelmännerbriefen zu nennen. Um ihr Wesen und ihre Bedeutung zu verstehen, muß man die Vorgeschichte kennen, die schon viele Jahre lang gedauert hatte. Johannes Reuchlin, Jurist und dreisprachiger Philologe (er beherrschte Latein, Griechisch und Hebräisch), war im Streit der Kölner Dominikaner um das Schrifttum der Juden neben anderen Persönlichkeiten um ein Gutachten angegangen worden. Es war ein Zeugnis von Weisheit und Toleranz. Das gefiel den Dominikanern gar nicht, besonders nicht dem Juden Pfefferkorn, der sich hatte taufen lassen und in den Bettelorden eingetreten war. Der fa-

natische Konvertit forderte die gewaltsame Bekehrung oder die Vertreibung der Juden und die Verbrennung ihrer Bücher. Er benutzte seine amtliche Kenntnis des Gutachtens zu einer Indiskretion und veröffentlichte eine Schmähschrift, den «Handspiegel», gegen den führenden Kopf des Humanismus. Reuchlin antwortete mit dem «Augenspiegel». Der Kampf, der schon 1509 begonnen hatte, steigerte sich in weiteren Publikationen, die immer schärfer werden, und erweiterte sich zur grundsätzlichen Auseinandersetzung zwischen Fortschritt und Rückschritt. Daß Hutten auf Reuchlins Seite stand, war selbstverständlich, und er hatte es schon 1514 mit einem Gedicht «Triumphus Capnionis» (Reuchlins Triumph) bewiesen. Es war den führenden Humanisten bekannt, wurde aber, da es Reuchlins Sieg vorausnahm, aus taktischen Gründen erst 1518 gedruckt.

Als Gegenstück zu einem ernsten Briefwechsel, den Gelehrte mit Reuchlin geführt hatten und der unter dem Titel «Clarorum virorum Epistolae» 1514 herauskam, planten jetzt die Freunde Reuchlins einen fingierten Briefwechsel aus dem Lager der Gegner, worin unbekannte, obskure Persönlichkeiten ihre ganze Beschränktheit und Hinterhältigkeit offenbaren sollten. Eine Satire, die mit dem scholastischen Denken und Argumentieren abrechnete, es der Lächerlichkeit preisgab, besonders durch Nachahmung des miserablen Lateins der Mönche, und die so raffiniert gemacht war, daß an verschiedenen Orten die Dominikaner glaubten, es seien echte Briefe zu ihren Gunsten, und den Verkauf förderten.

Für den Verfasser hielt man Hutten. Das stimmte aber nur zur Hälfte. Den ersten Teil schrieb nämlich sein Freund Crotus Rubianus. Aus dem gleichen Geist und mit gleichem Können schrieb Hutten den zweiten Teil (62 Briefe), der 1517 erschien. Während Crotus Rubianus vor allem lächerlich machen wollte, war Huttens Ton an vielen Stellen pathetischer und kräftiger. Er zielte auch deutlicher auf seine besonderen Anliegen: Kampf der Korruption und dem Sittenverfall Roms.

Ganz aus dieser Stimmung heraus befaßt er sich mit der Neuherausgabe einer Schrift des Laurentius Valla, eines Humanisten des frühen 15. Jahrhunderts, die jetzt hochaktuell wirkt. Es geht um nichts anderes als um den Nachweis, daß die sogenannte Konstantinische Schenkung vom Jahre 750, bei der der oströmische Kaiser dem Bischof von Rom seine Insignien

übergibt und ihn zum Herrscher über Italien und das westliche Europa erklärt, eine Fälschung ist. Auf diese von der Kurie gefälschte Urkunde gründet sich der weltliche Machtanspruch und die ganze Anmaßung Roms. Die Widmung dieser Neuedition ist «mit echt Huttenscher Dreistigkeit» an den Papst gerichtet. Dabei wird unterstellt, daß Leo X. ein friedlicher, gerechter und freiheitlicher Papst sei, der die Wahrheit über alles liebe, während die Schuld für die Verbrechen der Kirche bei seinen Vorgängern zu suchen sei. — Um die gleiche Zeit formuliert der Augustinermönch Martin Luther zu Wittenberg seine 95 Thesen. Er legt sie zunächst ordnungsgemäß seinem Bischof vor.

Das dritte Lebensjahrzehnt des Hutten wie des Paracelsus war mit Wanderfahrten ausgefüllt. Den einen führten sie durch Deutschland, Oesterreich und Italien, den andern durch ganz Europa. Beide waren aber um ihr dreißigstes Lebensjahr zur Reife gekommen und zu einer gewissen Ruhe, erstrebten auch eine feste Stellung. Geistig und schöpferisch war eine Etappe erreicht, der Weg für das weitere Wirken gewiesen.

Hutten war mit dreißig ein anerkannter Schriftsteller und hatte eine Position. Paracelsus hatte im «Volumen Paramirum» seine Anthropologie geschaffen und ließ sich im 31. Lebensjahr in Salzburg als Arzt nieder. Aus Unruhe schien Ruhe geworden zu sein, auch für ihn. Da bricht der Bauernkrieg aus, in Franken, in Thüringen, in Tirol. Paracelsus, in seinem ganzen Wesen voll sozialer Verantwortung, verarztet die Bauern nicht nur, sondern sympathisiert auch mit ihnen. Das führt zu seiner Verhaftung. Allerdings kann man ihm nichts nachweisen. Aber Paracelsus fühlt sich nicht sicher, er geht wieder davon. Nach Ingolstadt und weiter die Donau hinauf, dann nach Schwaben, in den Schwarzwald. Er landet schließlich in Kolmar. Ueberall geht ihm der Ruf seiner Heilerfolge voran, die oft spektakulären Charakter haben. Auch in Straßburg, wo er gegen Ende 1526 erscheint, ist das der Fall, ebenso in Basel, wo er weltbekannten Männern wie Erasmus von Rotterdam und dem Buchdrucker Froben Hilfe bringt.

Der Rat der Stadt Basel nimmt das zum Anlaß, ihn als Stadtarzt zu berufen, und verpflichtet ihn zugleich zu Vorlesungen an der Universität. Die Fakultät wird nicht gefragt, Paracelsus stellt sich ihr auch nicht zur üblichen Disputation; er findet, es sei für ihn nicht notwendig, seine Befähigung nachzuweisen

gegenüber den Vertretern der alten Schulmedizin. Im Gegenteil. Er sagt ihr den Kampf an. Die «Intimatio», mit der er sich am Schwarzen Brett den Studenten vorstellt, ist eine Fanfare, ein revolutionärer Aufruf, ein Bekenntnis zu einer neuen Heilkunde, die aus der Vertiefung in die Natur und ihre Geheimnisse schöpft, ist ein vernichtendes Urteil über «die meisten Aerzte heutiger Zeit» und die Professoren, die «ihre Weisheit aus Hippokrates, Galenos und irgendwelchen anderen Lehrbüchern zusammengebettelt».

Paracelsus war, ähnlich wie Hutten, ein Charakter, der Kompromisse ablehnte, sich nicht zu einem geschmeidigen Vorgehen entschließen konnte, der heftig und gereizt reagierte. Der, wie alle großen Neuerer es tun, den Standpunkt des Alles oder Nichts einnimmt und der Welt den Fehdehandschuh hinwirft. «Jacta est alea» oder «Ich hab's gewagt» — das hätte auch sein Wahlspruch sein können.

Bald gibt es neuen Zündstoff. Paracelsus wirft die «Summa medicinae», ein völlig auf alte Autoritäten ausgerichtetes Buch, öffentlich ins Johannisfeuer. Auch beschwert er sich beim Rat der Stadt, daß er keine Doctores promovieren darf, daß ihn die Fakultät verleumdet, die anderen Aerzte gegen ihn aufhetzt und ihm überall Schwierigkeiten zu bereiten, ja sogar seine Vorlesungen zu verhindern sucht. Auf alle Fälle sind Spione unter seinen Hörern. Sie sind vermutlich maßgeblich an der Abfassung des Schmäh- und Spottgedichtes beteiligt, das an den Kirchentüren angeschlagen wurde und Paracelsus schwer verunglimpft. Der Rat untersucht die Angelegenheit. Wegen einer anderen Sache kommt es zum Gerichtsverfahren. Der Domherr Cornelius von Lichtenfels, ein wohlhabender Mann, hat für die Heilung seines Leidens eine hohe Belohnung ausgesetzt, zahlt aber dann, als Paracelsus ihn rasch kuriert, nur das übliche Honorar. Der berühmte Arzt verliert den Prozeß und macht nun seinem Aerger Luft, denn so etwas war ihm schon öfter passiert. Auf Flugblättern beschimpft er alle und jeden. Als er vernimmt, daß man ihn deshalb ins Gefängnis werfen will, flieht er bei Nacht und Nebel aus der Stadt, in der er soviel Aerger und Widerstand erlebt hatte.

Er geht zurück ins Elsaß, nach Kolmar. Obwohl er dort mit Freunden und Zechgenossen ein fröhliches Leben führt, treibt es ihn wieder fort. Stationen seiner neuen Wanderschaft sind Eßlingen, Nördlingen, Nürnberg, wo er 1529 eintrifft. Dort

werden seine Schriften über die Syphilis gedruckt, dann aber ihre Verbreitung durch den Rat der Stadt verboten. Die Nürnberger hatten durch den Reichtagsabschied von 1524 die Ausübung der Zensur für alles, was in Deutschland gedruckt oder vertrieben wurde, übertragen bekommen. Die tiefere Schuld an dem Verbot aber hatte — indirekt und postum — Hutten mit seinem Buch über die Franzosenkrankheit und das Guajak.

Hutten hatte wiederholt etwas gegen seine Krankheit getan, Heilbäder aufgesucht, Kuren durchgemacht. Es hatte sicher zu einer Linderung des Leidens geführt, sonst hätte er nicht große Reisen, weite Ritte zu Pferd machen können. Während seines Aufenthaltes zu Augsburg 1518 hatte er sich zu einer Radikalkur entschlossen. Sie war ihm empfohlen worden vom Leibarzt des Kurfürsten und Erzbischofs, Heinrich Stromer, der mit ihm befreundet war und sich am Hofe zu Mainz für ihn eingesetzt hatte. Es handelte sich um die Guajakkur, die als Allheilmittel gegen die Lustseuche in Mode gekommen war und als «Hoffnung der Menschheit» und «Ruhm der Neuen Welt» bezeichnet wurde. An dieser Propaganda hatten die Fugger einen guten Anteil, denn ihnen brachten Import und Vertrieb des Guajakholzes riesige Gewinne.

So unschön wie die Symptome der Syphilis — offene Geschwüre, Schwellungen, knochenartige Verhärtungen, Lockerungen der Bänder, Muskelschwund — so unschön war die Therapie. Der Kranke mußte über einen Monat in einem warmen, von der Außenluft abgeschlossenen Raum liegen, Guajakholztee trinken, dazu fasten und außerdem die Geschwüre mit Bleiweiß-Salbe oder dem Schaum der Guajakabkochung einschmieren. Nach zwei Monaten spürte Hutten einen Erfolg. Er erklärte, er «fühle sich wie neugeboren». Im Wiederbesitz seiner Kräfte hielt er sich für moralisch verpflichtet, den Lobpreis dieser göttlichen Medizin zu verkünden und alle Leidenden auf diese Weise an ihren Wohltaten teilhaben zu lassen. Sogleich nach Abschluß der Kur, im Herbst 1518, begann er mit der Niederschrift seines Buches «De Guaiaci medicina et morbo Gallico» und beendete sie Anfang 1519. In 26 Kapiteln werden Ursprung, Ursache und Symptome der Lues abgehandelt, wird der Guajakbaum, der in Westindien und Südamerika wächst, geschildert, dessen harzreiches Holz, als Tee gekocht, den Indianern als Mittel gegen Geschwüre und Geschwülste und auch

gegen die Syphilis diente. Dann beschreibt er ausführlich die Guajakkur, berichtet von seinem eigenen Leiden und der wundersamen Besserung, ja völligen Heilung. Das Buch war seinem Fürsten gewidmet, wurde in Mainz gedruckt und bald ins Deutsche, Englische und Französische übersetzt. Es fand weite Verbreitung.

Allerdings gab es manche gelehrte Aerzte, die den Wert des Guajakholzes anzweifelten und meinten, mit Abkochungen von Wacholder-, Tannen- oder Obstbaumholz erziele man dasselbe. Auch Paracelsus verdammt das Guajak in seiner Schrift «Vom Holtz Guaiaco gründlicher Heilung» und bemerkt, die Wundertätigkeit des Holzes wirke sich vor allem auf die Gewinne der Importeure und Händler aus. Das hörten die Fugger natürlich nicht gern, und Huttens Lobschrift war ihnen dienlicher. Und nun im Jahre 1529 wollte Paracelsus weitere Syphilis-Schriften herausbringen. Da griff Heinrich Stromer ein, der jetzt Professor in Leipzig und Dekan der Medizinischen Fakultät war. Er protestierte beim Rat der Stadt Nürnberg und überredete ihn zu einem Verbot der schon gedruckten Schriften. Es war wohl nicht nur das Gedenken an seinen Freund Hutten, das ihn bewog, sondern mehr noch die Hoffnung auf den Beifall der Fugger und eine entsprechende Belohnung.

In Augsburg hatte Hutten Näheres vom Kampfe Luthers gehört, aber es interessierte ihn nicht sehr, sonst hätte er eine Begegnung mit dem Augustinermönch, der ja in der Stadt anwesend war und sich vor dem päpstlichen Legaten, Cajetan, verantworten sollte, gesucht. Hutten hielt den Streit für eine interne Auseinandersetzung zwischen den Mönchsorden. Vielmehr befaßte er sich damit, eine Rede auszuarbeiten, die er vor dem Reichstag halten wollte und die die drohende Türkengefahr zum Thema hatte. Er rief die deutschen Fürsten zur Einigkeit und zum Kampf auf, charakterisierte dabei die Schwächen der Deutschen und erinnerte die römische Kurie an ihre Aufgabe, zu beten anstatt Kriegspläne und ihre Finanzierung auszuarbeiten. Auf Rat Peutingers und anderer Freunde will Hutten aber die Rede, bevor sie in Druck geht, kürzen und die angriffigen Stellen mildern.

Die Eindrücke, die Hutten in Augsburg gewann, die Beobachtungen Cajetans und seines Gefolges, waren Impuls für eine neue Satire, «Febris» (Das Fieber). Es ist ein Gespräch, das

das Wohlleben der Geistlichen und der Reichen geisselt; auch die wachsende Abneigung gegen das Hofleben wird spürbar.

Anfang 1519 stirbt Kaiser Maximilian. Herzog Ulrich, einen Zwischenfall zum Anlaß nehmend, zieht gegen die freie Reichsstadt Reutlingen und nimmt sie ein. Daraufhin ruft der Schwäbische Bund zum Kampf gegen den Landfriedensbrecher. Hutten ist natürlich dabei, wenn es gegen den alten Feind geht, es tut ihm auch wohl, sich wieder einmal als Ritter zu bewähren. Er lernt bei dieser Gelegenheit Franz von Sickingen kennen. Bald verbindet beide Männer eine enge Freundschaft, und Hutten übersetzt für ihn die Satire «Febris» ins Deutsche. Auch Huttens Briefwechsel, der schon immer lebhaft war und zu seiner literarischen Produktion gezählt werden muß, wird durch die Erlebnisse des Feldzuges besonders befruchtet. Die Fehde führt zur Eroberung aller Städte, fast ohne Schwertstreich. Der Herzog flieht vor der Uebermacht, kommt nach Monaten mit Hilfstruppen zurück, wird aber wiederum aus seinem Lande vertrieben, diesmal für viele Jahre.

Hutten, der eine fünfte Rede gegen Ulrich von Württemberg entworfen hat, läßt alle Briefe und Schriften, die auf diesen Handel Bezug haben, drucken; das Buch findet große Verbreitung und wird auch in Frankreich, England, Italien und Spanien gelesen. Gesundheitlich fühlt sich Hutten so gut, daß er Heiratspläne schmiedet. Das Hofleben aber sagt ihm immer weniger zu. Wie er an einen Freund schreibt, stöhnt er bisweilen im Schlaf: «O Muse, o Wissenschaft!», und in einem anderen Brief heißt es: «O die Höfe und ihre Töpfe!». Immerhin hatte ihn der gutmütige und allen Humanisten wohlgesinnte Albrecht bereits vom gewöhnlichen Hofdienst befreit, und Hutten hofft auf weiteres Entgegenkommen des Fürsterzbischofs.

Gegen Ende 1519 schreibt Hutten den Dialog «Fortuna», in dem allgemeine nationale und soziale Anliegen zur Sprache kommen, in dem aber auch persönliche Wünsche und Ziele ihren Niederschlag finden. Ein weiterer Dialog, «Febris secunda», schließt thematisch an das erste «Fieber» an und befaßt sich im besonderen mit dem Konkubinat der Pfaffen. Hier wird schon das Zölibat zur Diskussion gestellt. Eng an dieses Werk schließt sich ein Gespräch «Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit». Rom und sein Sittenverfall stehen wieder im Mittelpunkt.

Diese Dialoge zeigen, daß Hutten seine schriftstellerische Arbeit immer mehr dem Kampf gegen Rom widmet. Da es ihm nun klar wird, daß Luthers Kampf keine interne Klerikerfehde ist, sondern sich immer mehr zu einer nationalen Angelegenheit ausweitet, muß der Augenblick kommen, in dem Hutten seine geistigen und sittlichen Kräfte, ohne den einen Schwerpunkt, den Humanismus, zu vernachlässigen, dem andern Schwerpunkt der deutschen Renaissance zuwendet, der Reformation.

Wie Hutten ist auch Paracelsus gegen die Mitte des vierten Lebensjahrzehntes auf der Höhe seines Wirkens angekommen. In Kolmar hatte er schon am «Paragranum» gearbeitet, in Beritzhausen im Labertal, wohin er von Nürnberg aus ging, schloß er es ab. Es ist das Vier-Säulen-Werk («Liber quatuor Columnarum»). Die vier Säulen der Heilkunde sind 1. die Philosophie: Erkenntnis der Natur und darauf basierend die Möglichkeiten der Heilung; 2. die Astronomie: die kosmische Gebundenheit des Menschen; 3. die Chemie: Erkennen biologisch-chemischer Vorgänge; 4. die Tugend und Gottesfurcht: Der höchste Grund der Arznei (das heißt des Arztens) ist die Liebe. — Ein anderes Werk, das er in Nürnberg begonnen und an dem er weiterschreibt, ist das «Spitalbuch».

1530 findet man Paracelsus in der Oberpfalz und in Regensburg, Anfang 1531 bis 1532 in St. Gallen. Dort verbindet ihn Freundschaft mit dem Humanisten Vadian, der Bürgermeister und Stadtarzt des ostschweizerischen Zentrums ist. Dort entsteht das «Opus Paramirum», eine Darlegung über die Entstehung der Krankheiten. Darin erklärt er den Ursprung der Erkrankungen aus den drei Prinzipien Sal, Sulphur und Mercurius, dann den «Morbus ex Tartaro», das heißt die durch den Stoffwechsel erzeugten Krankheiten, und endlich die «Morbi ex matrice», das heißt die Frauenkrankheiten. Anschließend schreibt er über die «Morbi invisibiles», wobei er auch ausführlich auf Erkrankungen durch Aberglauben zu sprechen kommt wie Heiligenkrankheiten (St. Veitstanz, St. Antonius' Feuer) sowie auf das «Versehen» der Schwangeren. Selbstverständlich ist Paracelsus in diesen Jahren auch ärztlich tätig und befestigt den Ruf seines erfolgreichen Wirkens. Dabei wird er oft wieder um den äußeren Lohn betrogen oder mit Versprechungen abgefunden, die man dann nicht einhält.

Huttens Kampf für Luther hatte um sein zweiunddreißigstes Lebensjahr begonnen. Seit der Leipziger Disputation von 1519 sahen er und andere wache Geister, um was es ging. Hutten warb unter den Humanisten für Luthers Sache. Zu den Verbündeten konnte er auch Franz von Sickingen zählen, der unlängst einen Fehdebrief gegen die Kölner Dominikaner erlassen und sich öffentlich zum Schutzherrn Reuchlins gemacht hatte. Nun erklärte er sich bereit, wenn nötig Luther Schutz und Hilfe zu gewähren. Auch mit Melanchthon stand Hutten in Verbindung, er kündigte ihm seinen neuen Dialog «Die römische Dreifaltigkeit» an. «Unsere Freiheit war gefesselt und von des Papstes Stricken gebunden, ich löse sie», heißt es in der Widmung, die originellerweise an einen kurmainzischen Rat, den Ritter Sebastian von Rothenhan, gerichtet war.

Der Dialog wurde im April 1520 gedruckt. Im Juni erschien Luthers Schrift «An den christlichen Adel deutscher Nation», im Oktober «Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche». Huttens Dialog war also thematisch für Luther etwas wie ein Wegweiser, war ein Vorreiter. Hutten übt nicht nur schärfste Kritik an Roms Machtansprüchen, Geldgier und Wohlleben, sondern ruft auch zu reformerischen Taten auf. Jeder der deutschen Bischöfe hätte von Christus her soviel Anspruch auf Macht wie der römische Bischof. Man solle die Zahl der Geistlichen auf ein Zehntel herabsetzen, es wären dann immer noch übergenug. Ihre Aemter sollten von gelehrten und würdigen, moralisch einwandfreien Männern übernommen werden, und sie dürften auch eine Ehe eingehen, damit jedem Lotterleben vorgebeugt werde.

Im darauffolgenden Werk, «Febris secunda», übt Hutten Kritik an Deutschland, seinen Ständen, zeigt aber auch die positiven Seiten seines Volkes auf. Beim Thema Pfaffen wird der Legat Cajetan persönlich und direkt angegriffen. Ort der Handlung: Reichstag von Augsburg.

Die Wende, die Huttens Wirken nun nimmt, drückt sich auch in äußeren Dingen aus. Noch immer schmückt er, wie bisher, seine Arbeiten mit Zitaten aus der klassischen römischen Literatur. Aber daneben finden sich in vermehrtem Maße Bibelstellen zum Belegen seiner Ansichten. Er nimmt sich dabei Luther zum Vorbild. Nicht minder darin, daß er in diesem Jahr beginnen wird, deutsch zu schreiben und frühere Werke

zu verdeutschen. Die erste persönliche Verbindung mit Luther ist ein Schreiben an ihn vom 4. Juni 1520.

Am gleichen Tag bricht Hutten zu einer Reise in die Niederlande auf, an den Hof des Erzherzogs Ferdinand, Bruder Karls V., des neugewählten deutschen Kaisers. Nichts Geringeres ist das Ziel, als die beiden Fürsten für seinen und Luthers Kampf und damit für eine Befreiung Deutschlands von der Unterdrückung und Ausbeutung durch Rom zu gewinnen. Die Hoffnungen Luthers, Melanchthons und vieler anderer sind mit ihm.

Das Reisegeld zahlt de facto Albrecht, denn er hat ihm gerade eine größere Summe Geldes zukommen lassen. Das mag verwundern. Aber war es nicht schon ein Widerspruch gewesen, daß ein deutscher Kirchenfürst einen Mann in seine Dienste nahm, der mit seiner Feder Rom und den Papst angreift? Der Widerspruch ist nur scheinbar. Albrecht war nicht nur ein Humanist und weltoffener Mann, sondern auch ein deutscher Fürst, der die römische Vorherrschaft nicht sehr gern sah und sich an der scharfen Kritik gegenüber der päpstlichen Korruption und Mißwirtschaft insgeheim freute. Denn es war ja so weit gekommen, daß der Papst für die Besetzung eines Erzbischofsstuhles 20000 Goldgulden verlangte. In Mainz war der Stuhl zweimal kurz hintereinander frei geworden, und Albrecht hatte das Palliengeld aus der eigenen Tasche zahlen müssen. Eine andere Sache war, daß er die Summe bei den Fuggern leihen mußte und nun versucht, sie durch seinen Posten als deutscher Generalkommissar für den Ablaß wenigstens teilweise wieder hereinzubringen. Was er jetzt sich von einer Reformbewegung innerhalb der Kirche — und das war es zunächst — erhoffte, war eine größere Unabhängigkeit der deutschen Kirchenfürsten von der Kurie, wobei sich für ihn die Stellung eines Primas von Deutschland ergeben hätte.

Die Reise Huttens war erfolglos, er wurde in Brüssel nicht vorgelassen. Die päpstlichen Legaten waren am Hofe mächtiger als gedacht, vermutlich witterten sie auch das Ausmaß des drohenden Unheils, und jedes Mittel war ihnen, wie daheim in Rom, recht. Hutten nahm die Warnungen, daß ein Anschlag auf sein Leben geplant sei, ernst und ritt zurück. Wie richtig er die Lage einschätzte, erhellt daraus, daß der Papst inzwischen den Bann gegen Luther ausgesprochen hatte und nun vom Kaiser und den deutschen Fürsten verlangte, Hutten zu

ergreifen und ihm auszuliefern. Albrecht redet sich heraus, er sei in seiner Magdeburger Diözese gewesen, von den letzten Schmähbriefen erfahre er erst jetzt, Hutten sei auch schon längere Zeit vom Hofdienst dispensiert. Da er jetzt in festen Burgen sitze, könne er nichts gegen ihn unternehmen, denn es bestehe Gefahr, daß er und seine Freunde dann gegen Mainz zu Felde ziehen würden. Damit aber etwas geschah, ließ er den Mainzer Drucker der Huttenschen Schriften ins Gefängnis werfen und den Vertrieb der Bücher, insbesondere die Schmähschrift gegen den Legaten Cajetan («Febris secunda») verbieten. Das alles teilte er dem Papste mit.

Hutten hatte sich nur kurz in Mainz aufgehalten, seine Freunde am Hof rieten zum raschen Weiterritt, und so begab er sich über Frankfurt zu Franz von Sickingen auf die Ebernburg.

Dort verfaßt Hutten als erstes eine Klageschrift an den Kaiser wegen seiner Verfolgung durch Rom und versucht dabei, die Dinge so darzustellen, als sei der Angriff auf ihn ein Angriff auf den Kaiser. Im selben Ton schreibt er an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, und an Albrecht von Mainz. Dieselben Anklagen, verknüpft mit nationalen Forderungen, finden sich im «Sendschreiben an die Deutschen aller Stände». Diese Sendschreiben wurden im Oktober 1520 gedruckt und durch seine Freunde überall verbreitet. Hutten läßt auch die Bannbulle gegen Luther, die vom Sommer 1520 an in Deutschland verbreitet wurde, neu drucken, versehen mit Glossen seiner Feder. In diesen Monaten war Hutten der volkstümlichste Deutsche neben Luther.

Die Verbrennung von Luthers Schriften veranlaßt ihn zu einem Gedicht, das er sowohl in lateinischen Hexametern wie in deutschen Reimen abfaßt:

«Latein ich vor geschrieben hab,
Das war eim jeden nit bekannt.
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach.»

Nur dadurch, daß er deutsch schreibt, sieht er die Möglichkeit, in die Breite zu wirken und auch die Ritter und die Bürger der Städte zu erreichen. Ebenso dient diesem Ziele die Uebersetzung früherer lateinisch verfaßter Werke wie «Febris», «Vadiscus», «Inspicientes». Der Erfolg gibt ihm recht.

Das erste größere, nur in deutsch geschriebene Werk ist «Klag und Vermahnung gegen den unchristlichen Gewalt des Papstes und der ungeistlichen Geistlichen». Es ist in Versen abgefaßt. Stilistisch und im Tenor gehört es noch zu den «Orationes» Huttens. Wärme, Herzlichkeit, zeitweises Ungestüm der Empfindung und der Rede, die den Leser fortreißt, sind nach D. F. Strauß die Qualitäten dieses Werkes.

Es folgen neue Dialoge, worunter, um die Wende 1520 zu 1521, das Gespräch «Die Bulle oder der Bullentöter», die von der Verbrennung der Bannbulle durch Luther am 10. Dezember zu Wittenberg ausgeht, und die Gespräche «Der Warner» («Monitor primus», «Monitor secundus»). Im ersten «Warner» werden das Für und Wider der Lutherschen Ideen, die Vor- und Nachteile einer Parteinahme erörtert, im zweiten treten Sickingen und der Autor selber auf. Als Vertreter des Rittertums haben sie lange Auseinandersetzungen mit einem Vertreter des Kaufmannsstandes, denn es hatte sich je länger desto mehr erwiesen, daß dieser Stand und überhaupt die Städte zu Verbündeten Luthers wurden.

Als sich auf dem Reichstag zu Worms der Kaiser, wie befürchtet, von den Ansprachen der päpstlichen Legaten stark beeindrucken läßt, verfaßt Hutten «Invektiven» gegen die beiden Legaten sowie gegen alle Kirchenfürsten, die sich auf ihre Seite stellen. Jetzt fährt er grobes Geschütz auf, droht mit Schwertgewalt. Hutten wird in diesen «Schmähreden» mehr als deutlich und ruft: «Hebet euch weg von den reinen Quellen, ihr unsaubern Schweine! Hinaus mit euch aus dem Heiligtum, ihr verruchten Krämer! Berührt nicht länger mit den oft entweihten Händen die Altäre.» Auch den Kaiser greift er persönlich an und spart in dem Sendschreiben nicht mit zornigen Worten: «Denn was hat Deutschland so Uebles verdient, daß es mit dir, nicht für dich, zugrunde gehen soll ... Ein so großer Kaiser, der König so vieler Völker, so willig zur Knechtschaft, daß er nicht einmal wartet, bis er gezwungen wird!» Dann entschuldigt er sich, in einem zweiten Schreiben, beim Kaiser für seine Heftigkeit, ebenso schreibt er an Albrecht von Mainz, es tue ihm leid, daß er auch ihn habe treffen müssen, aber die Behauptung der Wahrheit und Freiheit gehe allen persönlichen Rücksichten vor.

Der ungünstige Ausgang des Reichstages veranlaßt die Freunde, Hutten zu Taten aufzurufen. Aber der kann nicht ohne

Sickingen handeln, der es als kaiserlicher Rat und Feldhauptmann mit seinem Herrn nicht verderben will und sich eine noch bedeutendere Rolle erhofft. Außerdem beschützt das Heer des Kaisers die Legaten auf ihrer Rückreise.

Hutten aber beginnt, die erzwungene Tatenlosigkeit in kleineren Fehden abzureagieren. So schreibt er gegen das Kartäuserkloster in Straßburg, von dessen Prior er sich beleidigt fühlt, einen Fehdebrief. Die Mönche müssen Abbitte tun und Hutten eine namhafte Summe zahlen. Das ist alles ganz im Stil der Ritterfehden der Zeit, die öfters in Strauch- oder Raubrittertum ausarteten. Bei Hutten kommt eher ein politischer Akzent dazu. Dann versucht er eine Fehde gegen den Frankfurter Pfarrer Dr. Peter Meyer vom Zaun zu brechen. Der habe von der Kanzel herab gegen Luther geschimpft, dazu zwei lutherische Prediger verfolgt, auch sich als Gegner Reuchlins hervorgetan. Zugleich ruft er den Rat der Stadt Frankfurt auf, sich auf die Seite der Freiheit zu stellen, erhält aber zur Antwort, er möge sich an die geistliche Obrigkeit des Peter Meyer wenden, Gewalt gegen irgendwen werde man im Stadtgebiet nicht dulden. Hutten muß die Sache auf sich beruhen lassen. Dafür appelliert er an die Stadt Worms, sie möge eingreifen, falls der Bischof gegen einen evangelischen Prediger in Worms vorgehen wolle. In der Pfalz läßt er drei reisende Aebte überfallen und zwei Mönchen des Dominikanerordens die Ohren abschneiden. Der Medizinhistoriker Venzmer [3] vertritt die Auffassung, daß bei Hutten in dieser Zeit der luetische Prozeß auf das Zentralnervensystem übergreift und eine Charakterveränderung zur Folge hat: der bisher klug und diplomatisch handelnde Hutten schlägt wild um sich und beginnt mit jedermann Streit und Händel.

Das Verhältnis zwischen dem Kaiser und Sickingen hatte sich verschlechtert, als der Feldhauptmann aus dem befohlenen Feldzug gegen den Herzog von Bouillon nicht siegreich heimkehrte und der Kaiser ihm die geschuldete beträchtliche Geldsumme nicht zurückzahlen konnte. Dann ging Karl V. 1522 nach Spanien und hinterließ als seine Stellvertretung ein sogenanntes Reichsregiment, in dem die Kurfürsten, geistliche und weltliche Herrscher sowie die Reichsstädte vertreten waren.

[3] *Gerhard Venzmer:* Krankheit macht Weltgeschichte. 2. Auflage, Stuttgart 1960

nicht aber die Ritterschaft. Sickingen sammelte seine Standesgenossen. Bei Sickingen «wirkten persönlicher Ehrgeiz, ritterlicher Standesgeist und frommer Eifer für die Reformation, deren Ideen er eingesogen hatte, recht menschlich durcheinander» (Strauß). Um fürstliche und geistliche Vorherrschaft zugleich zu treffen, zog Sickingen gegen den Kurfürsten und Erzbischof von Trier, einen ausgesprochenen Gegner aller neuen Gedanken. Aber wieder ist das Glück Sickingen nicht hold: seine Bundesgenossen bleiben aus oder werden aufgehalten, die des Kurfürsten von Trier rücken an. Sickingen bläst zum Rückzug. Hutten ist wahrscheinlich nicht mit im Felde gewesen, einmal weil seine Krankheit sich verschlimmerte, zum andern weil er die Ebernburg schützen sollte.

Die Gegner nehmen während des Herbstes und Winters an Sickingens Verwandten und Helfern Rache, für den Frühling aber planen sie den Angriff auf die Burgen Sickingens, der den von ihm Beherbergten riet, sich in Sicherheit zu bringen, soweit sie nicht kämpfen konnten. Zu den Nichtkämpfern mußte er nun auch Hutten zählen, der sich in Deutschland nicht mehr sicher fühlte, zumal man ihn für einen Mitverantwortlichen der Sickingenschen Unternehmung ansah. Hutten zog mühselig durchs Elsaß und ging schließlich nach Basel. Die Stadt nahm ihn freundlich auf, bot ihm ihren Schutz an, der Rat machte ihm sogar ein Gastgeschenk.

Enttäuschend war dagegen die Reaktion des Erasmus. Er ließ gegenüber Dritten durchblicken, daß ihm ein Besuch Huttens nicht sehr erwünscht wäre. Die Zeit hatte die beiden einander entfremdet. Ihre Freundschaft war gegründet gewesen auf gemeinsamen humanistischen Ideen, auf der Verehrung, die Hutten dem größten Gelehrten seiner Zeit entgegenbrachte. Die heftige Art des Jüngern hatte dem weisen und stillen Aelteren nie recht gefallen, er hoffte, sie werde sich mit dem Reiferwerden verlieren. Das Gegenteil war jedoch eingetreten. Erasmus, maßvoll und vorsichtig, war durchaus für eine kirchliche Erneuerung, aber sie sollte nicht gegen den Papst und die Fürsten, sondern mit ihnen erfolgen. Die Entwicklung, die die Dinge nun nehmen, sagte ihm gar nicht zu. Er wollte vor allem aus Rücksicht auf sein Gesamtwerk und seine Stellung in der ganzen Welt keiner Partei zugerechnet werden, wollte kein Lutheraner, aber auch kein Antilutheraner sein.

Es kommt zu einem Briefwechsel und zu Veröffentlichungen,

in denen Erasmus wie Hutten nicht nur ihren Standpunkt darstellen, sondern sich auch gegenseitig anschuldigen, Vorwürfe machen, insbesondere den, die Meinung gewechselt zu haben, sich zu widersprechen. Während Erasmus mehr mit feinen Stichen den Gegner bekämpft, haut Hutten ziemlich grob drein. Seine Angriffe sind zusammengefaßt in der Schrift «Expostulatio» (Die Beschwerde). Erasmus nennt seine Publikation «Spongia» (Der Schwamm), das heißt, er will sich damit von Huttens Anspritzereien reinigen.

Der Ort, an dem Hutten seine Schrift abfaßt, ist Mülhausen im Elsaß. Er hat Basel nach zweimonatigem Aufenthalt Anfang 1523 verlassen müssen. Dafür, daß der Rat der Stadt ihm den gewährten Schutz nicht geben konnte, bestanden Gründe. Hutten hatte eine Satire gegen einen Basler Arzt, bei dem er in Behandlung war, erscheinen lassen; er schrieb an einer Anklage gegen den Kurfürsten und Pfalzgrafen, der einen von Huttens Leuten, der am Ueberfall gegen die drei Aebte beteiligt gewesen war, hatte hinrichten lassen. Auch scheint Hutten in Basel einen Umsturz im Sinne der Reformation vorbereitet zu haben.

Inzwischen wandten sich die Dinge zum Schlechteren für Sikkingen, dessen zweiter Sohn zusammen mit einigen anderen Parteigängern vom Pfalzgrafen bei Rhein gefangengenommen worden war. Seine drei Feinde — Pfalz, Trier und Hessen — zogen Ende April 1523 vor die Burg Wartenberg. Bei der Belagerung wurde Sickingen so schwer verwundet, daß er kapitulieren mußte und kurz nach dem Einzug seiner Gegner starb. Seine Schlösser wurden besetzt oder zerstört.

Während Luther Sickingens Tod als Gottesurteil ansah — daß nämlich die Sache des Evangeliums nicht mit Gewalt durchzusetzen sei —, verfaßte Hutten, trotz der Schwere seiner Krankheit und des elenden Daseins als Flüchtling, eine Schrift gegen die feindlichen Fürsten «In tyrannos»; sie ist verlorengegangen.

Auch in Mülhausen fühlte er sich nicht mehr sicher, er floh im Mai oder Juni 1523 nach Zürich, wo ihn Zwingli, der in seinem Herzen für den streitbaren Ritter mehr übrig hatte als Luther, aufnahm. Den Zürcher Behörden war indes bekannt, daß Hutten nicht nur von der Kirche, sondern auch von den weltlichen Gewalten gesucht wurde und daß er sich offene Gewalttaten hatte zuschulden kommen lassen. Er war ohne jede

Mittel, suchte Darlehen zu bekommen oder durch Glücksspiel Geld zu gewinnen. Auch zu Erpressungen, mittelbar durch seine Begleiter inszeniert, soll es gekommen sein.

Zwingli schickte ihn nach Bad Pfäfers zum Abt Johann Jacob Russinger, bei dem Paracelsus zwölf Jahre später zu Gast war. Aber die heißen Quellen konnten dem schwerkranken Hutten nicht mehr helfen. Dann wies ihm Zwingli eine Zuflucht auf der Ufenau, einer Insel im oberen Teil des Zürichsees, an, wo ein heilkundiger Pfarrer sich seiner annahm. Aber weder dieser noch zu Hilfe gerufene Aerzte konnten das tödliche Siechtum aufhalten. Am 31. August oder am 1. September starb er einen raschen Tod. Er wurde auf der kleinen Insel begraben. So wenig wie Hutten war auch Paracelsus in seinem letzten Lebensabschnitt ein Triumph seines Strebens oder auch ein wenig Glück beschieden. Er wurde zwar nicht verfolgt, aber er kam gleichwohl nicht zur Ruhe. Er zog unstet durch die Lande, lebte zeitweilig auch in der Verborgenheit. Seiner Schüler und Adepten hatte er sich entledigt. Ihren Unterhalt hatte er stets aus eigenen Mitteln bestreiten müssen. Sie aber, die ihn je länger desto weniger recht verstanden, waren nur darauf aus, die vermuteten Geheimmittel kennenzulernen und im übrigen alles, was sie ihm abgelauscht, als fahrende Wunderärzte auf Märkten oder bei Bauern in klingende Münze zu verwandeln.

Nach dem Aufenthalt in St. Gallen wandert Paracelsus allein durch die Schweiz, hält sich eine Zeitlang — wie man vermutet — im Appenzeller Gebiet auf und befaßt sich nun mit theologischen Problemen, besonders mit der Frage des Abendmahles, die damals die Geister und Gemüter bewegte. Er hat sich sogar als Laienprediger betätigt, was ihm weder bei den katholischen Pfarrern noch bei den evangelischen Predigern Beifall eintrug. Von der Schweiz aus wanderte er nach Oesterreich, das Inntal hinunter. Was ihn jetzt beschäftigte, war die Frage der Bergkrankheiten. Die Bergwerke des Inntales und Kärntens hatte er ja schon in der Jugend zusammen mit dem Vater kennengelernt und sich auf seinen Reisen durch Europa für Bergwerke immer besonders interessiert. Woher kommen Lungen- und Magenerkrankungen der Bergleute, die unter Tage arbeiten, derjenigen, die die Metalle schmelzen und brennen? Was hat es mit der sogenannten Bergsucht auf sich? Wie ist die Wirkung des Vitriols zu erklären, wie die des Queck-

silbers? Wie kann man die Erkrankungen verhüten, wie sie heilen? Er schreibt die «Drei Bücher von der Bergsucht und anderen Bergkrankheiten». Damit ist er der erste Arzt, der sich mit der Arbeitsmedizin befaßt.

Als im Juni 1534 südlich des Brenners, in Sterzing, die Beulenpest ausbricht, geht er hin, um zu helfen. Und schreibt auch sogleich aus seinen Erfahrungen heraus das «Libell von der Pest», gibt darin der Bevölkerung genaue Anweisungen über Vorbeugung und Behandlung, erntet aber beim Rat der Stadt keinen Dank. Da er nicht in pompöser Tracht auftritt, wie bei seinen Standesgenossen üblich, nimmt man ihn nicht für voll. Ueber Meran geht er ins Veltlin. Dort beeindruckt ihn die Gesundheit der Bevölkerung, die frei ist von den Zivilisationskrankheiten und Gebresten der damaligen Zeit. Dann wandert er über die Berninastraße nach St. Moritz, dann über den Albula und weiter ins Oberrheintal. In Bad Pfäfers untersucht er die Quelle nach Ursprung und Zusammensetzung, wie er das in anderen Heilbädern auch schon getan, und stellt eine genaue Indikationenliste auf. Aber bald geht es, trotz herzlicher Aufnahme durch den Abt des Klosters Pfäfers, Johann Jacob Russinger, weiter. Ins Allgäu, nach Kempten und Memmingen. Im Allgäu wird die «Große Wundarznei», deren Plan ihn seit langem beschäftigt, endgültig zu Papier gebracht. In Ulm verhandelt er über den Druck, aber dann kommt ihm der Drucker nicht schnell genug voran. Paracelsus nimmt sein Manuskript und wendet sich an einen Drucker in Augsburg. Ende Juli beziehungsweise August sind die beiden Bücher ausgedruckt, Ende des Jahres ist die Auflage vergriffen, und es wird sofort ein Neudruck hergestellt. Man sieht, daß Paracelsus als Wundarzt und Chirurg einen unbestrittenen Ruf besaß, auf einem Gebiet, das — damals wie heute — Erfolg und Mißerfolg am sichtbarsten werden läßt.

Paracelsus ist weitergezogen über Dinkelsbühl, Nördlingen, Ingolstadt nach München. Unterwegs verfaßt er die Widmung der «Großen Wundarznei». Sie ist an König Ferdinand von Oesterreich, Bruder Karls V., gerichtet, von dem er sich eine Reform des medizinischen Unterrichts erhofft. Es ist derselbe Ferdinand, den Hutten zusammen mit Karl V. für den Türkenkrieg gewinnen wollte. Dem gleichen Zweck — die Gunst Ferdinands zu erlangen — dient ein astrologisch-religiöses Werk «Prognostication auf 24 zukünftige Jahre». Er verbindet darin

Kritik an der Zeit mit Vorausschau und Ratschlägen. Das Buch kommt im August 1536 deutsch heraus. Paracelsus läßt es kurz darauf ins Lateinische übersetzen.

Von München aus reitet er dann zur Donau und den Fluß abwärts. Dann sucht er in Mährisch-Kromau den Erbmarschall des Königreichs Böhmen auf, der todkrank liegt und dem auch Paracelsus nicht mehr helfen kann. Auf der Reise schreibt er sein Buch von den tartarischen Krankheiten («De Tartaro»). In Wien will er es drucken lassen, aber die einheimischen Aerzte widersetzen sich. Die Hilfe Ferdinands, der Paracelsus zweimal empfängt, bleibt ein leeres Versprechen. Die Feinde sind mächtiger. Im Frühling 1537 verläßt er Wien, es zieht ihn nach Kärnten, seiner zweiten Heimat. In Villach, wo sein Vater wirkte, läßt er sich vom Rat der Stadt eine Urkunde ausstellen über Leben und Tod des beliebten Arztes, der vier Jahre vorher im hohen Alter von 77 Jahren verschieden war.

Dann unterbreitet er den Kärntner Ständen vier Werke, die Frucht der letzten Jahre. Er erhofft ihren Druck. Die Stände des Erzherzogtums Kärnten — Erzbischöfe, Bischöfe, adlige Herren und Ritter — verdanken auf ihrer Tagung die Widmung und versprechen baldige Drucklegung. Paracelsus glaubt fest daran, zieht unterdessen im Land umher und feiert Wiedersehen mit den Städten, Gebirgen und Seen seiner Jugend. Wo immer er darum angegangen wird, gewährt er ärztliche Hilfe.

In der «Astronomia magna», seinem bedeutendsten Werk, das er schon lange in sich trug, beschäftigt er sich mit den letzten Fragen des Menschseins; er nennt es eine «Philosophia sagax» (scharfsinnige oder — besser — hellsichtige Philosophie) und legt darin seine Anschauungen über Gottesglaube, über Astrologie, Magie, natürliches und übernatürliches Heilwirken dar. Paracelsus wartet nicht nur auf die Erfüllung des Druckversprechens — es ist übrigens erst 417 Jahre später eingelöst worden —, sondern auch auf einen Ruf des Kurfürsten Ernst von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, der 1540 Erzbischof von Salzburg wurde und Paracelsus einen «Ruheplatz» versprochen hatte Zu Beginn des Jahres 1541 ist es soweit. Paracelsus geht nach Salzburg. Aber er kann sich der Ruhe, der gesicherten Existenz, des festen ärztlichen Wirkens nicht lange erfreuen. Er ist ja schon längere Zeit kränklich. Auf dem Porträt, das er 1540 für die erwartete Kärntner Ausgabe stechen ließ, erblickt

man einen Frühgealterten, Resignierenden. Denkt er an das, was er vor einem Jahrzehnt im Vorwort («Prologus in vitam beatam») zur «Philosophia magna» schrieb? «Niemand ist dagewesen, der mir hätt Rücken und Schirm gehalten. Denn die viel seltsame Art der Menschen hat mich schwerlich verjagt und getadelt, gehindert und unwert gemacht, daß ich nit viel Ansehen gehabt hab bei den Menschen, sondern Verachtung, und verlassen blieben bin.» [4] Am 21. September 1541 macht Paracelsus sein Testament. Am 24. September stirbt er und wird, seinem Wunsche gemäß, auf dem St. Sebastians-Friedhof, der Ruhestätte der Armenhäusler, bestattet.

Hutten und Paracelsus sind einander nie begegnet. Jedenfalls ist im bislang erschlossenen Schrifttum des Paracelsus nirgendwo Hutten erwähnt, [5] während auf Luther, Zwingli, Sickingen Bezug genommen wird.

Der Besuch, den Paracelsus beim sterbenden Hutten auf der Ufenau macht, wie es Conrad Ferdinand Meyer in seinem Versepos «Huttens letzte Tage» schildert, entsprang der dichterischen Phantasie. Historisch wäre er gar nicht möglich gewesen: um diese Zeit befand sich Paracelsus in Villach. Wäre Hutten mit Paracelsus zusammengetroffen, und zwar frühzeitig, so hätte dieser ihn wahrscheinlich heilen können.

Es gibt eine Reihe zeitgenössischer Persönlichkeiten, denen beide — zu verschiedenen Zeiten — begegnet sind, zum Beispiel Erasmus, Froben, Sickingen, Vadian. Was Hutten und Paracelsus jedoch viel mehr verbindet, sind die charakterlichen, schicksalsmäßigen und geistesgeschichtlichen Gemeinsamkeiten.

Beide entstammen adligen Geschlechtern, und es ist kein Zufall, daß sie stets das Schwert bei sich geführt haben und sich

[4] zitiert nach *Georg Sticker:* Theophrastus Paracelsus. Ein Lebensbild. In: Nova Acta Leopoldina, N.F. 10, laufende Nr. 66. Halle 1941, S. 95

[5] Ohne den Verfasser zu nennen (Hutten war damals schon sechs Jahre tot) hat sich Paracelsus in der Vorrede zu seiner Nürnberger Syphilisschrift von 1529 auf Huttens Abhandlung über das Guajak und die Franzosenkrankheit bezogen; es heisst dort (Sudhoffs Ausgabe I/7,56): «Das erst Geschrei des Holzes hat ein unerfahrener und gar weltrühmig Mann in Deutschland bracht, der kein Aszendenten in ihm, denn sein Maul voll neues Geschrei zu tragen, dieser ist der Doktoren und Meister Schulmeister und Lehrmeister gewesen; was Guts er sie gelernt hat, hört man täglich von den Kranken.»

damit auch abbilden ließen. Beide beherrschten die lateinische Sprache als selbstverständliches Mittel des Briefwechsels und der schriftstellerischen Tätigkeit, beide haben sich, fast im gleichen Lebensalter, der deutschen Sprache zugewendet und sich fortan ihrer bedient. Beide sind äußerst aktive Naturen, kämpferisch, ja aggressiv, leicht reizbar und manchmal rücksichtslos — gegen andere und gegen sich selbst —, wenn es darum geht, die eigenen Ideen durchzusetzen. Mit Konsequenz verfolgen sie ihre Ziele. Unrast ist das Kennzeichen ihres äußeren Schicksals, das — auf das jeweilige Lebensalter bezogen — ähnliche Wendungen nimmt. Aeußere Not hat sie oft begleitet. Ziemlich früh sind beide gestorben. Die Todesursache war bei Hutten das Endstadium der Syphilis, bei Paracelsus vermutlich ein Tumor der Leber. Ihr unruhvolles Leben, die dauernde Hochspannung, die sie erfüllte, Notzeiten und eine wilde Art, das Dasein zu führen, haben sicher viel zum frühen Tod beigetragen. Sie hatten ihre Lebenskerze an beiden Enden angezündet. Aber bis in die Zeit vor ihrem Tod waren Hutten wie Paracelsus noch schöpferisch: ihr geistiger Elan war stärker als der körperliche Verfall.

In ihren Forderungen — nach einer nationalen Politik, nach einer neuen Heilkunde — waren beide ihrer Zeit weit voraus. Und es gab keine Schüler oder Jünger, die ihre Ideen hätten weitertragen können. Gegen Schluß ihres Erdendaseins mußten beide erkennen, daß sie nicht akzeptiert worden waren, daß sie ihre Ziele nicht erreicht hatten. Aber ihre Gedanken sind, wie alles Geistige, nicht untergegangen, sondern haben Jahrhunderte später zur Gestaltung einer neuen Zeit entscheidend beigetragen.

# Das Grab des Ulrich von Hutten

*Die Entdeckung seiner letzten Ruhestätte auf der Ufenau* *

von Erik Hug

Im Jahre 1523 starb Ulrich von Hutten, einer der großen Humanisten des 16. Jahrhunderts, auf der Ufenau im oberen Zurichsee. Man wußte nicht, wo er bestattet worden war, glaubte aber, sein Grab wieder entdeckt zu haben, als 1958 bei der Renovation der alten Pfarrkirche ein Skelett unter einer unbeschrifteten Sandsteinplatte zum Vorschein kam. Die wissenschaftliche Begutachtung der Gebeine fiel zwar negativ aus, man kümmerte sich jedoch nicht darum und veranstaltete eine Gedenkfeier, bei der das Skelett als dasjenige Huttens wiederbeigesetzt wurde. Eine imposante Grabplatte sollte über den Irrtum hinwegtäuschen. Wenige Jahre später fand der Vortragende das richtige Grab.

Ueber die Entdeckung des Grabes und die Identifizierung des Skeletts berichtete Dr. Erik Hug, wissenschaftlicher Mitar-

HUTTENUS VATES
CARMINE ET ENSE POTE
ULRICH VON HUTTEN
1488 - 1523

beiter am Gerichtlich-Medizinischen Institut der Universität Zürich, anhand zahlreicher instruktiver Lichtbilder. Die anthropologische Beweisführung stützte sich auf die historischen Angaben über die körperliche Erscheinung Huttens (zeitgenössische Berichte, Holzschnitte), die pathologische Beweisführung auf die Krankengeschichte (De morbo gallico), die Hutten von seinem syphilitischen Leiden hinterlassen hat. Es galt, alle diese Angaben mit den Befunden am Skelett in Uebereinstimmung zu bringen, was dem Vortragenden höchst eindrucksvoll gelungen ist.

Auf die Fülle der von Dr. Hug behandelten Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; sie müssen einer umfassenden Fachpublikation vorbehalten bleiben. Für die *anthropologische* Identifizierung erwies sich vor allem die Projektionsmethode als beweiskräftig, bei der die Photographie des Schädels so in die Bildaufnahme des Porträtkopfes hineinprojiziert wird, daß sich die Umrisse und vergleichbaren anatomischen Fixpunkte beider decken. Auch die zeitgenössischen Berichte über Körpergröße und Konstitution Huttens ließen sich am Skelett bestätigen.

Ebenso überzeugend war die *pathologische* Identifizierung. Für jede erkrankte Stelle des Körpers, die Hutten in seiner Schrift erwähnt, konnte durch den Vortragenden die entsprechende pathologische Veränderung am Skelett nachgewiesen werden. Die Uebereinstimmungen zwischen klinischem Befund (Krankengeschichte) und anatomisch-pathologischem Befund (Knochenerkrankungen) sind so exakt, daß an der Authentizität des Skeletts kein Zweifel mehr besteht.

«Wo in aller Welt sonst», schloß Dr. Hug seine Ausführungen, «findet sich noch ein Mann, auf den alle diese Indizien zutreffen: ein Mann im Alter von 35 Jahren, von kleiner, zarter Statur, mit den Gesichtszügen Huttens, mit syphilitischen Veränderungen an den Beinen und am Brustkorb, und zwar an ganz bestimmten Stellen, ein Mann, dem der rechte Fuß, die linke Achsel, der Kopf schmerzte, und der zu alledem noch auf der Ufenau begraben wurde. Ich halte es für höchst unwahrscheinlich, daß es einen solchen Doppelgänger gibt. Es sei denn, er heiße ebenfalls Ulrich von Hutten.»

* Leider konnte uns der Referent seinen reichillustrierten Vortrag nicht zum Abdruck überlassen; er autorisierte uns aber zur Wiedergabe dieses Kurzberichts mit zwei Darstellungen Huttens aus den Jahren 1517 (Abb. 1) beziehungsweise 1521 (Abb. 2) und einer Ansicht des geöffneten Grabes mit dem freigelegten Skelett (Abb. 3).

*Die Redaktion*

# Paracelsus und die «Franzosen»

## *Beobachtungen zur Venerologie Hohenheims*

### *Teil I: Pathologie und nosologisches Konzept**

Von Gundolf Keil und Willem Frans Daems

*Gernot Rath zum Gedächtnis* **

Paracelsus hat sich mehrfach mit dem *morbus gallicus* beschäftigt. Der Belege in seinen Schriften ist Legion [1]. Und er steht in der Auseinandersetzung mit der «neuen», «nie gehörten» und «gesehnen» [2] Krankheit nicht allein da: seit 1495

* Vorgetragen auf der Jahresversammlung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft, Pfäffikon (Schwyz) und Ufnau, 6. Okt. 1974.

** Unsere Studie ist durch eine Göttinger Seminarveranstaltung angeregt, die Gernot Rath im Wintersemester 1963/64 über das Thema «Der ärztliche Scharlatan» abhielt.

[1] Vgl. die Artikel «Franzosen» und «französisch» bei Müller (1960), S. 89.

[2] Gotteslästerediкt (1495): «die poeßen platern, die vormals bey [keins] menschengedechtnuß nye gewessen noch gehort seyn» (Z. 41–43); Niccolò Leoniceno (1497): «novam hanc esse luem nunquam a veteribus visam» (Boerhaave S. 17; Essed [1933], S. 22); Petrus Maynardus: «de eo ‹morbo› nulla est memoria» (Boerhaave S. 389; Essed S. 24); ‚Nürnberger Chronik' von 1567: «boss unerhörte kranckheit,... darvon hat man nichts wissen zu sagen» (Fuchs S. 377; Essed S. 53); Eggerik Beninga, ‚Chronijk van Oost Friesland': «de vergiftige kranckheit der pocken..., daer men niet wuste van tho seggen» (S. 431; Essed S. 63); Johan Reygersbergen, ‚Chronijck van Zeelandt' (1551): «een al te wonderlijcken plaghe..., diewelcke noyt bij menschen ghedencken ghehoort en was, ofte datter ijemandt af te spreecken wiste»; Francesco Lopez de Villabos (1498): «Fue vna pestilencia no vista jamas / En metro ni en prosa ni en sciencia ni estoria» (III, 1–2; Lanquetin S. 39; Essed S. 73); Giovanni Leoni [Leo Africanus] (1520): «Questo tal male non era prima nel Africa anzi in quei luoghi niuni l'haveva sentito nominare» (Essed S. 85); Diaz del Ysla (vor 1521): «dolençias ignotas nunca vistas ni conocidas» (Essed S. 92); Franz Muralt, ‚Comensis annalia' (zu 1495): «infirmitas est ignota nec in antiquis codicibus descripta, nullaque ab Hyppocrate, Avicenna et Galeno medicamina attributa, quum ipsi nullam de ea faciant mentionem» (Essed S. 163); Pedro Pintor (1500) spricht von einer «egritudo ignota» und einem «morbus ignotus» (Essed S. 21, Bloch [1901/11], I, S. 30; vgl. Proksch [1895], II, S. 28ff.)

schwillt das internationale venerologische Schrifttum von Jahr zu Jahr an [3].

Die Untersuchung zu Paracelsus' Syphilis-Konzept stößt verschiedentlich auf Schwierigkeiten, die teils thematisch, teils vom Forschungsstand bedingt sind. Was den Stand der Untersuchungen anbelangt, so ist das letzte Wort zur Syphilisgeschichte längst nicht gesprochen [4]. Und die Ausgabe Paracelsischer Schriften ist weder abgeschlossen [5] noch textkritisch gesichert [6]; hinzu kommt, daß lediglich ein grobmaschiger [7] Index [8] vorliegt und daß sich für das Paracelsus-Wörterbuch [9] von Weimann [10] seit mehr als 20 Jahren kein Verleger findet [11].

Die thematischen Schwierigkeiten ergeben sich einerseits vom Autor [12], anderseits vom Gegenstand her [13]. Was den Gegen-

3 Vgl. Fuchs (1843); Proksch (1895), II, S. 3ff.

4 Das gilt auch für die Periode nach der grundlegenden Untersuchung von Essed (1933); vgl. Wiedmann (1948); dazu: Eis (1956), sowie: Forsch. Gesch. Stadt Ulm 2 (1961), S. 191.

5 In der zweiten Abteilung sind die Bände I–II und IV–VII erschienen; die erste Abteilung bringt nur einen Teil der «Spuria»; vgl. Sudhoff, in: Paracelsus I, XIV, S. xxxiv f.

6 Selbst in den Syphilisschriften begegnen gravierende Fehler, beispielsweise:
I, VI, 217 «tentigo»] wahrscheinlich «lentigo»
I, VI, 338 «tincturarum»] lies «iuncturarum» wie 358
I, VI, 325 «under den blinden ist der einökelt einkrümig»] lies «ein künig»; «einökelt» ist hybride Bildung – teils Kontrafaktur, teils Entlehnung – aus «monoculus».
Vgl. auch den Hinweis auf die Versatzstücke, unten S.121, Anm. 258.

7 Diese Grobmaschigkeit erhellt bei dem Vergleich mit Weimanns Paracelsus-Wörterbuch. – Das von Walter Artelt und Paul Diepgen in Verbindung mit der Mainzer Akademie vorbereitete ‚Paracelsus-Lexikon' (Blaser [1960], S. 281) ist über Vorankündigungen nicht hinausgekommen.

8 Müller (1960).

9 Es erfaßt ausschließlich den medizinischen Wortschatz.

10 (1951)

11 Weimann ist über seinen Ansatz von 1951 inzwischen weit hinausgekommen. Das zeigen die zahlreichen handschriftlichen Nachträge in dem Exemplar, das er 1959 Gerhard Eis schenkte, und das beweisen die Folgeuntersuchungen zum Wortschatz Hohenheims, die er seit 1963 anschloß; sieh Weimann (1963); Weimann (1968), und vgl. Eis (1963).

12 Pagel (1962), S. 10f.; ders. (1958), S. 3; Sudhoff (1936); Goldammer (1953); Schipperges (1974), S. 11.

13 Sudhoff (1912), S. XIVf.; ders. (1913), S. 5f.; Essed (1933), S. 33, 61, 308f.

stand betrifft, so bezeichnen wir ihn mit dem Fachwort Syphilis, ohne uns gemeinhin im klaren zu sein, daß unsere Syphilis von heute durchaus nicht jener Krankheit entspricht, die Fracastoro 1521 [14] mit demselben Terminus belegte [15].

Das macht notwendig, daß wir — ohne den Amerikanisten oder Vertretern der Altertums-Syphilis das Wort zu reden — einen Blick auf das Krankheitsgeschehen werfen, das Paracelsus vor Augen hatte, als er seine Texte über die Franzosen-Krankheit schrieb.

Zunächst ist festzuhalten, daß es sich um eine epidemische Krankheit handelt, eine Seuche von beachtlicher Kontagiosität [16] und Virulenz, sodann ist auffällig, daß wir — im Gegensatz etwa zum spätmittelalterlichen Pesteinbruch [17] — über den Ausbreitungsweg in allen Einzelheiten Bescheid wissen: Wir wissen, daß die Spanier der neuen Krankheit auf den Antillen zum ersten Mal begegneten [18], wir kennen den Steuermann [19] von Kolumbus, der neben anderen Besatzungsmitgliedern bei der Rückfahrt von Amerika erkrankte, wir sehen, wie die Krankheit nach Kolumbus' Landung in Barcelona um sich greift [20], wie sie über die Pyrenäen nach Südfrankreich ausstrahlt [21], und es ist bis ins einzelne überliefert, wie sie im Vielvölker-Heer Karls des VIII. zur Epidemie wird. Charles VIII. — beim Zug nach Süditalien bis Neapel vorgestoßen — sieht sich im Sommer 1494 nicht nur einer Allianz zwischen Habsburg, Mailand, Venedig und Arragon gegenüber [22], sondern er hat es mit einem zweiten Feind, einer Epidemie zu tun, die nicht

14 Schönfeld (1960), S. 6f.

15 «Nos ‹morbum› syphiliden in nostris lusibus apellavimus», Fracastoro (1546), II, 11; dazu Schönfeld (1960), S. 7; Essed (1933), S.113f.

16 Essed (1933), S. 12, 70, 88 u. ö.; vgl. die Zitate unten S. 117, Anm. 209ff.

17 Zaddach (1971), S. 10–13.

18 Essed (1933), S. 90ff.

19 Diaz de Ysla (vor 1521): «... y como esta ysla fuese descubierta y hallada por El Almirante Don Xrisptoual Colon al presente teniendo platica y communicacion en las yndias. Como el ‹qual mal› de su propria calidad sea contagioso, facilmente se les apego e luego fue visto em la propria armada em hun piloto de Palos que se llamava Pinçon y en otros», vgl. Essed (1933), S. 98, 108f.

20 Essed (1933), S. 92f. nach Diaz de Ysla. Vgl. ebd. S. 72.

21 Essed (1933), S. 60.

22 Essed (1933), S. 17; vgl. Sudhoff (1912), S. 143.

bloß in Neapel [23], sondern auch bei seiner Garnison in Novara [24] ausbricht und zu erheblichen Verlusten, ja Todesfällen [25] führt. Dabei sind keineswegs allein die französischen Truppen befallen, sondern die Krankheit wütet auch [26] im Lager des Gegners [27], der — wie Karl selber [28] — spanische Mannschaften in Sold genommen hat [29]. Karl VIII. ist gezwungen, seine Positionen im Königreich Neapel aufzugeben [30]; mit dem Hauptkontingent [31] seiner Truppen schlägt [32] er sich nach Norditalien durch; an der französischen Grenze erhält das dezimierte Heer den Abschied. Und die auseinanderstrebenden Landsknechte der heterogenen französischen Streitmacht nehmen die Franzosenkrankheit in ihre Heimatländer mit [33].

Am genauesten sind wir über den Ausbreitungsweg in Deutschland unterrichtet [34]: 1495 wird die neue Krankheit durch Reis-

23 Essed (1933), S. 18. – Sichere Hinweise auf das Ausbrechen der Seuche im französischen Heer ergeben sich erst nach dem Abzug der Truppen aus Neapel; vgl. Sudhoff (1912), S. 143, 145.

24 Essed (1933), S. 17, 20; vgl. dazu ebd. S. 18.

25 Die Dezimierung des französischen Heeres ist erheblich (Essed [1933], S. 18), kann aber nicht allein der Krankheit zur Last gelegt werden: Neben Kriegsverlusten führte insbesondere der Hunger zu Ausfällen; «manzano formento coto, . . . converano manzar carne di cavalo» (Sudhoff [1912], S. 144, 145 Anm. 2 [nach Marin Sanudo, Venedig 1873]).

26 Sudhoff (1912), S. 143f.; Essed (1933), S. 19.

27 Zu unterscheiden sind – abgesehn von der Malaria bei den Franzosen (Essed [1933], S. 131) – die «pestifera infirmità», an der die spanische Besatzung bei Gaeta im März 1496 leidet (Sudhoff [1912], S. 143f.), «il morbo grande», der die Getreideverschiffung in Palermo lahmlegt (a. a. O.), und schließlich jene Seuche hoher Letalität, die zuerst bei den spanischen Bedeckungstruppen im August 1496 ausbricht (Essed [1933], S. 19; vgl. Sudhoff [1912], S. 145) und im November fast gleichzeitig den französischen Oberkommandierenden und König Ferdinand II. von Neapel dahinrafft (Sudhoff [1912], S. 147f.; Essed [1933], S. 19f.).

28 Essed (1933), S. 15f.

29 Sudhoff (1912), S. 143f.; Essed (1933), S. 17f.

30 Sudhoff (1912), S. 142: Mitte Mai 1495.

31 Essed (1933), S. 18; Sudhoff (1912), a. a. O.

32 Zur Schlacht von Pontremoli sieh Essed (1933), S. 18, nach: Cecilia M. Ady, A history of Milan under the Sforza, London 1907, S. 151ff.

33 Essed (1933), S. 18, 22; Bloch (1901/11), I, S. 153f. – Zur Verbreitung der Epidemie in Italien sieh Sudhoff (1912), S. 152.

34 Das ist durch die Forschungslage bedingt; sieh Essed (1933), S. 55f.

läufer nach Schwaben [35], ins Elsaß [36] und in die Schweiz [37] gebracht, 1496 dringt sie nordwärts bis Köln [38], ostwärts bis Nürnberg [39] vor und erreicht auf dem Seeweg die Niederlande [40], 1497 kommt sie nach Bamberg, durchzieht Thüringen [41] und erfaßt im Osten Wien [42] sowie die Hauptstadt [43] Prag [44], 1498 überschreitet sie die hochdeutsch-sächsische Sprachgrenze [45], erreicht Hildesheim [46] und stößt bis Hamburg [47] und nach Friesland [48] vor, von woaus sie weiter nach Jütland wandert und in Dänemark zwischen 1502 und 10 zahlreiche Opfer fordert [49].

Die westlichen Nachbarländer Deutschlands sind etwa gleichzeitig [50] infiziert worden, wobei der medizinhistorische Rück-

35 Essed (1933), S. 44. – Zu Lindau vgl. Sudhoff (1912), S. 65. Zum Eindringen der Krankheit von Italien her vgl. das Nürnberger Protokoll der Stadtärzte-Sitzung vom 30. 8. 1496: «egritudo cum nodis fedis, quam vocant malam franzosam, que ex italia ad germaniam fimbrias extendit» (Sudhoff [1912], S. 22, Z. 62–64; vor «italia» ist marginal «francia et» ergänzt).

36 Essed (1933), S. 44.

37 Essed (1933), S. 38f.

38 Essed (1933), S. 44–46. – Zu Freiburg i. Brsg. sieh Sudhoff (1912), S. 32f. – Zu München vgl. K. Sudhoff, Syphilis und die Pest in München am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Eine Urkundenstudie, Münch. med. Wschr. 60 (1913), S. 1439–1443. – Zu Frankfurt am Main: K. Sudhoff, Anfänge der Syphilisbeobachtungen und Syphilisprophylaxe zu Frankfurt am Main 1496–1501, Dermat. Zschr. 20 (1913), S. 95–116, sowie Essed (1933), S. 44.

39 Essed (1933), S. 44 und 69; Sudhoff (1912), S. 20–23; vgl. K. Sudhoff, Die ersten Maßnahmen der Stadt Nürnberg gegen die Syphilis in den Jahren 1496 und 1497, Arch. Dermat. Syph. 118 (1913), S. 1–30; ders., Ueber Syphilisprophylaxe zu Ende des 15. Jahrhunderts in Würzburg, Janus 26 (1922), S. 121f. (auch in: Münch. med. Wsch. 68 [1921], S. 1602); ders., Neues aus der Frühgeschichte der Syphilis, V: Vorsorge für die Syphiliskranken in Würzburg und Augsburg zu Ende des 15. bis ins zweite Viertel des 16. Jahrhunderts, Dermat. Wschr. 96 (1933), S. 1431–1445.

40 Essed (1933), S. 61.

41 Essed (1933), S. 46f.; Bloch (1901/11), I, S. 269f.

42 Essed (1933), S. 47 und 51f.; Bloch (1901/11), I, S. 275.

43 Zur literarischen Funktion Prags als deutsche Hauptstadt sieh Eis (1959), S. 114–116.

44 Essed (1933), S. 47; Bloch (1901/11), I, S. 275.

45 Zur Sprachgrenze vgl. Cordes (1960).

46 Essed (1933), S. 47; Bloch (1901/11), I, S. 272.

47 Essed a. a. O.; Bloch (1901/11), I, S. 271f.

48 Essed (1933), S. 63.

49 Essed (1933), S. 68; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 278f.

50 und zwar 1496/97; vgl. Essed (1933), S. 66.

stand [51] ein genaues Nachzeichnen der Ausbreitungswege verbietet. In Frankreich ist die neue Krankheit seit 1496 bezeugt [52], indessen weist die Terminologie für Okzitanien auf frühere Ansteckung [53]. Englische Texte erwähnen die Krankheit seit 1497 [54], doch lassen Benennung [55] und auswärtige Quellen [56] auf eine Infektion seit 1496 schließen.

Aehnlicher Zeitablauf gilt für Osteuropa und den Balkan: Polen erreicht die Krankheit 1495 [57] über eine Pilgerin, die des Ablasses wegen nach Rom gezogen war [58]; Dalmatien und Griechenland sind 1496 verseucht; in Rußland ist die ‚französische Krankheit' 1499 für Smolensk bezeugt, wobei das Baltikum eine Mittlerstellung eingenommen hat [59].

Für Nordafrika spielt die Judenvertreibung aus Spanien 1499 eine Rolle [60], 1520 ist auch Syrien infiziert [61]. An der afrikanischen Westküste wird die Seuche durch die Portugiesen verbreitet [62], die die ‚Frankenkrankheit' vor 1500 bereits nach Indien bringen [63]; 1522 ist Timor durchseucht [64], 1515 kommen die Mal-Franzosen nach China [65], als ein portugiesischer Frachter Kanton anläuft; die japanische Einfallspforte scheint der Hafen von Nagasaki gewesen zu sein, wohin portugiesische Schiffe die Krankheit zwischen 1542 und 69 bringen [66].

51 Essed (1933), S. 55f.
52 Essed (1933), S. 56 und 60; vgl. auch Bloch (1901/11), I, S. 262–266.
53 Essed (1933), S. 60; vgl. auch Bloch (1901/11), I, S. 262.
54 Essed (1933), S. 65; Bloch (1901/11), I, S. 276.
55 Bloch (1901/11), I, S. 276(f.), Anm. 6; dazu Essed (1933), S. 67.
56 Essed (1933), S. 66; Bloch (1901/11), I, S. 276.
57 Fuchs (1843), S. 375f.; Bloch (1901/11), I, S. 280f.; Essed (1933), S. 68.
58 Es handelt sich bei diesem zeitlichen Ansatz um die Deutung eines Vermerks in der 1548 zu Königsberg abgeschlossenen ‚Chronik von Preußen' Georg Mahlmanns, der auf «ein Weib» hinweist, «welche in Roma nach Ablaß zur H(eiligen) Stelle gelauffen» war und als «bösen Ablaß» ... «die grausame Kranckheit der Frantzosen gen Crackaw» brachte. Die Tatsache, «dat in Polen de ziekte later Duitse ziekte werd genoemd, duidt echter ook op een import van uit Duitschland» (Essed [1933], S. 68; vgl. bei Bloch [1901/11], I, S. 64, S. 304, die mit «niemoc» verbundenen Krankheitsbezeichnungen).
59 Essed (1933), S. 67f.; Bloch (1901/11), I, S. 280–282.
60 Essed (1933), S. 85; Bloch (1901/11), I, S. 282.
61 Essed (1933), S. 84f.; Bloch (1901/11), I. S. 282f., 283f.
62 Essed (1933), S. 85; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 283.
63 Essed (1933), S. 87; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 286f.
64 Essed (1933), S. 86; Bloch (1901/11), I, S. 290.
65 Essed (1933), S. 65; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 293.
66 Essed (1933), S. 88f.; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 292f.

Allerdings breitet sich die Seuche im Fernen Osten zögernd aus: Nordchina bleibt bis gegen 1600 verschont [67]; lediglich für Japan ist eine hohe Durchseuchung [68] und schnelle Expansion belegt [69], dagegen scheint Ozeanien bis zum Kontakt mit Europäern frei von Erkrankungen zu sein; 1769 bringt James Cook die Seuche nach Tahiti [70], 1778 wird sie auf Hawaii importiert, die Bewohner von Samoa machen mit ihr erst 1840 Bekanntschaft [71].

Was die Reaktion der Großgruppe anbelangt, so dominiert zunächst die Furcht vor Ansteckung: Aehnlich wie bei der spätmittelalterlichen Pest [72] stehen die Kranken vor verschloßnen Stadttoren [73], ziehen bettelnd durchs Land [74], nächtigen auf den Feldern [75], werden selbst von Leprösen abgewiesen [76]; bestenfalls stellt man sie in ihrer Wohnung unter Arrest [77]; häufig werden sie verhaftet und in Sondersiechenhäusern isoliert [78],

67 Essed (1933), S. 88, 264. – Auch auf Island, in Lappland und Grönland breitet sich die Krankheit nur zögernd aus, sieh Bloch (1901/11), I, S. 279f.; Sticker (1931), S. 311f.

68 Essed (1933), S. 88f.; Bloch (1901/11), I, S. 292.

69 Essed (1933), S. 89.

70 Essed (1933), S. 89; Bloch (1901/11), I, S. 294f. – Allerdings kennen die Einwohner von Tahiti den portugiesischen Krankheitsnamen «bobas» (in der Form «bua»), was auf früheres Bekanntwerden der Krankheit schließen läßt, vgl. Essed (1933), S. 252; Bloch (1901/11), I, S. 295.

71 Essed (1933), S. 89; Bloch (1901/11), I, S. 296.

72 Zur Pest allgemein sieh Sticker (1908/10); Campbell (1931); zum mittelalterlichen Pest-Schrifttum: Sudhoff (1911/17); Singer-Anderson (1950); Rutz (1972); Bergmann (1972); Gräter (1974); Sudhoff (1930); zum antiken Schrifttum: Grimm (1965); zur Soziologie: Zaddach (1971); zum Niederschlag in der darstellenden Kunst: Crawfurd (1914); Seidenbusch (1975), S. 61ff.

73 Bloch (1901/11), I, S. 275; Essed (1933), S. 76f.; «Item die zoller under allen toren sollen dheinen, der mit solher plag [den «blattern» nämlich] vermackelt ist, herinn lassen», Freiburg i. Br., Ratserlaß von 1496/97, zitiert nach Sudhoff (1912), S. 33.

74 Daher der Name «veltsieche» für den Frambösie-Kranken; vgl. Essed (1933), S. 33 [vom Jahr 1515]; der Terminus gilt ursprünglich für den Aussätzigen, sieh Lexer III, 60; Dfg. 324c=«leprosus»; Verwijs-Verdam VIII, 1391; Verdam 647a.

75 Essed (1933), S. 39, 217; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 275.

76 Essed a. a. O., S. 39.

77 Essed (1933), S. 57; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 263f.

78 Essed (1933), S. 39, 44–46, 65, 72; Bloch (1901/11), I, S. 275; Sudhoff (1912), S. 34f. «Blatternhaus».

gelegentlich sind sie auf eine Insel verbannt worden [79]. Die gegen sie verhängten Strafen sind hart [80].

Der therapeutische Ansatz ist zerfahren und zeigt zunächst eine ausgesprochne Polypragmasie [81], die sich von der Diätetik [82] über die Medikation bis zu physikalisch-therapeutischen [84] wie chirurgischen Verfahren [85] erstreckt und Traditionen der Laien- [86] wie Schulmedizin [87] in gleicher Weise aufgreift. Unter

[79] Essed (1933), S. 65; Bloch (1901/11), I, S. 277.

[80] «sur paine de la hart»: Essed (1933), S. 57; Bloch (1901/11), I, S. 264. Vgl. auch die englische Brandmarke auf der Wange: Essed S. 66; Bloch S. 277.

[81] Bloch (1901/11), I, S. 259; «non se trouaua medici che lisauesano pore remedio (Dalle Tu[r]latte [1496], nach Essed [1933], S. 162a); «E como la dolencia (nämlich die Frambösie) era cosa nueva, no la entendian ni sabian curar los médicos, ni otros por experiençia consejar en tal trabajo» (Oviedo [1525], nach Essed [1933], S. 109); «ignote nemo succurrere pesti Nemo salutiferam nouit conferre medelam», Uelzen (1496), Z. 4f., vgl. Z. 91ff.; «Omnes periti medici cum difficultate curabant» (Marcellus Cumanus [1495], nach Essed [1933], S. 167a); «nè si trovava alcun medico che li sapesse guarir nè al presente se ne ritrova» (Jacopo Rizzoni [1496], nach Essed [1933], S. 164a); «medici nostri temporis ad sui placitum tribuebant medicamina» Franz Muralt, ‚Comensis annalia', zu 1495, Essed (1933), S. 163a; Sudhoff (1912), S. 56–116; Sudhoff, Syphilisliteratur, S. 20, Z. 5f: «Membra iacent langwida; si dentur eis unguenta / more apothecario, fient leniora peroncta» (1496, Deutschland). – Vgl. Paracelsus I, VII, 91, Z. 4 v.u.; Achelis (1939), S. 5; Aumüller (1943), S. 20 und 22.

[82] Zahlreiche Beispiele bei Sudhoff (1912), a. a. O.; vgl. auch Brant (1496), Z. 88, der häufigen Aderlaß empfiehlt, während sich der hessische «sacerdos Jaspior» nicht nur im Versmaß an das ‚Salernitanische Gesundheitsgedicht' anlehnt. Sieh ferner Paracelsus I, VII, 71–105.

[83] Zahlreiche Beispiele bei Sudhoff (1912), S. 61–116.

[84] Interessant ist die Hyperthermie, die bereits 1498 begegnet, vgl. Sudhoff (1912), S. 87, Z. 7f.; Kully (1975), S. 290; Paracelsus I, VII, 88–90, dazu unten Anm. 418.

[85] Von den chirurgischen Maßnahmen, die vom Kauterisieren über das Abbinden der Extremitäten bis zur Exzision von Venen reichen, berichtet Paracelsus I, VII, 103–105. – Erasmus von Rotterdam erwägt die Kastration und empfiehlt das Verbrennen der Erkrankten (Essed [1933], S. 64 und 79).

[86] Vgl. Fracastoro (1546), II, Kap. 12: «Tonsor quidam amicus noster libellum habebat experimentorum quorundam antiquum satis, inter quae unum inter alia scriptum erat, cui titulus erat ‚Ad scabiem crassam, quae cum doloribus iuncturarum accidit'. Is ergo, quum primum recentissimus esset morbus, memor medicaminis consuluit medicos quosdam, num uti eo medicamento deberet in nova illa con-

den zahlreichen Heilverfahren setzen sich die Quecksilberkur [88] und wenig später der Guajak [89] durch, wobei die Guajak-Therapie wie die Krankheit selbst von den Antillen stammt [90].

Was die Deutung der Krankheit betrifft, so ist man sich hinsichtlich ihrer Herkunft nur in Spanien einig [91]. Bereits in Italien zu Beginn der Epidemie gehen die Auffassungen auseinander: Man ist sich lediglich klar darüber, daß die Seuche neu ist [92], weder beschrieben noch gesehen wurde [93]; über ihre Entstehung indessen weichen die Ansichten voneinander ab. Aus tastenden Erklärungsversuchen läßt sich zunächst eine Deutungsgruppe aussondern, die den Einfluß der Lehrmeinung [94] vom Pest-Ursprung zeigt. Wie die Pest sollen die «Franzosen» durch eine Konstellation bedingt sein; waren es beim ‚Schwarzen Tod' die Planeten Mars, Jupiter und Saturn [95], so sind es nun Jupiter und Saturn alleine [96], die durch ihre Konjunktion

tagione, quam per scabiem crassam significari existimabat. Medici autem inspecto medicamine acriter prohibuere, quod ex argento vivo constaret et sulphure. Felix, nisi medicos illos consuluisset! incredibili quaestu dives futurus; paruit autem nec ausus est experiri medicamen. Quod demum expertus atque optimum agnoscens valde indoluit» (Schreibung und Zeichensetzung verändert). – Vgl. auch Sudhoff (1912), S. 61ff., 117 ff.

87 Bemerkenswert sind die Anleihen aus dem Prager ‚Sendbrief' (Rutz [1972]), der stark vom Pestgutachten der Pariser medizinischen Fakultät (1348/49; vgl. Rébouis [1888]; Sies [1976]) beeinflußt ist, sieh Sudhoff (1912), S. 29f. (und S. 25–27).

88 Richter (1908); Sudhoff (1912), S. 117 u. ö.; Lesky (1959); Kully (1975), S. 290, 10–17.

89 Und zwar seit 1504, sieh Essed (1933), S. 96, 100, 105, 111.

90 Essed (1933), S. 111.

91 Zu den frühen spanischen Syphilis-Autoren, die vom neuweltlichen Ursprung der Krankheit berichten, sieh Essed (1933), S. 90–112.

92 Sieh oben Anm. 2.

93 Vgl. die Belege bei Essed (1933), S. 24, 30, 53, 62, 73, 85, 92, 163 u. ö.

94 Zur Theorie der Pestentstehung sieh Hoeniger (1882); Grimm (1965), besonders S. 44ff.; Rébouis (1888) S. 76–80; Sies (1976).

95 Rébouis (1888), S. 76/78; sieh auch Hoeniger (1882), S. 153f., und vgl. Sudhoff (1909/25), 17 (1925), S. 65ff., und 5 (1912), S. 84, Z. 30–33.

96 Bloch (1901/11), I, S. 31f.; Essed (1933), S. 22, 49ff. – Allerdings kommt ganz zu Anfang unter dem Einfluß der Pest-Theorie auch noch die Dreier-Konstellation von Jupiter, Saturn und Mars vor, vgl. Essed (1933), S. 206; Sudhoff (1912), S. 52, Z. 111: «Saturnus, Jupiter et Mars has papulas portendunt», vgl. auch Sudhoff, Syphilisliteratur, S. 6bf., 15b und Taf. 2, Sp. 2; Sudhoff (1912), S. 161ff.

von 1483 die entscheidende Inklination bewirken. Der Ausbau der Theorie geht so weit, daß er — je nach Fehlen oder Vorhandensein scheinbarer Immunität — zu einer Aufspaltung der Menschheit in Skorpionisten und Nicht-Skorpionisten führt [97]. Indessen war es mit dem Erzeugen von planetarem Gift nicht getan; die Krankheitsmaterie mußte in den sublunaren Bereich kommen, wobei die Winde sich als Vehikel anboten [98]: Parallel zur Pestepidemie [99] von 1348 wird für die «Franzosen»-Krankheit verdorbene Luft als Ursache angenommen [100], und wie beim «Schwarzen Tod» [101] wird vor stehendem und fauligem Wasser gewarnt [102].

Eine zweite Gruppe von Deutungsversuchen läßt sich unter dem Oberbegriff der Rache-Theorie fassen: Die Franzosen werden angeklagt, Italien mit der neuen Krankheit vergiftet zu

97 Bloch a. a. O.; Essed (1933), S. 22.

98 «Jupiter habet a proprietate sua elevare materiam ventorum fortium» Rébouis (1888), S. 78/80; vgl. Hoeniger (1882), S. 154; «Jupiter, planeta calidus et humidus, a terra et aqua vapores malos elevavit ... Exinde generati sunt venti validi ..., qui, ut plurimum meridionales existentes, caliditatem et humiditatem superfluas in istis inferioribus induxerunt ... Igitur multi vapores corrupti a tempore predictarum conjunctionum a terra et aqua ipsarum virtute fuerunt elevati et in ipso aere sparsi: multi*plicati*que in aere ex frequenti flatu ventorum meridionalium grossorum et turbidorum propter extraneos vapores humidos, quos secum deferunt vel detulerunt, ipsum aerem in sui substantia corr*u*perunt...ab aeris tamen corruptione egritudines hujusmodi procedentes periculosiores esse censemus», a. a. O. – Vgl. auch Grimm (1965), S. 46, und Sudhoff (1909/25), 5 (1912), S. 83, Z. 12ff.: «causa ‹pestilenciae› est quaedam materia venenosa, quae est circa cor et pulmonem; ... unde congregatis vaporibus venenosis per inspirationem et attractionem ‹aeris› fit multa hujusmodi pestilentiae generatio».

99 Entsprechende Parallelität zeigte sich beim astrologischen Ansatz, sieh oben Anm. 95 und vgl. auch Paracelsus I,VII, 88: «der ... kent die krankheit nit: wil die arznei der pestilenz für die franzosen prauchen».

100 Essed (1933), S. 111a, Z. 4, S. 126f., S. 131, Z. 7 v. u., S. 181f.; Sudhoff (1912), S. 43f.; Eis-Keil (1961), S. 180: Jörg von Hall vertritt 1498 zu Innsbruck die Auffassung, daß die «newe ranckhait der blotern ... gleich der pestelentz» durch «den lufft vom krancken ... leichtlich vom eim zu dem andern ... kümpt», weshalb er außer dem Gestank in der Krankenstube «ander bös stinckend lüfft» zu meiden rät und parallel zur Pesttherapie Räucherungen empfiehlt.

101 Rébouis (1888), S. 110/112; Sudhoff (1909/25), 17 (1925), S. 74f., Z. 125–128.

102 Sudhoff (1912), S. 63, Text-Z. 4, S. 87, Z. 10; Essed (1933), S. 11.

haben, zur Vergeltung dessen, daß man sie aus Neapel vertrieben hatte [103]. Nach anderer Version gaben belagernde Spanier den in Neapel eingeschlossenen Franzosen Wein mit dem Blut von Aussätzigen zu trinken, was die Seuche auslöste [104]. Und da wir schon bei der Lepra sind: Man erzählte von einem aussätzigen Ritter, der die Krankheit im Schoße einer spanischen Dirne gezeugt haben soll [105].

In der Tat hat man die neue Krankheit in die Nachbarschaft der Lepra gerückt [106], ohne sie jedoch wirklich mit dem Aussatz zu verwechseln [107]. Der chronische Verlauf [108] gab Anlaß zu diesem Vergleich, darüber hinaus die teilweise verwandten Symptome [109]. Allerdings verlief die neue Seuche so stürmisch, daß selbst die Leprösen vor ihr erschraken und die Aufnahme von Franzosenkranken in die Leprosorien verweigerten [110]. — Bei nicht mehr greifbaren, nur im Schrifttum belegten Krankheiten war das Identifizieren dagegen leichter: Man hat schon früh — und zwar vor 1497 — die «Franzosen» in der Elephantiasis [111] Galens wiederzuerkennen geglaubt [112], hat sie in Plinius' Mentagra [113] gesehen, mit der *Saphati* von Avicenna in-

103 Essed (1933), S. 35. – Eine andere Motivation der Rache-Theorie ebd. S. 57.

104 Essed (1933), S. 9.

105 Essed (1933), S. 9f. – Diese Theorie wurde von Paracelsus übernommen, vgl. Proksch (1895), II, S. 70f.; Essed (1933), S. 10. – Zur Sache: Bloch (1901/11), I, S. 17f.

106 Essed (1933), S. 10, 22; Sudhoff (1912), S. 117–119; Bloch (1901/11), I, S. 99–101, Fracastoro (1546), II, 3 (Boerhaave I, S. 203); Paracelsus I, VII, 192, vgl. I, VI, 400, sowie (pseudo-paracelsisch) I, X, 428; dazu Proksch (1895), II, S. 71.

107 Essed (1933), S. 205f. – In der Schweiz wirkte das «frömd grusam Angesicht» der Syphilitiker derart furchterregend, daß «sie auch die schüchen Feldsiechen schüchtent»; Essed (1933), S. 39, nach Meyer-Ahrens (1841).

108 Zu Verlaufsform und Pathologie der Frambösie sieh Essed (1933), S. 144f., hier S. 157.

109 Essed (1933), a. a. O.

110 Meyer-Ahrens (1841), S. 16f.; Essed (1933), S. 39. Vgl. das Zitat oben Anm. 107.

111 Galen XIX, 428 und VII, 29f. (Kühn).

112 Fracastoro (1546), II, 3 und 12 (Boerhaave I, S. 203; Bloch I, S. 78f., 101).

113 Essed (1933), S. 22; Sudhoff (1912), S. 83, 98, 137f.; Uelzen (1496), Vers 71; Sudhoff, Syphilisliteratur, S. 15a; Fracastoro (1546), II, 12. Vgl. Plinius, ‚n.h.' XXVI, 2f.; zur Sache: Fuchs (1850), S. 24; Bloch (1901/11), I, S. 77f.

einsgesetzt [114] beziehungsweise als *Ignis persicus* [115] gedeutet. Auch das Antonius-Feuer — der *Ignis sacer* — wurde für die Aetiologie herangezogen [116]. Indessen gelang es Leoniceni schon im 15. Jh., mit Analogie-Theorien dieser Art aufzuräumen.

Leoniceni selbst trägt eine meteologische These vor, die in der Nachbarschaft der «Feuer»-Identifikationen [117] steht: Er läßt 1494 große Sonnenhitze auf die Erde überströmen und leitet davon den Ausbruch der Seuche ab [118].

Andere ätiologische Deutungen bringen die Krankheit mit der Eroberung Granadas in Zusammenhang und der daran anschließenden Ausweisung von Mauren [119] — und in der Tat wütet eine Seuche unter den Vertriebenen, die sich aber leicht als Beulenpest bestimmen läßt [120]—; des weiteren wird in Nordafrika die Krankheit den aus Spanien verjagten Juden zur Last gelegt [121].

Auch perverse Sexualität [122] wurde angeschuldigt: den Indianern in der Neuen Welt warf man vor, Sodomie mit Affen [123] zu treiben und auf diese Weise die Seuche zu verschulden [124].

114 Essed (1933), S. 22, 174; Fracastoro (1546), a. a. O.; Avicenna (1507), Bl. 494ra (= ‚Kanon', Buch 4, Fen 7, Trakt. 3, Kap. 1). Zur Sache: Bloch (1901/11), I, S. 70f.; Richter (1912), S. 858; arab. «saʿfa» bedeutet ‚Grind', ‚borkiger Ausschlag' bzw. Geschwüre, die zur Krustenbildung neigen [Hinweis von Dr. Erhart Kahle, Würzburg].

115 Essed (1933), S. 22, 25; Bloch (1901/11), I, S. 75; Fracastoro (1546), II, 12: «Caeterum quicumque hactenus de eo morbo scripsere, alii quidem quid non esset magis dixisse videntur quam quid esset».

116 Essed (1933), S. 71; Bloch a. a. O., S. 75ff. mit zahlreichen weiteren Feuer-Identifikationen.

117 «ignis persicus»; «ignis sacer». Vgl. Eis (1951); Paracelsus I,VII, 208, sowie I,VII, 88.

118 Essed (1933), S. 22, vgl. ebd. auch S. 206: «die gross hytze kumbt von dem Marte, der ist ein planet der anzündung» (Grünpeck 1496).

119 Essed (1933), S. 34f.

120 Essed (1933), S. 35; Bloch (1901/11), I, S. 246f.

121 Essed (1933), S. 85; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 247.

122 Sudhoff (1912), S. 8f.; Proksch (1895), S. 344; Vgl. auch oben S. 109 mit Anm. 105 sowie Paracelsus' Auffassung, unten S. 126–129.

123 Essed (1933), S. 9.

124 Mit diesem artfremden Geschlechtsverkehr kontrastiert die Theorie vom artgleichen Fleisch: Leonardo Fioravanti führte 1568 die Syphilis auf Kannibalismus zurück und versuchte, seine Behauptung anhand von Tierversuchen über Fütterungsexperimente zu erhärten; vgl. Essed (1933), S. 9; Proksch (1895), I, S. 310, II, S. 226.

Interessant sind die Theorien, die Bevölkerungsbewegungen zum Ausgangspunkt ätiologischer Deutungsversuche machen; sie zeigen, welche Rolle das Provenienz-Denken gleich von Anfang an in der Syphilis-Geschichte spielt: Provenienz-Bezeichnungen dominieren unter den frühen Syphilis-Benennungen [125], wenngleich sie nicht das älteste Substrat der Namen für die neue Krankheit sind [126]. Mit Abstand an der Spitze steht die Bezeichnung *mal franzoso* [127] *(francese)*, in Italien 1494 aufgrund des Erkrankens französischer Invasionstruppen geprägt. Sie begegnet als Kontrafaktur im Lateinischen *(morbus gallicus)* [128] und läßt sich als Lehnübersetzung beziehungsweise Entlehnung in zahlreichen europäischen Sprachen [129] bis Rußland, in den arabischen Dialekten von Tunis bis Syrien belegen [130]. Ihr Einfluß ist so stark, daß sie in England die Konkurrenz von *Spanish pocks* [131] beseitigt, doch hält sich dieser Terminus in den Niederlanden [132], so daß Erasmus von Rotterdam unter dem Einfluß von niederfränkisch *spaense pocken* [133] die *scabies gallica* beiseite läßt [134] und als partielle Entlehnung *poxae hispanienses* schreibt.

In Frankreich hat verständlicherweise sich der *mal franzoso* nicht durchgesetzt [135], hier herrscht als Herkunftsbezeichnung

125 Bloch (1901/11), I, S. 62ff., 297–305; vgl. auch Essed (1933), S. 114, 251–253.

126 Essed (1933), S. 60, 251f.; vgl. auch die Benennungen nach spanischer Provenienz: Essed S. 62f., 67, 69.

127 Bloch a. a. O.; Essed S. 25f., 28f., 32, 42, 45f., 54 u. ö.

128 Essed (1933), S. 21f. u. ö.; Sudhoff (1912), S. 171b. – Bei Bloch ([1901/11], I, S. 297ff.) ist dieser gängige Terminus an erster Stelle verzeichnet, dazu entsprechende Lehnübersetzungen wie «morbus francigenus», «morbus Franciae», «morbus francus», «morbus franciosus», «lues celtica», «labes francia», «malum francicum», «malum Franciae», «malum francigenum», «malum francigenarum», «malum francum», wozu Sudhoff noch «malum francorum» fügt. – Zur persischen und indischen Tradition des Namens sieh Essed S. 87 und 252, Bloch I, S. 284.

129 Bloch (1901/11), I, S. 297–305; Sudhoff (1912), S. 171; vgl. Schönfeld (1960), S. 7f.

130 Essed (1933), S. 87; Bloch a. a. O., S. 284.

131 Essed (1933), S. 67; Bloch (1901/11), I, S. 276f., Anm. 6.

132 Essed (1933), S. 62f.

133 Essed (1933), a. a. O.; Bloch (1901/11), I, S. 278.

134 Essed (1933), S. 63; Bloch a. a. O.

135 Essed (1933), S. 59f.; Bloch (1901/11), I, S. 261–266.

*mal[adie] de Naples* [136]; die Polen [137] benennen die Krankheit nach Deutschland [138], in der Türkei [139] wie in Indien [140] wird sie mit den Europäern in Verbindung gebracht, und der indische Terminus begegnet 1522 auch auf den Sunda-Inseln [141]. Für China ist Kanton, die Einfallspforte der neuen Krankheit [142], namengebend gewesen, und die Japaner sprechen vom ‚Ausschlag der Fremden'. Der Terminus ‚Britische Krankheit' auf Tahiti [143] schließlich erinnert an den dreimonatigen Aufenthalt der Endavour von James Cook [144].

Andere Benennungsmotivationen ergaben sich aus der Symptomatik, wobei das Aussehn der Hautaffektionen im Vordergrund stand. Hierher gehört das spanische *bubas*, der älteste europäische Terminus [145], der zugleich die weiteste Verbreitung erlangte: er läßt sich von Südfrankreich [146] über Spanien und Portugal bis auf die Antillen verfolgen, gilt in Afrika an der West- wie Ostküste, kommt in Indonesien vor und hat bis nach Ozeanien ausgestrahlt [147]. Große Verbreitung erlangten auch Bezeichnungen, die synonym die gleichen Hautveränderungen benennen, von *variola* abgeleitet sind und in Entlehnung oder Uebersetzung von *variola grossa* [148] als *grosse vérole* [149] bezie-

136 Vgl. auch Bloch (1901/11), I, S. 300–302; Sudhoff (1912), S. 154–158.
137 Essed (1933), S. 68; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 281.
138 Dabei ist es zu so amüsanten Mischformen gekommen wie «die deutschen Neapler» und «die deutschen Franzosen» (Niemoc Neapolitánska» und «Niemoc francuska»), sieh Bloch (1901/11), I, S.304a, wo für Böhmen auch «Niemoc franckà» notiert ist.
139 Bloch (1901/11), I, S. 284; vgl. Essed (1933), S. 87, 253.
140 Bloch (1901/11), I, S. 289f.; Essed (1933), S. 87 und 252f.
141 Essed (1933), S. 86; Bloch (1901/11), I, S. 291; zum Fortleben des Terminus bis in die Gegenwart sieh Essed S. 253.
142 Essed (1933), S. 88; Bloch (1901/11), I, S. 65f., 291f.
143 Essed (1933), S. 89; Bloch (1901/11), I, S. 292: Auch für Japan ist der Terminus ‚portugiesische Krankheit' («Nambaniassa») belegt, und zwar durch Engelbert Kaempfer (ausgehendes 17. Jh.) (‚Geschichte' II, 4).
144 Essed a. a. O.; Bloch (1901/11), I, S. 294f. – Vgl. auch oben Anm. 70.
145 Essed (1933), S. 250–252.
146 Essed (1933), S. 60; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 301a.
147 Essed (1933), S. 252. Vgl. oben Anm. 70.
148 Bloch ([1901/11], I, S. 298a) belegt «variola magna» und «variola crassa» (lies «grossa»); bei Sudhoff ([1912], S. 171a und 134) ist «variola grossa» belegt. Der lateinische Terminus muß nicht ursprünglich sein; es wäre denkbar, daß er nach dem landessprachigen «grosse vérole» bzw. «vaiulo grosso» geprägt ist; vgl. Anm. 149.
149 Essed (1933), S. 55–57, 61, 228f.; Bloch (1901/11), I, S. 300a.

hungsweise *groze* [150] oder *böse blâter* [151] in den Landessprachen begegnen. Andere Wurzeln, die die gleichen Hautaffektionen bezeichnen und entsprechend landessprachig variieren, sind *bulla* [152], *condyloma* [153] und *pustula* [154], während *scabies* [155] mit seinen landessprachigen Entsprechungen [156] auf eine bestimmte Erscheinung, die Borkenbildung [157] zielt. Auch der Gestank ist bedacht mit *oletum* [158].

Neben diesen Hauptgruppen der Benennung nach Aussehen und Provenienz spielten andere Benennungsmotivationen eine untergeordnete Rolle: Auf den Ansteckungsmodus abzuheben scheint *planta noctis* [159], was auch für *patursa* [160], eine der frühen Kontraktionsformen gilt [161], die in ihrem letzten Bestandteil [162] den astrologischen Deutungsversuch [163] nennt. Aus dem Bestreben, die neue Krankheit in Analogie zu schon bekannten

150 Sudhoff (1912), S. 92, 134; Bloch (1901/11), I, S. 302a, 302b; Richter (1911), S. 413, Z. 38; vgl. Essed (1933), S. 231–233.

151 Essed (1933), S. 7, 39, 42f., 45f., 50, 54, 229; Bloch (1901/11), I, S. 302b; Sudhoff (1912), S. 3–5, 171a.

152 Essed (1933), S. 32, 228; Sudhoff (1912), S. 115, 171b «bolle franciose»; Bloch I, S. 300b.

153 Essed (1933), S. 51; Bloch (1901/11), I, S. 92f.; Sudhoff (1912), S. 83, 171a.

154 Essed (1933), S. 163, 228 u. ö.; Bloch (1901/11), I, S. 297b u. ö.

155 Essed (1933), S. 49 u. ö.; Bloch (1901/11), I, S. 298b; Sudhoff (1912), S. 171a.

156 im Deutschen beispielsweise «Krätze» und «Grind», vgl. Bloch (1901/11), I, S. 303.

157 Essed (1933), S. 148, 233f.

158 Essed (1933), S. 50f.; Sudhoff (1912), S. 82f., Anm. 3; Bloch (1901/11), I, S. 87; – Vgl. oben Anm. 100 und Essed (1933), S. 148.

159 Sudhoff, Syphilisliteratur, S. 15a; Sudhoff (1912), S. 82f., Anm. 3.

160 Bloch (1901/11), I, S. 298a.

161 kontrahiert aus «pa[ssio] tu[rpis] sa[turnina]», Schönfeld (1960), S. 8; Bloch (1901/11), I, S. 86.

162 «saturnina». – Zu den «-inus»-Suffixen sieh Baader (1974), S. 108, 110.

163 Sieh oben S. 107. – Da Saturn als ungünstiger Planet gilt (Schönfeld [1962], S. 144, 147; Boll-Bezold [1966], S. 48, 195, Taf. IV; Gundel [1969], besonders S. 412; Gundel [1966], S. 16, 130, besonders 273: «horae nocturnae et diurnae Saturni nefastae»; Gundel [1968], S. 51), bezieht sich das mittlere Kompositionsglied «turpis» entweder auf ihn oder auf den Ansteckungsmodus; vgl. Bloch (1901/11), I, S. 86f.; Nicolaus Scyllatius ([1495], nach Essed [1933], S. 168): «ab obscoenis saepius ‹morbus› incipit».

Leiden zu setzen [164], entsprangen Termini wie *mentagra* [165], *morbilli* [166], ‚St. Hiobs Krankheit' [167], *malum sancti Meni* [168] und *plaga aegyptiaca* [169] — alle zeitlich und räumlich begrenzt in ihrer Wirkung [170].

Es sind dies bei weitem noch nicht alle Namen für das neue Leiden [171], doch lassen sie bereits Wesentliches aus Epidemiologie und Symptomatik erkennen:

Die neue Krankheit zeigt sich zunächst abschreckend und grausam [171], *die seuch der Frantzosen ... abschewlich vnnd zufliehen* [172], Erasmus von Rotterdam nennt sie die ‚schrecklichste aller Krankheiten' [173], empfiehlt, Patienten zu verbrennen [173] und weigert sich 1521 in Basel, seinen unglücklichen Freund Hutten zu empfangen [174], den er mit Attributen eines lebenden Leichnams [175] grausig karikiert: Weggefressene Nase, stinkender Atem, ausfließender Eiter, verbundener Kopf, entzündete Augen, hinkender Fuß [176].

164 Vgl. oben S. 110 mit Anm. 115.
165 Oben S. 109
166 Essed (1933), S. 164; Bloch (1901/11), I, S. 90, 298b; Sudhoff (1912), S. 138, 171a; Schönfeld (1960), S. 8.
167 Essed (1933), S. 29, 46, 160; Bloch (1901/11), I, S. 82f., 299a; Sudhoff (1912), S. 171b. Vgl. Hutten (1519), I, 1: «Mira eum (sc. morbum) statim superstitio excepit, quibusdam divi nescio cuius a nomine ‚Menium' vocantibus, aliis Iobbi scabie originem eius repetentibus».
168 Sudhoff (1912), S. 171b; Bloch (1901/11), I, S. 299; Schönfeld (1960), S. 8. Vgl. die vorausgehende Anm.
169 Sudhoff (1912), S. 137 f.: Thomas von Hochberg (1503): «huic morbo nomen impono iuxta calamitatem egiptiorum ‚plaga egipciaca', de qua sacra scriptura in biblia mencionem facit in libro quinto Moisi, vocatur Deuteronomy, capitulo 28».
170 Dazu Schönfeld (1960), S. 8f.
171 Weitere Krankheitsnamen der Syphilis – Schönfeld ([1960], S. 7) schätzt sie auf «rund 450» – verzeichnen Bloch ([1901/11], I, S. 297–305) und Sudhoff ([1912], S. 171).
172 Vgl. Essed (1933), S. 45, 50, 79, 81, 214, 217, 249.
173 Essed a. a. O.; Fuchs (1843), S. 357f.
174 Essed (1933), S. 64, 79.
175 Essed (1933), S. 81–83.
176 «trunco naso, ... *anhe*litu gravi, ... sanies et e naribus et ex auribus fluebat, ... capite obvincto, ... oculis languidis, ... alteram trahens tibiam».
177 Essed (1933), S. 1, 39, 58 f., 65f., 73; Sudhoff (1912), S. 38.
178 Essed (1933), S. 233.
179 Essed (1933), S. 233f.

Wir sprachen von Karikatur; die Wirklichkeit indessen ist kaum anders: Den Franzosen-Kranken kennt man von weitem, verhaftet ihn auf den Straßen, fängt ihn an den Toren ab [177]: Die bis zwei Zentimeter großen [178], schorfbedeckten Papeln [179], der stinkende Atem [180], das übelriechende Sekret [181], die tiefen Geschwüre [182], die Kontrakturen [183] und Lähmungserscheinungen [184] lassen sich schlecht verbergen.

Am meisten quält die Kranken der Schmerz, der sich auf die Gelenke [185] und Röhrenknochen [186] konzentriert, nachts an Heftigkeit zunimmt [187] und so peinigend ist, daß die Patienten schreien [188], an Gott verzweifeln [189], den Teufel anrufen [190] und sich das Leben nehmen [191]. Oft erlahmen sie, können sich nicht aus dem Bett bewegen [192], leiden an tiefen Geschwüren [193], ver-

180 Essed (1933), S. 51, 151, 158, 171, 180f., 191, 205, 208, 217, 231, 236, 260; Bloch (1901/11), I, S. 259 u. ö.; Fracastoro (1530), Vers I 358; Hutten (1519), 1. Kap. 1. – Der Gestank ist charakteristisch für den Frambösie-Kranken (Essed S. 148). Vgl. auch unten S. 139f.

181 «caro rubicundior [gemeint ist die Frambösie-Papel], ex qua virulentia foetens et gravioris odoris profluebat»; «Dise humores oder feüchtigkeit kommen also auss jrer schicklicheyt vnd nature, das auch ein sölche grobe, stynkende vergyffte materi darauss wirt» (Benivieni [1500]; Grünpeck [1496]; nach Essed, S. 171, 205).

182 Essed (1933), S. 158ff., 186–188, 191f., 204, vgl. S. 151; Fracastoro (1530), Vers I 355.

183 Essed (1933), S. 159, 166, 188, 192, 200, 212; Fracastoro (1530), Vers I 367f.

184 Essed (1933), S. 152, 159, («. . . e de doglie che non se potea mouere da leto») 162a; Fracastoro (1546), II, 11: «ingentes lacertorum dolores» . . . «Dolor autem non proprie in juncturis inerat, sed circa lacertos ipsos et nervos». Vgl. Anm. 416.

185 Essed (1933), S. 158–226, vgl. ebd. S. 240 und 145.

186 Essed (1933), S. 160a («doglie . . . masime nele braze e nele gambe»), 165, 167, 178, 189, 209, 240b; vgl. ebd., S. 147, und Bloch (1901/11), I, S. 166.

187 Zu diesen nächtlich exazerbierenden Schmerzen, wie sie für die Frambösie kennzeichnend sind, sieh Essed (1933), S. 145, 147, 158–226, 237–240.

188 Essed (1933), S. 160a, Z. 2 und 30; vgl. auch ebd. S. 165 und 214.

189 a. a. O., Z. 3 und 32.

190 a. a. O., Z. 32 sowie S. 165.

191 Essed (1933), S. 160a, 206, 217, 218.

192 Vgl. das Zitat aus Dalle Tu(r)atte, ‚(H)istoria di Bologna' (1496), oben Anm. 186.

193 Belege sieh Anm. 182.

lieren Glieder [194]; Lippe und Nase wird ihnen zerfressen [195] und die Augen eitern heraus [196]. Eine Vielzahl von Symptomen ist beschrieben, die von Durchfällen [197] über Sehnen- [198] und Schädelschmerzen [199] zu schuppigen Händen [200], nässenden Schrunden der Fußsohle [201], Inaktivitätsatrophie der Schenkel [202] und zerstörtem Genitale [203] reichen.

Befallen werden alle Altersstufen und Bevölkerungsgruppen [204]: Hutten steckt seinen alten Vater an [205], Säuglinge erkranken an der Mutterbrust [206] und infizieren ihrerseits die Amme [207]; die Krankheit zeigt sich aber auch bei Klein- und älteren Kindern [208]: *in tutta la persona va serpendo* [208a]. Freilich

194 Essed (1933), S. 39 («etliche kamend umb hand und füss»), 159[a] («pustulae ... membra corrodentes»), 186.

195 Essed (1933), S. 159[a], 160[a], 163[a], 182, 202, 235f., 243; zur Rhinopharyngitis mutilans bei Frambösie vgl. ebd., S. 155f., sowie Fracastoro (1546), II, 11: «distillationes pravae ... modo palatum, modo gargareonem, modo fauces et tonsillas erodebant. Labia quibusdam consumpta sunt, quibusdam nasus, quibusdam oculi, aliis pudenda tota.»

196 Essed (1933), S. 163[a] («aliqui oculis sunt privati»), 186 («oculos, manus, nares et pedes aliasque corporis partes ablatas vidimus»); vgl. jedoch ebd. S. 217 und 165 «Morbo, cognominato il mal franzoso, che in tutta la persona va serpendo, ... gli membri genitali e articulari excetto gli occhi tutti tabescendo» (Sommariva [1496], Z. 7–12; Sudhoff, Syphilisliteratur, S. 18[a]).

197 Essed (1933), S. 17, vgl. ebd. S. 145.

198 Essed (1933), S. 150, 176, 183, 195, 209. Vgl. das Fracastoro-Zitat oben Anm. 184.

199 Boerhaave S. 545[c]; Essed (1933), S. 213f., 221; vgl. ebd. S. 145 und 153 den frambösie-spezifischen Initial-Kopfschmerz. Zur Calvaria syphilitica sieh Møller-Christensen (1966), S. 236.

200 Essed (1933), S. 164, 199, 203, 235; zur frambösie-spezifischen furfuraceous desquamation Schüffner sieh ebd. S. 148.

201 Essed (1933), S. 199, 203, 219, 240–242. Zum für Frambösie charakteristischen Plantarpapillom sieh ebd. S. 156f.; zum Keratoderma punctatum ebd. S. 179, 241 sowie 157.

202 Essed (1933), S. 202, 242; Hutten (1519).

203 Essed (1933), S. 158–319.

204 Essed (1933), S. 163, 168, 176, 182, 185, 196.

205 Essed (1933), S. 1; Hutten (1519).

206 Essed (1933), S. 12, 13, 185, 197, 248. Zur Uebertragung der Frambösie beim Säugen sieh ebd. S. 13, 146, 177, 245, 247f., 271f.

207 Essed, a. a. O. S. 13, 248.

208 Essed (1933), S. 197.

208[a] Essed (1933), S. 35; Sommariva (1496), Vers 8.

werden schon früh [209] altersbedingte Unterschiede gesehen und sozioökonomische wie sozioprofessionelle Abweichungen festgestellt: Die Pubertät erweist sich als ansteckungsfördernder Faktor [210], und Berufe wie Schichten mit hoher Promiskuität sind zuerst durchseucht [211]. Hauptansteckungsquelle ist der Beischlaf, das steht seit 1495 fest [212], doch werden zahlreiche andere Uebertragungsweisen beschrieben: Man holt sich die Krankheit beim Bettnachbarn [213], infiziert sich beim Benutzen fremder Kleidung [214], bekommt die «Franzosen» über das Eß- und Trinkgeschirr [215] sowie durch andere Formen des Kontakts mit Kranken [216]. Immer wieder ist auf die Ansteckung zwischen Mutter und Kind beim Stillen verwiesen [217]. Jedenfalls wurde die Seuche zunächst nicht als Geschlechtskrankheit gesehn [218].

Soweit die Umrisse der neuen Krankheit, die trotz unsres vergröbernden Nachzeichnens [219] eines erkennen lassen: mit der modernen Syphilis hat die Seuche um 1500 nichts gemein [220]:

209 Coradinus Gilinus (1497):«Hoc autem morbi genus plebem plurimum servosque afficiebat, ex nobilioribus vero paucos»; Franz Muralt (1495): «in ea infirmitate incidere pontifices, reges, principes, marchiones, belli duces, milites, quasi omnes nobiles, mercatores, et omnes qui in libidine residebant, clerici saeculares, regulares, unde optime diagnoscebantur pudici ab impuris hominibus» (Essed [1933], S. 163a, 245).

210 Essed (1933), S. 197, vgl. S. 13.

211 Essed (1933), S. 245.

212 Vgl. oben Anm. 209 und sieh Essed (1933), S. 30f., 107, 146, 160, 162, 165, 168, 170, 176, 182, 209, 244–246.

213 Essed (1933), S. 106f.: «de dormir en una cama y participar de su aliento y sudor» (Oviedo [1525], X, 2). Zu den «mehrschläfrigen» Betten des Spätmittelalters sieh Heyne (1899/1903), I, S. 265ff.

214 Essed (1933), S. 106: «en usar el sano de las ropas del yne esta enfermo de aquesta passion» (Oviedo a. a. O.).

215 Essed (1933), S. 106: «como enel comer y bever en su compania o enlos platos» (Oviedo a. a. O.).

216 Essed (1933), S. 12f., 70, 181f., 252, 271, 274.

217 Vgl. oben Anm. 206.

218 «schir iderman hat sy», schreibt Dürer 1506 von der neuen Krankheit, und er fleht um geistliche Fürbitte, daß er «pehüt werd vnd sunderlich vor den Frantzosen», die er «vbeller fürchtet» als irgendetwas anderes sonst (Fuchs [1843], S. 336). Vgl. Essed (1933), S. 48f. und ebd. S. 52, 88, 111, 159, 176, 196, 244–248.

219 Zahlreiche weitere Beobachtungen zur Symptomatik bei Essed (1933); Bloch (1901/11), bes. II, 332ff., differentialdiagnostisch: II, S. 365ff.

220 Essed (1933), S. 248–250.

Ausbreitungsweg [221], Uebertragungsmodus [222] und Symptomatik [223] machen wahrscheinlich, daß es sich um Frambösie handelte, eine mit der Syphilis eng verwandte Spirochätose [224], die in den Tropen endemisch ist [225], 1493 durch Kolumbus eingeschleppt wurde und in Europa sich bis ins 19. Jh. nachweisen läßt [226]. Charakteristisch sind die großen, sezernierenden Papeln mit ihrem Borkenbelag, der ulzerierende Primäraffekt, die Knochenaffektionen [227] mit den nächtlich exazerbierenden Schmerzen, die Arthralgien, Kontrakturen und Ankylosen [228], die Sehnenscheidenentzündungen [229], die Periostitiden mit Auf-

[221] Sieh oben S. 101f. und vgl. Essed (1933), S. 150f.
[222] Sieh oben S. 116 f. sowie Essed (1933), S. 244–248.
[223] Sieh oben S. 114f.
[224] Jawetz-Melnick-Adelberg (1973), S. 335.
Die osteoarchäologischen Befunde – zu Blochs Zeiten noch uneinheitlich und später sogar für eine Altertumssyphilis sprechend (Bloch [1901/11], II, S. 317–364; Essed [1933], S. 133f.; zur Sache: Rosenbaum [1904]) – haben sich inzwischen präzisieren lassen, wobei das Kriterium der Calvaria syphilitica die entscheidende Rolle spielt. Anhand dieser «most distinctive bone lesion in syphilis» läßt sich die Lues oder eine der Syphilis vergleichbare Treponematose für die Alte Welt vor 1493 ausschließen (Møller-Christensen [1966], S. 236; vgl. neuerdings auch Schmitz-Cliever [1972], S. 30, und Schmitz-Cliever [1971/73], II, S. 200: «Syphilis ließ [ ] sich bisher an den Skeletten nicht nachweisen»), nicht dagegen für Amerika, wo die syphilis-spezifischen Schädelveränderungen aus vor- wie nachkolumbischer Zeit in gleicher Dichte belegt sind. Daraus ergibt sich, daß Syphilis und Frambösie etwa gleichzeitig bei der Entdeckung Amerikas eingeschleppt wurden, wobei die Morbidität entsprechend den rezenten tropischen Verhältnissen für Frambösie etwa zehnmal so hoch gewesen sein dürfte wie für Syphilis (mündl. Mitteilung von Herrn Prof. Dr. med. Heinz Seeliger, Vorstand des Instituts für Hygiene und Mikrobiologie der Universität Würzburg; 8. 12. 1975). Die Symptome der Frambösie standen dementsprechend in den Jahren nach 1493 bei den «Franzosen» im Vordergrund, traten indessen seit Anfang des 16. Jhs. (vgl. unten Anm. 240) allmählich zurück, bis die Frambösie – von einzelnen Fällen rezenter Neueinschleppung abgesehn – vor mehr als hundert Jahren in Europa ausstarb (Essed [1933], S. 267–304).
[225] Essed (1933), S. 144–157; Bull. Wld. Hlth. Org. 15 (1956), S. 869ff.; J. trop. Med. Hyg. 60 (1957), 27, S. 62ff.
[226] Essed (1933), S. 283.
[227] Sieh oben S. 114f. sowie Essed (1933), S. 152–156.
[228] Essed (1933), S. 154.
[229] a. a. O.: «De peesscheden . . . kunnen typisch door exsudaat zwellen» (Ganglion framboesiforme).

treibung der Röhrenknochen [230], die iuxtaartikulären Knoten [231] und die Rhinopharyngitis mutilans [232] mit Nekrose von Gaumen, Nase, Oberlippe und hinterer Rachenwand; selbst das Siebbein kann ihr zum Opfer fallen [233]. Charakteristisch des weiteren sind die intestinalen Komplikationen [234], die schuppigen Hände [235] bei Psoriasis palmaris [236] und nicht zuletzt das Fußsohlenpapillom [237], das Ulrich von Hutten acht Jahre peinigte, wie Feuer schmerzte, ständig sezernierte, ihm das Auftreten mit dem linken Fuss zur Qual machte und zu ausgeprägter Inaktivitätsatrophie bis in die Hüfte führte: Die Muskeln schwanden, und 'nur Haut noch schien den Knochen zu decken' [238].

Ulrich von Hutten gehört zu den sorgfältigen Beobachtern der neuen Krankheit, die der abendländischen Medizin zu Paracelsus' Zeiten genau bekannt war: Man wußte von Herkunft, Ausbreitung und Uebertragung, hatte vieles zur Symptomatologie zusammengetragen, unterschied zwei Verlaufsstadien [239] und erkannte ein stufenweises Abklingen der Virulenz [240]. Nach tastenden Anläufen [241] war 1496 Quecksilber [242] in die Thera-

230 Essed (1933), S. 154.
231 Essed (1933), S. 154 und 155.
232 Essed (1933), S. 155f.
233 Essed (1933), S. 156.
234 Essed (1933), S. 145.
235 Sieh oben S. 116.
236 Essed (1933), S. 157, vgl. S. 148.
237 Essed (1933), S. 156f.
238 Essed (1933), S. 218f., 242; Hutten (1519); Boerhaave (1728), S. 308.
239 beispielsweise Fracastoro (1546), II, 11; Hutten (1519), I, 3; vgl. Essed (1933), S. 172, 173, 176, 185, 237 u. ö.
240 Fracastoro (1546), II, 11 «Annis vero labentibus mutatio quaedam eius morbi facta est, quoniam ... omnis ... contagio quanto magis abest a principio et prima origine, tanto siccior fit et terrestrior per adustionem». – Hutten ([1519], I, 1) beschreibt im Gegensatz zu Fracastoro eine Virulenzabschwächung nur über zwei Stufen, während Fracastoro in der Verlaufsänderung drei Phasen unterscheidet. Zur letzten Abschwächung ist es seinen Beobachtungen zufolge erst kurz vor 1546 gekommen («annis hisce ultimis»), während die erste Virulenzminderung laut Hutten für 1500 anzusetzen ist («neque enim septimum multo annum supra eius [sc. originem ‚anno a Christo nato MCCCCXCIII aut circa'] grassatura fuit»).
241 Vgl. oben S. 106 und Anm. 86.
242 Zur Sache: Richter (1908); Richter (1911); Sudhoff (1912), S. 55, Anm. 1, S. 117 u. ö.; Lesky (1959), S. 3174–3177; vgl. Essed (1933), S. 163a (1495: «sulphur et medicamina venenosa [sc. argentum vivum], unde nunc multi sanantur»), 183, 185.

pie eingeführt worden, dem spätestens 1504 das Guajak-Holz folgte [243]. Als Grundlage der Krankheitsauffassung diente die Humoralpathologie, die mit dem Aufnehmen des Krankheitsstoffes durch Mund oder Genitale rechnete und die ‚Leberfäule' — die *putredo hepatis* — eine zentrale Rolle spielen ließ [244]. Den Krankheitsstoff sah sie durch Papeln und Geschwüre wieder ausfließen; als krankheitsspezifisches *emunctorium* [245] wurde das Genitale gedeutet [246].

Das war die Situation, als Paracelsus mit dem neuen Leiden sich auseinanderzusetzen begann. Die Anfänge seiner Beschäftigung mit den «Franzosen» reichen nach Kolmar, wenn nicht in seine Basler Zeit zurück [247]. Als erstes schließt er im Elsaß ein zehnteiliges Buch über die Krankheit ab [248], das er 1528 Ulrich Boner in Kolmar widmet. Den Traktat gegen das Guajak-Holz läßt er 1529 in Nürnberg drucken [249], wo er 1530 [250] auch seine ‚Drei Bücher von der französischen Krankheit' herausbringt [251]. Das entscheidende [252] Werk über die Seuche, acht Bücher ‚Vom Ursprung und Herkommen der Franzosen' [253] — kurz *De origine* genannt [254] — lag 1530 abgeschlossen vor [255],

243 Essed (1933), S. 96.
244 Essed (1933), S. 11.
245 Zum Begriff: Bergmann (1972), S. 53; Sudhoff (1914/18), II, S. 606, 613.
246 Essed (1933), a. a. O.
247 Paracelsus I, VI, 9; Sudhoff (1936), S. 67; Zekert (1968), S. 67f; Schipperges (1974), S. 32, datiert auf 1529.
248 ‚Von Blatern, Lähmi, Beulen, Löchern und Zitrachen der Franzosen ... zehn schöne Bücher', Paracelsus I, VI, 301ff.; Sudhoff (1894), S. 94f.
249 Paracelsus I, VII, 51ff.; Sudhoff (1894), S. 4f.; Sudhoff (1936), S. 69; Zekert (1968), S. 70–72.
250 Das erste der ‚drei Bücher' kam möglicherweise schon 1529 heraus, und zwar bei Jobs Guttknecht, nicht bei Friedrich Peypus (Sudhoff [1936], S. 69; vgl. Schipperges [1974], S. 33).
251 Paracelsus I, VII, 67ff. und 11–13; Sudhoff (1894), S. 10f.; Sudhoff (1936), S. 69; Zekert (1968), S. 72f.
252 Sudhoff (1936), S. 70: «sein mächtiges Schlußwort über die Syphilis»; ders., in Paracelsus I, VII, 11.
253 Paracelsus, I, VII, 183ff. und ebd. S. 11, S. 24–26; Sudhoff (1894), S. 95.
254 Sudhoff, in: Paracelsus I, VII, 24.
255 Paracelsus I, VII, 11 und 24; Sudhoff (1936), S. 69f; Zekert (1968), S. 73. Sudhoff vermutet, daß das Werk 1528 in Eßlingen begonnen wurde; den Anfang der Arbeit am Guajak-Traktat und an den ‚Drei Büchern' datiert er noch weiter – und zwar in die Kolmarer Zeit von Paracelsus – zurück.

als der Nürnberger Rat den weiteren Druck Hohenheimischer Schriften verbietet.

Die vier Lues-Texte — ergänzt durch Entwürfe [256], das ‚Spitalbuch' [257] und Schriften zur ‚Wundarznei' [258] — setzen der Interpretation erhebliche Schwierigkeiten entgegen, die weniger vom Forschungsstand [259] als vom Autor her bedingt sind [260]. Sie bieten alles andere als ein geschlossenes Konzept: Was in den

256 Paracelsus I, VII, 413–454 und 38.

257 Paracelsus, I, VII, 367–412 und 33–38; Sudhoff (1894), S. 67f.; Sudhoff (1936), S. 70; Zekert (1968), S. 79.

258 Paracelsus I, VI, 39–165, 167–206 (‚Wundarznei Bertheonea'), 207–290, 291–299 (‚Sieben Bücher von allen offnen Schäden'). – Das der Syphilis gewidmete dritte Buch der ‚Großen Wundarznei' (Paracelsus I, X, S. XXVII–XXXIV und S. 423ff.; Achelis [1939], S. 34–42) ist unecht und wurde von uns nicht berücksichtigt.
Interessant sind die engen Beziehungen zwischen ‚Bertheonea' und den ‚Sieben Büchern', die bis zur Wiederverwendung von ‚Bertheonea' – Passagen in dem Text von ‚offnen Schäden' führt. Dabei ergeben sich – zufällig notiert – folgende Entsprechungen:
‚Bertheonea' I, VI, 120 Z. 10 bis 121 Z. 2 = ‚offne Schäden' I, VI, 225 Z. 16, 19–33, 226 Z. 16–29; ‚Bertheonea' I, VI, 122 Z. 16 bis 124 Z. 13 = ‚offne Schäden' I, VI, 229 Z. 17–19, 34 bis 232 Z. 10 (mit zahlreichen Erweiterungen); ‚Bertheonea' I, VI, 134 Z. 1–6, 14–20 = ‚offne Schäden' I,VI, 243 Z. 12–17, 30 bis 244 Z. 1; ‚Bertheonea' I,VI, 137 Z. 11–15, 21 ff. = ‚offne Schäden' I, VI, 250 Z. 13–18, 32ff., usw. Unsres Wissens ist derartiger Versatzstück-Tausch bei Paracelsus bisher nicht beschrieben – zumindest hat Sudhoff ihn textkritisch nicht genutzt –, so daß es sich vielleicht lohnt, wenn wir in anderem Zusammenhang auf diese Eigenheit Paracelsischer Arbeitsweise zurückkommen.

259 Mit den paracelsischen Syphilisschriften hat sich eingehend bereits Proksch ([1895], II, S. 68–93) beschäftigt; eine unvollständige Uebersicht verdanken wir Achelis ([1939] und [1970]); die kleinen Abhandlungen von Schmederer ([1942]; 23 Schreibmaschinenseiten) und Aumüller ([1943]; 28 Schreibmaschinenseiten) sind im Umkreis des Paracelsus-Registerbandes (Müller [1960]) entstanden, ebenso wie die umfassendere Studie von Hans-Joachim Urban (‚Von dem Ursprung und Herkommen der Tartarischen Krankheiten', med. Diss. München 1943; 70 Schreibmaschinenseiten). Unlängst hat Schipperges ([1975], S. 41–48) im Rahmen der ‚Kategorien des Pathologischen' bei Paracelsus besonders auf das Syphiliskonzept abgehoben. – Zur negativen Wertung sieh Essed (1933), S. 308: «In 1532 begon de groote verwarring van Paracelsus en toen deze noodlottige gebeurtenis had doorgewerkt, was het begrip venerische ziekte (Morbus venereus, Veneral disease, maladie vénérienne, Venus-Seuche) ontstaan waaronder alle aandoeningen der genitaliën met inbegrip van de Framboesia als een eenheid werden beschouwd». Vgl. auch Gutsch (1976), S. 113f.

Kolmarer Texten noch fehlt oder nur anklingt [261], erfährt seine theoretische Durchdringung und Entfaltung erst im letzten großen Werk von 1530. Entsprechend zeigen sich Schwankungen im Krankheitsbild [262], was zu Widersprüchen [263] zwischen den Texten führt und sich in erheblichen Variationen des therapeutischen Ansatzes [264] niederschlägt.

Diese inneren Widersprüche des Paracelsischen Korpus sind bekannt und bereits dargestellt worden [265]; Walter Pagel hat sie mit der These «entwicklungsbedingter Wandlungen» zu deuten versucht [266]. Projiziert auf die zweieinhalb Jahre, in denen Paracelsus sich mit den «Franzosen» beschäftigt, ist der zeitliche Rahmen indes zu eng, als daß er derartiger Wandlung Raum geben könnte. Wir werden deswegen nicht fehlgehen, wenn wir den paracelsischen Arbeitsstil [267] mit für die Unstimmigkeiten verantwortlich machen [268].

Gewiß wäre es interessant, aus tastenden Ansätzen heraus die Entwicklung des paracelsischen Lues-Konzepts in seinen Sta-

260 Zur Arbeitsweise von Paracelsus vgl. den bekannten Brief von Oporinus bei Sudhoff (1936), S. 46–49, sowie oben Anm. 258.

261 Wenig entwickelt ist das nosologische Modell. Das gilt für den pathogenetischen Ansatz wie für die Vorstellungen vom Ablauf des Krankheitsgeschehens.

262 Vgl. unten S. 127.

263 So widerspricht Paracelsus seinem topographischen Modell der Syphilisausbreitung (sieh unten S. 130) beim Konzept der auf Hämorrhoiden aufgepfropften «Franzosen» (I, VI, 398f.; vgl. I, VII, 203), durchkreuzt seinen individualisierenden Therapie-Plan (VII, 327f. gegen VII, 194–196), schwankt in seinen Ansichten über die Ansteckungsmöglichkeiten (Aumüller [1943], S. 7; Proksch [1895], II, S. 71), gibt sein Schema der fünf morphologischen Leitsymptome auf (sieh Anm.. 413f.) und zeigt in seinen Darstellungen derart zahlreiche Integrationsschwächen, daß wir auf die Entwicklung seiner Syphilis-Theorie im dritten Teil dieser Studie noch einmal zurückkommen müssen.

264 Vgl. den zweiten Teil dieser Studie, der sich mit dem Konzept von Paracelsus' Syphilis-Therapie auseinandersetzen wird.

265 Vgl. Artelt (1932); Artelt (1957); Achelis (1942), S. 4–7; Temkin (1952); Pagel (1958), S. 3f., 345ff.

266 Pagel (1962), S. 12–14.

267 Sudhoff (1936), S. 46f. (der bekannte Oporinus-Brief an Johann Weyer).

268 Was die stilistischen Schwächen von Paracelsus anlangt, sieh Boehm-Bezing (1966), S. 98f.; Keil (1969).

dien freizulegen [269]; wir sind indessen dieser Problematik aus dem Weg gegangen, indem wir das fertige Krankheitsbild aus der letzten Lues-Schrift zugrunde legen und die Texte früherer Entwicklungsstufen nicht kontrastierend, sondern nur ergänzend vergleichen.

Bei diesem Vorgehen stoßen wir auf das Phänomen der Adaption. Paracelsus steht außerhalb, oder sagen wir besser: im Gegensatz zu schulmedizinischen Traditionen. Die mittelalterliche Viersäftelehre verwirft er [270], ohne sich freilich ganz von ihr zu lösen [271]. Sein Gegenkonzept ist nicht sein eigenes — es entstammt gnostisch-neuplatonischen Vorstellungen [272] —, zeigt aber konträre Modelle und abweichende Denkansätze, die der herrschenden Lehre schroff entgegenstehn [273]. Bei Uebernahme eines Krankheitsbildes, das humoralpathologischer Auffassung entsprach, ergeben sich demzufolge Anpassungsschwierigkeiten, die von zwei Seiten her sich lösen lassen: einmal von seiten des Konzepts oder Systems, das den Voraussetzungen des Krankheitsgeschehens anzugleichen wäre, oder von seiten des Krankheitsbildes, das so abzuwandeln ist, daß es in die Begrifflichkeit des vorgegebenen Systems paßt.

Paracelsus ist den zweiten Weg gegangen und hat — ebenso, wie er das auch für die Pest versuchte [274] — das Bild der neuen Krankheit seinen Anschauungen und seiner Begrifflichkeit assimiliert. Bei diesem schrittweise [275] abgelaufenen Assi-

269 Wir werden versuchen, im dritten Teil dieser Studie die Entwicklung des Paracelsischen Syphilis-Konzepts nachzuzeichnen. Vgl. oben Anm. 263.

270 Zu seinem Festhalten am Viererschema der antiken Elementenlehre (Schöner [1964]) vgl. aus dem Bereich der Syphilisschriften I, VI, 123, 368–370, I, VII, 256, sowie zur Sache Pagel (1958), S. 82–95, Pagel (1962), S. 13f.

271 Darmstaedter (1931), S. 15–37; Hooykaas (1935); Hooykaas (1939); Ganzenmüller (1941); Brunn (1941); Pagel (1958), a. a. O. sowie S. 129f., 337f.; Lauer (1970), S. 326; dagegen Achelis (1942).

272 Pagel (1960); Lauer (1970), S. 328 f.; Pagel-Winder (1968); dagegen Schipperges (1974), S. 90.

273 Pagel (1958), S. 126ff.

274 Pagel (1958), S. 178ff; Pagel (1962), S. 28f. – Vgl. auch das *tartarus*-Konzept von Paracelsus, das bereits mehrfach dargestellt wurde, beispielsweise durch Urban (1943) sowie Pagel (1958), S. 153–156; Pagel (1960), S. 95–98; vgl. ferner Pagel (1974); Schipperges (1975).

275 Sieh oben Anm. 263 und 264.

milationsprozeß wurde das Konzept der Lues umgestaltet, so daß aus Paracelsus' Sicht eine völlig andere Krankheit begegnet, die in ihrer Konturierung nur noch streckenweise dem Krankheitsgeschehen entspricht, wie wir es aus den Quellen der Frambösie-Epidemie kennen.

Auf das medizinische Weltbild Hohenheims hier einzugehen würde zu weit führen: es ist in seinen Bedingungen und seiner Begrifflichkeit von Pagel freigelegt [276] worden, dessen Darstellungen [277] wir als bekannt voraussetzen und auf dessen Ergebnisse wir im folgenden zurückgreifen.

Im Gegensatz zur Humoralpathologie hat Paracelsus keinen allgemeinen [278], sondern einen ontologischen Krankheitsbegriff [279], der die Krankheiten als Entitäten wertet und jede einzelne von ihnen als individuelle Wesenheit [280] sieht. Freilich sind sie nicht *geschöpf* wie die übrigen *creaturen*, sondern werden im dualistischen Weltbild [281] als Zerstörung des Geschaffenen, als *gegenwurf* aufgefaßt [282], was ihrer Individualität aber keinen Abbruch tut und nicht verhindert, daß sie wie die «dinge» aus einem «samen» hervorgehen [283], zwar nicht unmittelbar als Emanationen Gottes, aber doch bedingt von magistralen geistigen Kräften. Der Ursprung dieser Kräfte ist astral [284], so daß den Sternen in der Krankheitslehre Hohenheims entscheidende Bedeutung zukommt.

Von diesem Ansatz erklärt sich zunächst Paracelsus' Stellung zur Altertumssyphilis: Da die Krankheiten nicht Geschöpfe sind, haben sie keineswegs beim Abschluß des göttlichen Schöpfungsaktes samt und sonders vorgelegen: *ein krankheit*

276 Pagel (1958); Pagel (1962); vgl. auch Pagel (1960); Pagel (1961); Pagel (1974) sowie Pagel-Winder (1968).
277 Neuerdings ist eine Gegenposition bezogen worden: sieh Schipperges (1970); Schipperges (1974); Schipperges (1975).
278 So Schipperges (1974), S. 124–143; Schipperges (1975), S. 42, 47ff.; vgl. auch Schadel (1975), S. 142f.
279 Pagel (1958), S. 137–141; Pagel (1962), S. 31, 49, 69, 90, 95, 97 u. ö.; Pagel (1974).
280 Pagel (1962), S. 69; Pagel (1958), S. 138f.
281 Pagel (1958), S. 226f., vgl. Goldammer (1953), S. 61; Pagel (1962), S. 36f., 96.
282 Pagel (1958), S. 140ff.; Pagel (1962), S. 79f., 89 f., 95f.; Paracelsus I, VII, 235, Z. 14–17.
283 Pagel (1962), S. 90, 97f.
284 Pagel (1962), S. 56, vgl. S. 73.

*ist der andern nach entstanden* [285], mit andern Worten: es ist ausgeschlossen, daß die antiken Aerzte sämtliche Krankheiten bereits kannten [286]. Das gilt in besonderem Maße für die «Franzosen», deren neuweltlichen Ursprung Paracelsus zwar nicht gelten läßt, die er aber doch erst nach der Antike entstanden wissen möchte. Belege sucht er bei Chirurgen des ausgehenden 14. und 15. Jhs. [287], stellt diese dann aber mit Autoren des 12. bis13. Jhs. auf eine Stufe [288], was zeitlich der Seuchenentstehung eine weite Spanne läßt, in Wirklichkeit aber nur zeigt, daß Paracelsus sich in der Geschichte seines Faches schlecht auskennt. Ohnehin nimmt er es mit dem historischen Ansatz nicht allzu genau: an anderer Stelle läßt er die Lues ins Frühmittelalter zurückreichen [289].

Krankheiten als Entitäten gehen auf astralen Einfluß zurück, der konstellationsbedingten Schwankungen [290] unterliegt und auf die geistige Sphäre [291] des Menschen durch Impressionen [292] einwirkt. Wesentliche Fakultät des Geistes, den Paracelsus schroff der Seele gegenüberstellt [293], ist die Imagination, Trä-

285 Paracelsus I, VII, 237, Z. 10. – Grundlegend für die Entstehung neuer Arten und damit auch neuer Krankheiten wie der «Franzosen» ist die *transplantation*; zu ihr vgl. Achelis (1939), S. 23–26; Achelis (1970), S. 350; ferner: Schipperges (1975), S. 44 und 47, sowie insbesondere Fichtner (1968).

286 Paracelsus a. a. O., Z. 8 und 12f. Vgl. Schipperges (1975), S. 46f.

287 Paracelsus I, VII, 188, Z. 12f.: «zu den zeiten Petri de Argillata, Guidonis und anderen inen nachkomenden».

288 Paracelsus I, VII, 189, Z. 3f. – Selbstverständlich findet sich bei Paracelsus (I, VI, 372, Z. 3f.) im Festsetzen «des anfangs der franzosen» auch ein verwaschener Reflex der von uns eingangs (S. 107) erwähnten astrologischen Theorie; vgl. dazu Bloch (1901/11), I, S. 27, Anm. 3, sowie Achelis (1970), S. 346.

289 Paracelsus I, VII, 445: «auf das hie zu wissen ist, das also durch dise ordnung ein ander nach zu allen aetatibus neu krankheiten erstanden seind, welcher [!] ob den tausent species von der zeit Adae bis izt sich erzeiget haben und mer erzeigen werden, welcher aller in diser ordnung preune, blatern, rotlauf die jungsten sind, anfenglich der rotlauf, darnach die preuni, darnach blatern ... In diser zal ist also der platern [=«Franzosen»] ursprung auch komen als ein krankheit, die sich durch die lang vermischung ausgebrütet hat in die siben hundert jar».

290 Pagel (1958), S. 68f.; Pagel (1962), S. 40, 49, 55f., 69, 97f.; Schipperges (1974), S. 128f.; Schipperges (1975), S. 42f.

291 Pagel (1962), S. 53f.

292 Pagel (1962), S. 55. Vgl. Paracelsus I, VII, 217 und 306.

293 Pagel (1962), S. 53, 55 und 35f., 39.

gerin von Vision und Mantik, und auf diese *imaginaz* zielt der siderische «Einfluß» [294] ab. Für die Krankheitsentstehung maßgebend sind dabei *viehische* Affekte, die von bestimmten Sternen «eingegossen» werden [295]. Bei der Lues-Entstehung handelt es sich um *cupido* [296], die *Begierlichkeit* [297], die von der Venus ausgeht und zu der hin unter astralem Einfluß die Imagination tendiert. Damit ist indessen die Krankheit nicht hervorgerufen [298], sondern es bedarf noch der Bereitschaft des Menschen zum *actus*, zur *Unkeuschheit* [299]. Die Willfährigkeit gegenüber venerischer Impression sieht Paracelsus [300] gegeben bei *den narren und kindern* sowie bei den *Franzosen* [301] — *ich meine das volk*, fügt er hinzu, denn der Terminus ist bei ihm doppeldeutig. Auf diese Weise rechtfertigt er den Namen der Krankheit [302].

Impression, Imagination, cupido und actio sind die Komponenten [303] des Krankheitssamens, den Paracelsus mit dem Terminus *luxus* belegt. Er grenzt den Begriff als *geilen luxus* oder *luxuria* [304] vom *natürlichen luxus* [305], der *virtus generativa* [306]

294 Pagel (1962), S. 54f. sowie 28, 73, 98, 116; vgl. Pagel (1958), S. 121–125, sowie Paracelsus I, VII, 329f. – Vgl. Betschart (1952).
295 Pagel (1962), S. 6, 28, 55, 116f.
296 Paracelsus I, VII, 192f., 252.
297 Paracelsus I, VII, 190 Z. 8, 329 Z. 25; vgl. Pagel (1962), S. 73.
298 Paracelsus I, VII, 189f.: «dan sich freuen die planeten, so sie iren effectum mögen ingießen und volbringen. aber ein weiser mann nimpt im dasselbig zum dickermal in der gestalt, das er nicht verhengt dasjenige, das des planeten will were. . . . darumb so wissent, das dise krankheit vnd venerischer influß kein mensch befleckt, der nicht verwilliget, das ist actionem mit voller imaginirung und begirlikeiten sich inlasset»; vgl. zu den «limitations of astral ‚powers'» auch Pagel (1958), S. 66; Pagel (1962), S. 54, und Schipperges (1974), S. 127f.; Schipperges (1975), S. 48.
299 Paracelsus I, VII, 189, Z. 31–33.
300 Und mit ihm der paracelsistische Verfasser des sogenannten «dritten» Buches der ‚Großen Wundarznei': Paracelsus I, X, 439; zur Echtheitsfrage sieh oben Anm. 258.
301 Paracelsus I, VII, 189; vgl. VI, 337.
302 Aehnlich tut's der paracelsistische Verfasser des «dritten» Buches der ‚Großen Wundarznei': Paracelsus I, X, 439–442.
303 Paracelsus I, VII, 189f., vgl. 192f. und 252.
304 Paracelsus I, VII, 191, 190 Z. 2.
305 Paracelsus I, VII, 191 und 297.
306 Paracelsus I, VII, 190 und 297f.; vgl. I, IV, 443.

ab und vergleicht die *luxuria* in ihrer Affekthaftigkeit mit dem unbändigen Jagdtrieb der Hunde [307].

Der *luxus* als Krankheitssame ist topographisch festgelegt wie die meisten Krankheiten bei Paracelsus [308]; seine *lebendige anatomei* [309] deckt sich mit der *anatomei der sperma* [310], was einer Festlegung auf das innere und äußere Genitale entspricht. Durch Einmischung beim Monatsfluß vergiftet er das Menstruum [311], und er kann die Krankheit in der Gebärmutter entstehen lassen [312]; als *spiritus peccans* mengt er sich mit der *virtus generativa* und führt zum Erguß eines *corpus albugineum*, das wie Ejakulat aussieht, in Wirklichkeit aber nichts anderes ist als der Auswurf der *leprosischen krankheit* [313].

Vom *luxus*-Begriff Hohenheims führt der Weg zur Ansteckungstheorie: Für Paracelsus sind die «Franzosen» eine venerische Krankheit, was ihn die genitale Ansteckung überbetonen läßt [314]. Das geht so weit, daß er vorübergehend jede extragenitale Uebertragungsmöglichkeit leugnet [315]. Im Endstadium seines Lues-Konzepts rechnet er jedoch mit sechs Ansteckungswegen, die sich dem Verlauf nach folgendermaßen gliedern:

Die hauptsächliche Ansteckungsquelle ist der Beischlaf. Das

307 Paracelsus I, VI, 372f.: «als ein hunt am gejägt».

308 Pagel (1962), S. 69; Pagel (1958), S. 137f., 154f., 157f., 304, 325; Schipperges (1974), S. 104–111; Pagel (1962), S. 69.

309 Zum Anatomie-Begriff von Paracelsus sieh Achelis (1939), S. 20–23; Schipperges (1974), S. 104–111; Pagel (1962), S. 69.

310 Paracelsus I, VII, 298 Z. 21, S. 299.

311 Paracelsus I, VI, 403 Z. 11f.

312 Paracelsus I, VI, 373 Z. 7f. Zum zugrundeliegenden Matrixbegriff sieh Lenz (1965); Lenz (1970); Schipperges (1974), S. 112–114.

313 Paracelsus I, VII, 297f.

314 Ursprünglich scheint Paracelsus extragenitale Ansteckung ganz ausgeschlossen zu haben (I, VI, 372), was sich noch in der Darstellung von Schipperges ([1975], S. 45) niedergeschlagen hat. Zu den Widersprüchen innerhalb der Paracelsischen Ansteckungstheorie sieh Proksch (1895), II, S. 71; Aumüller (1943), S. 7; zum unglücklichen venerischen Konzept: Essed (1933), S. 308 (Zitat oben Anm. 259).

315 «dan es bewert das die experienz und die krankheit zeigts müglicher an, das sie kein andere mutter hat oder wurzel, daraus sie wachs oder müglich seie in anderen weg zu entspringen, als allein aus der unverschampten unkeuschheit: es würd hundertfeltig probiret, das solche unkeuschheit der sam der franzosen ist; und kein andern ursprung nimpt noch nemen mag», a. a. O.

*französische gift* [316] wird von einem Geschlechtspartner auf den andern übertragen durch Vermischung der Samen [317].

Aehnlich verläuft die extragenitale Ansteckung; hier ist Sekret oder Schweiß Träger der Infektion [318]. Dabei muß es — analog zum Sperma der Geschlechtspartner — zu einem Mischen zweier Schweiße [319], das heißt der Sekrete des Ueberträgers und des zu Infizierenden kommen [320]. Auf diese Weise vollzieht sich die extragenitale Ansteckung parallel zur genitalen als eine Art Konjunktion [321].

Für Säuglinge hat Paracelsus die Infektion über *vergifte milch* [322] angenommen; darüber hinaus kennt er eine Lues connata, bei der er zwei Uebertragungsmechanismen postuliert. Der eine wirkt bereits bei der Zeugung: Die Eltern haben zu wenig *französisches gift* ausgeschwitzt [323] und scheiden es ersatzweise bei der Zeugung aus [324]. Auf diese Weise werden auch andere Leiden als Erbkrankheiten weitergegeben [325]. —

316 Zum Terminus: I, VI, 403; I, VII, 190, 220, 221, 224, 227, 228, 229 u. ö.; vgl. Müller (1960), S. 100b.

317 Paracelsus I, VII, 204f., 297–299, 444; I, VI, 373, 378, 400f., 403 u. ö.; vgl. Aumüller (1943), S. 7; Achelis (1939), S. 15f.; Achelis (1970), S. 348.

318 Paracelsus I, VII, 205, Z. 10f., 19f., 24f. – Die zugrundeliegende Vorstellung vom «vergifteten Schweiß» begegnet auch in der mittelalterlichen Pestliteratur, sieh Sudhoff (1909/25), 7, S. 71 Z. 15f., 104 Z. 11f., 101 Z. 19f., 24f.; Eis (1952), S. 322a Z. 44f., 48; Höring (1976), § 7 und 8.

319 Paracelsus I, VII, 190, 206f.

320 Zur Infektion durch *anrüren* ... von *vergiften kleidern von solchen leuten* (d. h. von Erkrankten) ... *und dergleichen* sieh Paracelsus I, VI, S. 384; vgl. I, VII, 190, 207 und besonders 422 («blatern betten», «trinkgeschirr»). – Bei extragenitaler Ansteckung rechnet Paracelsus (I, VI, 384f.) in der Regel mit einer Latenz von einem Jahr, «es were denn sach, das sie» (= «die anerben», ‚die Infizierten') schon vorher «mit chirurgischen krankheiten beladen» waren.

321 Paracelsus I, VI, S. 384, viertletzte Z. «so wird als da ein vereinigung, gleich so wol als were es durch den luxum begegnet»; I, VII, S. 207 Z. 6–13.

322 Paracelsus I, VII, 190 Z. 28f.; Proksch (1895), S. 72; zur Sache vgl. oben Anm. 217.

323 Paracelsus I, VII, 205f.

324 a. a. O., I, VII, 206 Z. 2f. – Bei der Infektion des Embryos können die Eltern von der Syphilis geheilt werden, indem das ‚französische Gift' «die eltern ... laßt ... und scheidet sich von inen und bleibt in der frucht», Paracelsus I, VI, 378.

325 a. a. O., Z. 6f., vgl. I, VII, 190 Z. 23f. und I, VI, 377f.

Der zweite Mechanismus betrifft den Embryo: Er kann durch vergiftetes Sperma bei nachträglicher Kohabitation infiziert werden [326], oder ihn erreicht das *französische Gift* über eine Absonderung des mütterlichen Menstruums [327].

In allen Fällen ist Voraussetzung, daß der zu Infizierende dem venerischen Einfluß keinen Widerstand entgegensetzt [328]; bei genitaler Uebertragung muß er Impression, *cupido* und *actio* mitbringen [329]; bei extragenitaler Ansteckung kommt es nur dann zu einer Uebertragung, wenn der zu Infizierende selbst eine Krankheit besitzt, die gleich den «Franzosen» nach außen sezerniert [330]. — Interessant ist die Auffassung, daß Eltern von der Lues geheilt werden können, indem sie das Krankheitsgift mit dem Sperma aufs Kind übertragen [331].

Soweit die Lues als Krankheits-Same. Wir haben es bisher noch nicht mit der ausgeformten Krankheit zu tun gehabt, sondern lediglich mit ihrer Vorstufe. Als Same steht die Krankheit im Grenzbereich zwischen «magistraler Geistigkeit» und der «Entfaltung» ihres Wesens «in der Materie» [332], zur Manifestation bedarf sie also noch eines stofflichen Substrats. Diese materielle Basis finden die Krankheiten in den ihnen zugeordneten

326 Paracelsus I, VII, 190: «so wissent auch hierin, das solche kinder etwan vergift werden, nach dem so sie empfangen seind, also das solcher actus weiter geschicht und französisch gift ingossen, von welchem das kind zu vergiftung bracht wird»; I, VII, 206: «so ein kind empfangen were und es geschehe nachfolgents ein actus ‹venereus› und der were vergiftig, alsdan zu gleicherweis wie ein eußerlicher schweiß vergift den andern, so er vergift ist, also vergiftet auch der schweiß diser action das empfangen kind». Zur Sache: Proksch (1895), II, S. 71f.

327 I, VII, 206: «wiewol sich oftmals auch begibt, das aus der art des menstrui, so es in ein exaltation kem und würf von im ein florem, welcher dan ein ursprung ist der muttermal oder entferbung und flecken der haut; so derselbige französische gift mitfürete, so wisse, das es ein tinctur ist, zu vergiften das kind».

328 Und diese Widerstandslosigkeit gilt für «die narren und kinder», Paracelsus I, VII, 189.

329 Paracelsus a. a. O.; vgl. oben S. 126 und sieh Achelis (1939), S. 14f.; Pagel (1962), S. 73; Pagel (1958), S. 121ff.

330 Paracelsus I, VII, 206f., besonders S. 207 Z. 6–8; zur Sache: Achelis (1970), S. 351.

331 Vgl. oben Anm. 324.

332 Pagel (1962), S. 73; vgl. Pagel (1958), S. 103, 124 u. ö.

*glidern*, in topographisch und morphologisch festgelegten Bezirken von krankheitsspezifischer Lokalisation [333].

Auch die «Franzosen» haben, wie wir zeigen konnten [334], eine derartig krankheitsspezifische *anatomei*, die aber nur für den Samen, nicht auch für die manifeste Krankheit gilt. Um das Erscheinungsbild der Frambösie zu fassen, konnte sich Paracelsus nicht auf das Genitale beschränken, sondern mußte sein anatomisches Konzept in einen weiteren Rahmen stellen.

Dabei galt es, neben der topographischen Vielfalt noch eine andere Eigenheit zu deuten, den ausgeprägten Formenreichtum [335] der Frambösie. Paracelsus hat sich, um diese Phänomenologie fassen zu können, zu einem Kunstgriff entschieden, indem er die «Franzosen» nicht in eine spezifische Topographie zwängte, sondern sie frei im Körper *ausspargieren* läßt [336]. Damit war indes nur die topographische Vielfalt gedeutet, nicht aber der Formenreichtum der Krankheit abgedeckt. Um die variierende Morphologie der Lues in den Griff zu bekommen, entschied sich Paracelsus zu einer Veränderung seines Krankheits-Konzepts:

Krankheiten haben ihr materielles Substrat in den *verordneten glidern*, die Paracelsus mit dem Terminus *corpus* belegt [337]. Wie wir gesehen haben [338], gilt für die «Franzosen» als Sonderregelung, daß bei ihnen *corpus* und *verordnetes glied* nicht identisch sind. Die materielle Entfaltung müssen sie folglich außerhalb ihrer *anatomei* suchen, und dabei bietet ihnen Paracelsus als Ersatz das stoffliche Substrat bereits vorhandener Leiden an. *Die franzosen . . . suchen . . . ihren leib in andern krankheiten* [339], das heißt, sie pfropfen [340] sich auf das *corpus*

333 Paracelsus I, VI, 334, I, VII, 198f., vgl. I, I, 133; Pagel (1962), S. 69 und Schipperges (1975), S. 42.

334 Sieh oben S. 127 und Paracelsus I, VII, 298 Z. 20f.; I. VI. 377 Z. 23f.

335 Paracelsus I, VI, 373: «darumb das nit mag widerret werden anders, dan das die franzosen ein vermischte krankheit ist von allen zusamen gesezt, wie ein maler vil farben zusamen geußt, und muß doch zulezt ein farben geben, und die doch keiner rechten gleich sicht, also der luxus auch in solcher gleichnus zu verstehen ist»; vgl. Aumüller (1943), S. 11ff., Achelis (1970), S. 351, und besonders Proksch (1895), II, S. 74.

336 Paracelsus I, VI, 378 Z. 12–14; I, VII, 208; vgl. I, VI, 334.

337 Paracelsus I, VII, 195; zum Terminus «verordnetes glid» sieh I, VII, 218 Z. 15f.; zur Sache vgl. Achelis (1939), S. 26–29.

338 Sieh oben S. 130 und vgl. die Anm. 334 zitierten Stellen.

339 Paracelsus I, VII, 195; Achelis (1939), S. 27; Pagel (1958), S. 139.

bereits vorhandener Krankheiten auf. Paracelsus führt für diese Basiskrankheiten den Begriff *ligender corpora* ein [341], womit er die Grundlage bezeichnet, die den «Franzosen» stoffliche Entfaltung erst möglich macht. Fehlen derartige *corpora*, bleibt die materielle Manifestation der Krankheit aus [342].

Es ist für den Krankheitsbegriff Hohenheims charakteristisch, daß keineswegs alle Leiden als Basis für die Lues geeignet sind. In Frage kommen nur solche Krankheiten, die ein genügend großes *corpus* haben und nicht wie Ulcus cruris, Diarrhoe, Gonorrhoe [343], Fluor albus oder Blutungen aus dem Uterus [344] durch starke Ausscheidung ihr materielles Substrat so stark reduzieren [345], daß es zur Manifestation der Lues nicht mehr genügend Stofflichkeit birgt. Gleichfalls nicht in Frage kommen solche Krankheiten, deren *corpus* zur Fäulnis tendiert und aus der *putredo* [346] Würmer gebiert [347]; sie stehen mit ihrer Urzeu-

340 Paracelsus verwendet nicht die gärtnerische Metapher vom Pelzen (zur Sache: Eis [1944], vgl. Fichtner [1968], S. 28), obwohl er an anderer Stelle vom «inwurzeln» des «französischen giftes» spricht (I, VII, 200 Z. 4, vgl. I, VII, 60f. «Aiiijvf.»), sondern greift auf das alchemistische Modell der «transmutatio» zurück (Achelis [1939], S. 18, 26ff., ders. [1970], S. 350f.; vgl. unten S. 135), was sich in der mehrfach abgewandelten Allegorie des Tingierens niedergeschlagen hat, sieh I, VII, 198–200, und vgl. das Zitat in Anm. 335.

341 Paracelsus I, VI, 373; I, VII, 193–195, 200 u. ö.; Achelis (1939), S. 18.

342 Paracelsus I, VII, 195; Achelis (1939), S. 18, 27f.; Achelis (1970), S. 351.

343 Zum Gonorrhoe-Problem bei Paracelsus sieh Proksch (1895), II, S. 69f.; Bloch (1901/11), I, S. 93f.; Achelis (1939), S. 29f.; Weimann (1951), S. 87. Vgl. die folgende Anm.

344 Paracelsus (I,VII, 311) spricht bei den drei letzten von uns genannten Krankheitsbezeichnungen ganz allgemein vom «universalischen fluxus veneris», worunter er neben Dysmenorrhoe («profluvium rubeum») und fluor albus («profluvium album») die Gonorrhoe im ursprünglichen Sinne des Wortes gemeint hat, vgl. I, VII, 299; Onomatologia (1755), Sp. 707–709; Dictionnaire (1805), II, S. 296b; Galen, K VIII, 438f.

345 Uebrig bleibt ein «brochen corpus» (Paracelsus a. a. O.); vgl. auch I, VII, 488, sowie I, VII, 227; «dan im grund sollen ir meniglich wissen, das kein leib die französisch blatern entfahet, allein es sei dan ein materia in demselbigen, welche zu formirung der blatern ein art hab».

346 Zum Begriff der «Fäulnis» bei Paracelsus sieh Pagel (1962), S. 28, 98 Anm. 3, 99; Pagel (1958), S. 177: Als «korrosivisch» ist sie «arsenisch» eingestuft und dem Mars bzw. Saturn zugeordnet, dem venerischen Prinzip also entgegengesetzt.

347 Paracelsus I,VII, 311: «welcher corpus in die materiam vermium get».

gung konträr zum venerischen Prinzip, das auf die geschlechtliche Zeugung abzielt [348].

*Venus ... exaltirt sich allein in irs gleichen* [349]. Das wirft die Frage nach verwandten Krankheiten auf, die in der Nachbarschaft der Lues stehen, ihr vorausgehn und ihr Zustandekommen erleichtern. Paracelsus rückt in diesen Bereich der Affinität alle chirurgischen Krankheiten [350], soweit sie die Haut [351] tangieren, sich an der Körperoberfläche zeigen beziehungsweise nach außen durchbrechen [352]: sie liefern den «Franzosen» nicht nur die geeigneten *corpora* [353], sondern fördern zusätzlich die Infektion [354], indem sie zur *luxuria* reizen [355]. Dabei entspricht der sexuelle Kitzel dem ausgelösten Juckreiz auf der Haut [356].

Die Klassifizierung [357] lues-verwandter Krankheiten trifft auch die Lepra, die Paracelsus in allernächste Nachbarschaft

348 «venus mag sich nit vergleichen mit einer andern generation als allein mit der irigen», a. a. O.
Eine ältere Theorie und Aufzählung von «glidern, die nicht von blatern inficirt werden mögen», begegnet in den Entwürfen von 1528/29 (I, VII, 448).

349 Paracelsus I, VII, 311.

350 Paracelsus I, VI, 390–401, 402; I, VII, 193, 195 («wundkrankheiten»), 196. – Selbstverständlich bemüht Paracelsus (I, VI, 402ff.) auch einige «leibkrankheiten («physicalische krankheiten») als «ligende corpora» für die «franzosen», was ihn neben anderem motiviert, sich für die Vereinigung von Innerer Medizin und Chirurgie einzusetzen (I, VII, 197, 305, 314f.; vgl. VII, 60, 381); sieh Proksch (1895), II, S. 78f.

351 Zur Analogie der Haut mit dem Firmament im Rahmen makrokosmisch-mikrokosmischer Entsprechung sieh Paracelsus I, VII, 273, I, VI, 91. Vgl. Pagel (1962), S. 108ff.; Lenz (1970), S. 358.

352 Paracelsus I, VII, 193, und I, VII, 315f. mit dem «virtus-expulsiva» – Modell und der «Haut»-«Saublasen»-Allegorie. Vgl. Goltz (1970) und ergänzend Harig (1973).

353 Paracelsus I, VII, 195 Z. 6–8

354 Zum Terminus «inficirn» (bzw. «Infektion») im Zusammenhang mit den «Franzosen» sieh I, VI, 379 Z. 16, I, VII, 191 Z. 11, 224 Z. 11, 422 Z. 12, 446f.

355 Paracelsus I, VII, 193f.: «alle die krankheiten ... der chirurgei, ... dieselben machen alle samt einen unnatürlichen coitum und treiben in aus seiner natur; ... solcher coitus ... wird angereizt» von den chirurgischen Krankheiten «mit treflichem krazen». Vgl. I, VII, 192 Z 4, 191 Z. 24f.

356 Paracelsus I, VII, 194 Z. 3–7.

357 Zur Klassifizierbarkeit: Pagel (1962), S. 31; vgl. Schipperges (1974), S. 110f., mit Hinweis auf I, VII, 73.

der neuen Seuche rückt [358]. Das geht so weit, daß er die «Franzosen» als *leprosische krankheit* [359] bezeichnet. *Wissent*, sagt er zu seinen Lesern, *das sich die franzosen nicht weit unterscheiden von der lepra, dan lepra stimuliert den luxum, alsdan werden die franzosen nachfolgen und das durch venus, dan sie regirt in lepra* [360]. Paracelsus hat die Lepra wie die Lues zur venerischen Krankheit gestempelt [361] und traditionell [362] die «Franzosen» als Nachfolgekrankheit des Aussatzes gesehn. Selbstverständlich *gibt* die *lepra* ihr *corpus* der luetischen *infection* [363]. Für die eigenartige Verflechtung beider Krankheiten spricht, daß diese zusätzliche Infektion zur Heilung der Lepra führt [364] oder bei Persistenz des Aussatzes die Unheilbarkeit der Lues zur Folge hat [365].

Selbstverständlich kennt Paracelsus auch Krankheiten, für die der *mal franzoso* Wegbereiter ist. Unter diese Folgekrankheiten der Lues reiht Paracelsus den *ignis persicus* [366] ein, den wir aus der Geschichte der Seuche schon kennen [367]. Nachfolgekrankheiten können nur entstehen, wenn der luetische Infekt weitgehend abgeklungen ist [368]; sie werden durch die Lues

358 I, VI, 400; I, VII, 191f.

359 Paracelsus I, VI, 400f., 299 Z. 11f. Vgl. Anm. 313.

360 Paracelsus I, VII, 191f.

361 Vgl. Essed (1933), S. 9f.; Proksch (1882), S. 12; Proksch (1895), II, S. 70f.; Bloch (1901/11), I, S. 99f.

362 Sieh oben S. 109 und I, VI, 309 Z. 32.

363 Paracelsus I, VII, 192.

364 Paracelsus I, VI, 400 Z. 16f.; I, VII, 215 f. – Umgekehrt führt auf Syphilis aufgepfropfter Aussatz zum Abheilen der «Franzosen», (I, VI, 455 Z. 21f.); allerdings verläuft eine derartige «lepra exaltata» weit bösartiger als üblich.

365 Paracelsus I, VI, 400. Unheilbarkeit ergibt sich bei Therapieresistenz der aufgepfropften «Franzosen»: «und so die cur also iren fürgang nicht hete, alsdan so erkenne diese franzosen unheilbar und zu sein an der stat der lepra»; vgl. I, VII, 214f., I, VI, 379, Z. 15–21, 431 Z. 11–16. – Zum therapeutischen Ansatz bei Lepra als «ligendem corpus» der Syphilis sieh I, VI, 452f.

366 I, VI, 398 Z. 10; 455 Z. 13–20. – Zu den therapiebedingten iatrogenen Nachfolgekrankheiten allgemein sieh I, VII, 264, zum Merkurialismus speziell die von Proksch ([1882]; [1895], II, S. 91ff.) gesammelten Zitate.

367 Sieh oben S. 110 und vgl. Höfler (1899), S. 136bf.

368 Sie «komen . . . nicht, es seien dan vorhin die franzosen auf ein groß abzeren komen», Paracelsus I, VI, 398. Dieses «groß abzeren» setzt voraus, daß die «Franzosen» bereits «lange zeit geweret haben» (I, VI, 455), es tritt also erst nach längerem Krankheitsverlauf ein.

verursacht und setzen ein Vorhandensein der *französischen materia* voraus [369]. In ihrer Topographie entsprechen sie der abgelaufnen Infektion: Sie *greifen in das* selbe *glid* [370], benutzen also dasselbe *corpus* wie die abklingende Lues.

Wie wir gesehen haben [371], besitzt die Lues kein eigenes *corpus*. Im Gegensatz zu den *infingierten krankheiten* ist sie keinem *verordneten* Glied *eingewurzlet* [372], keiner bestimmten «Anatomei» *eingeleibt*, sondern als *nicht fixe* Krankheit kann sie *frei* im Menschen *ausspargirn* und sich *ligende corpora* vorhandener Krankheiten zur materiellen Entfaltung *suchen*.

Ein solches *ligendes corpus* wird vom Krankheitssamen, dem *französischen gift* [373], *angerührt* [374], *angegriffen* [375], *inficirt* oder *befleckt* [376]. Paracelsus deutet diesen Vorgang des *Einwurzelns* [377] zunächst als Verpflanzen, als *transplantatio* [378], wäh-

369 a. a. O., Z. 12f.

370 I, VI, 398 Z. 9.

371 Oben S. 130.

372 Paracelsus I,VII, 59–61=Aiiij$^{r}$–Bi$^{r}$. Vgl. oben Anm. 240. – Zum Terminus «eingeleibt»: I, VII, 194 Z. 16.

373 Paracelsus I, VII, 190 Z. 26, usf., vgl. oben Anm. 316, sowie Wendungen «ein corpus, das da vergift were mit dem französischen gift» (I, VII, 220), «durch den luxum vergift» (I, VI, 397) u. ä.

374 «ein corpus, das vom französischen gift angerürt wurde» (I,VII, 220)

375 «ein corpus wird vom französischen gift angegriffen» (I, VII, 230); vgl. «corpora ... wie sie dan begriffen werden» (I, VII, 224; I, VI, 396 Z. 33).

376 «dieselbige ‹materia›, so sie vom französischem gift befleckt wird» (I, VII, 227); «ein ieglichs glid, wie es dan befleckt wird» (I, VII, 230); «dise nachfolgenden verborgenen krankheiten ‹werden› von dem französischen gift auch inficirt und befleckt» (I, VII, 224); vgl. oben Anm. 354. – Interessant ist, daß dieser Vorgang des «Beflekkens» sich nicht auf ein einziges «ligendes corpus» beschränken muß, sondern gleichzeitig zwei, ja drei verschiedene Basiskrankheiten betreffen kann (I, VII, 229–230, vgl. I, VII, 193f., 235 «mer als einerlei zusamen vermischt»), was dann zu entsprechender Formenvielfalt («zwei, dreierlei art der franzosen erscheinen») oder – bei komplizierten Mischungen – zu ganz neuen «sonder formen» führt. Freilich kann das «französische gift» sich auf eine von mehreren gleichzeitig vorhandenen (Basis)-Krankheiten beschränken und bloß eines der in Frage kommenden «corpora» tingieren, was indessen ebenfalls Polymorphie zur Folge hat durch gleichzeitiges Auftreten syphilitischer und nichtsyphilitischer Symptome (I, VII, 230f.).

377 Sieh oben Anm. 340.

378 Das betrifft vor allem die Theorie zur Entstehung neuer Krankheiten (I, VI, 352ff.; vgl. oben Anm. 285 und 340), doch verwendet Paracelsus (I, VII, 277 Z. 31, I, VII, 427 Z. 31) den Terminus «transplantirn» auch synonym für «transmutirn» zur Kennzeichnung der

rend er ihn später dem *Transmutieren* von Metallen gleichsetzt [379]. Das *französische gift* wird zur *französischen tinctur*, die das *ligende corpus* im alchemistischen Sinne umfärbt.

Bei dieser *transmutatio* kommt es zur Wandlung des *corpus*, die sich in unterschiedlicher Ausprägung auf mehreren Ebenen abspielt: Am wenigsten verändert ist die Topographie; die Basiskrankheiten behalten ihre *anatomei* [380] sowie die Lokalisation ihrer spezifischen *emunctoria* [381], und nur beiläufig hat Paracelsus angedeutet, daß es gelegentlich auch zu einer Ortsveränderung kommt [382].

Ausgeprägter sind die Wandlungen der Morphologie: Die *alten zeichen* bleiben zwar erhalten [383], werden in ihrer Gestalt aber abgeschwächt [384] und durch *invermischung* neuer Zeichen geändert. Es kommt zu ausgesprochnen Mischformen, deren Komponenten Paracelsus terminologisch aufzeigt: er spricht von *luxus estiomenus*, *luxus serpiginosus*, *luxus pustulosus* und dergleichen mehr [384a].

Am stärksten tangiert ist der zeitliche Sektor [385], was sich in Aenderungen des Verlaufs niederschlägt. Diese Aenderungen greift Paracelsus unter dem Stichwort *imperfection* [386], das einerseits eine Beschleunigung, anderseits ein vorzeitiges Abbrechen der Krankheitsentwicklung meint. Fehlende «Schärfe»

Veränderung von Basiskrankheiten, auf die sich die «Franzosen» aufpfropfen. – Zur Begriffsgeschichte vgl. Fichtner (1968), besonders S. 22–32.

379 Paracelsus I, VII, 216 «venerische transmutierung»; I, VI, 374; I, VII, 427f.; zur Sache vgl. Achelis (1939), S. 26–31; Achelis (1970), S. 350f. – «die gesunden corpora ‹mögen *nit* tingirt werden› von der französischen tinctur», I, VII, 200, vgl. I, VII, 198.

380 Paracelsus I, VII, 216 Z. 29f.; I, VII, 217 Z. 1f; I, VII, 219; «soweit nun dasselbig ‹ligend› corpus oder in welchen örtern und glidern es ligt, soweit und an denselbigen örtern reichent und sind auch die franzosen», I. VII, 198. Vgl. jedoch oben Anm. 263.

381 Paracelsus I, VII, 110, 237, vgl. 115 und I, VI, 388.

382 Paracelsus I, VI, 398f.

383 Paracelsus I, VII, 195 Z. 21f.: «dan sie behalten die alten zeichen mit invermischung der neuen». Zu den «neuen zeichen» sieh I, VI, 391, und I, VII, 216 Z. 32, 217.

384 Paracelsus I, VII, 216 Z. 1–11 und 30f.

384a Paracelsus I, VII, 217 Z. 20–24, I, VII, 200 Z. 19–27.

385 Zum Zeitbegriff: Pagel (1958), S. 77–82; Pagel (1962), S. 100–105; Schipperges (1970), S. 315f.; Schipperges (1974), S. 81–85; Schipperges (1975), S. 36–40 (= Schipperges [1974], S. 128f.)

386 Paracelsus I, VII, 215f.

[387] der *corpora* beispielsweise kann durch *französisches gift* ersetzt werden, was zum vorzeitigen Durchfressen [388] der Haut und damit zu *offnen scheden* führt [388a]. Entsprechend kommt es beim Aussatz zur Heilung, ehe die Krankheit das entsprechende Stadium erreicht hat [389].

Aber nicht nur die zeitliche Komponente, auch die Richtung des Verlaufs kann durch venerische Einmischung sich ändern. Es entstehen dann — wie durch Vermischung überhaupt [390] — neue Krankheitsformen [391], die mit der ursprünglichen Symptomatik der Basiskrankheit wenig gemein haben.

Für Paracelsus ist dieser theoretische Ansatz wichtig: er verhilft ihm dazu, eine Reihe frambösie-spezifischer Symptome systemimmanent zu deuten. Nehmen wir aus der Morphologie das Beispiel der Gummen und iuxtaartikulären Knoten: Paracelsus arbeitet hier mit dem Begriff der jugendlichen [392] Krankheit, die — noch mit der *prima materia* beschäftigt — nicht in der Lage ist, ihr materielles Substrat so weit aufzubereiten, daß es nach außen durchbrechen kann. Auch hier führt die venerische «Tinktur» zu einer «Imperfektion», die sich indessen nicht in Beschleunigung des Ablaufs, sondern vor allem in einer Verlaufsänderung niederschlägt: *Durch anreizen des französischen gifts* wird die noch rohe [393] *materi zu einem wüten*

[387] I, VII, 218f.

[388] a. a. O., 218 Z. 7f., 219 Z. 2.

[388a] I, VII, 221f. «unnatürliche aufbrechung»; I, VII, 222 «unnatürliches ufbrechen»; I, VII, 223 «unzeitig eröfnet».

[389] I, VII, 215f.: «. . . dermaßen seind etlich lepra, die auch, ehe das sie komen in ir volkomen end, der heilung underworfen werden; . . . aus dem folgt nun, das die perfection der lepra gebrochen wird. solches also auch beschicht, so ein lepra in irem corpus durch die venerischen transmutirung, wie obstet, versotten wird und hierauf, gleich als wie von der lepra stehet, die cur vollent wird.» – Vgl. Anm. 364.

[390] Insofern als sich Paracelsus die «Transmutation» (sieh oben S. 135 mit Anm.378f.) unter dem Aspekt der «(spermatischen) vermischung» (I, VII, 235 Z. 7, 427 Z. 8, u. ö.) vorstellt; vgl. auch oben S. 128.

[391] I, VI, 427f., besonders Z. 10–12: «in einem iedlichen morbo ein sonder neue art, die vor nie gesein ist»; vgl. I, VII, 216 Z. 34: «das da die zeichen verendert seind»; I, VII, 217 Z. 33f.: «ein sonder und ander art».

[392] Zur Sache: Pagel (1962), S. 101f.; Schipperges (1975), S. 38f.; vgl. besonders Paracelsus I, VII, 111f.; I, VII. 218f.; I, VII, 221 Z. 24: «jugend» der «krankheit»; I, VII, 222 Z. 14: «jugend» der «materi».

[393] Zum Aspekt des Rohen, das durch den zeitlichen Ablauf seiner Reife zugeführt wird, vgl. den Begriff der «zeitigung», von dem Paracelsus

gebracht [394]; sie versucht, nach außen durchzubrechen, was *der unzeitikeit halben* [395] ihr aber nicht gelingt, so daß sie nur Schwellungen und Knoten [396] auftreibt.

Diese *geschwulst und düppel* sind gekennzeichnet durch einen ausgesprochen langsamen Verlauf: Manchmal nehmen sie — parallel zum Wachsen des *corpus* — an Größe zu, aber es vergeht viel Zeit, bis sie reifen und nach außen durchbrechen. *Mancher stirbt . . . ehe es dahin kompt, das die zeitigung öfnung geben mag* [397]. — Selbstverständlich kann das *französische gift* die fehlende «Schärfe» ersetzen und ein vorzeitiges Aufbrechen der Gummen erzwingen [398]; im Gegensatz zur «natürlichen» lassen bei dieser *unzeitigen* Eröffnung die Beschwerden aber nicht nach, sondern es persistiert der Schmerz.

Zur Deutung der Schmerzen verwendet Hohenheim den Begriff der *temperatur* [399], der vom traditionellen Komplexionen-Schema zwar abweicht [400], trotzdem aber viel von humoralpathologischer Begrifflichkeit wahrt: Zu Schmerzen kommt es beim Aufeinanderprall entgegengesetzter Primärqualitäten [401], beispielsweise wenn die heiße französische «Tinktur» in kalte *glider* — vor allem Knochen, Bänder und Gelenke — kommt [402]. Topographie und Intensität der Schmerzen richten sich dabei nicht nach der Menge des *französischen gifts* [403], sondern sind

im entsprechenden Abschnitt vielfach Gebrauch macht, sieh I, VII, 221–224 (und vgl. auch I,VII, 215 mit der Metapher des Verwandelns der «prima» in die «ultima materia» durch den Prozeß des Kochens).

394 Paracelsus I, VII, 221f.

395 I, VII, 222 Z. 4f.

396 I, VII, 221f. sowie 218f.

397 I, VII, 222.

398 I, VII, 222 Z. 22–25, 223 Z. 12–18; vgl. oben Anm. 388a.

399 I, VII, 221 Z. 8; vgl. zum Terminus «temperat(ur)» I, VII, 255 Z. 4f.

400 Zum Elementenbegriff bei Paracelsus (I, VI, 123, 363f.; I, VII, 251, 255f.) und seinen Wandlungen sieh Pagel (1958), S. 92–94; Pagel (1962), S. 13f.; vgl. Schipperges (1975), S. 35; Darmstaedter (1931), S. 15–37; Hooykaas (1935); Lauer (1970), S. 323ff.; Lenz (1970), S. 359f.

401 Gegensatz «kalt»/«warm»: I, VII, 219 Z. 14f. und 21, 220 Z. 12f.; Gegensatz «dürre»/«feuchte»: I, VII, 220 Z. 12.

402 Paracelsus I, VII, 219f., 221, besonders 220 Z. 4–10.

403 I, VII, 221 Z. 11–14. – Interessant ist die Paracelsische Vorstellung, daß die Menge des «französischen gifts» mit dem Umfang des «ligenden corpus» korreliert; vgl. dazu die folgenden Zeilen (I, VII, 221 Z. 14f.).

abhängig von Ausdehnung [404] und Beschaffenheit [405] des zugeordneten *glids*, mit andern Worten: sie haben organspezifische Qualität.

Die Periodizität der Schmerzen macht Paracelsus wenig Mühe: er interpretiert die Schmerz-Paroxysmen über stellaren Einfluß, wobei der Venus als astralem «Viertel» des *luxus* [406] entscheidende Bedeutung zukommt.

Die Venus exaltiert im Monde [407], was lunaren *lauf* [408] ins Krankheitsgeschehen bringt. Das bedeutet nicht etwa Vorherrschaft der lunaren Rhythmik, sondern macht das tingierte *corpus* «empfindlich» [409] auch für periodische Abläufe anderer Art, beispielsweise für Wetterwechsel [410]. Die «Franzosen»-Krankheit zeigt demzufolge komplexe Periodizität; Tagesschwankungen mit nächtlichen Paroxysmen hat Paracelsus indessen nicht erwähnt.

Schmerzbereitschaft [411] und Periodizität [412] sind die Kardinal-

[404] I, VII, 221: «dermaßen ligen im ganzen leib stett und örter, welche solchen corporibus underworfen sind, und nach art einer ieglichen statt die schmerzen entpfunden werden. und nachdem die corpora ligen, vil oder wenig, demnach sind auch die schmerzen».

[405] Schmerz entsteht vor allem in denjenigen «glidern», deren kaltfeuchter «temperatur» die ‚venerische Verbrühung' «zuwider ist», die auf Grund entgegengesetzter Primärqualitäten also gegen «französisches gift» «unleidlich sind». Dabei entspricht ihrer «sonderen unleidlikeit» ein «sonderbarer» – das heißt besonders heftiger – «schmerz»: sie «mögen on schmerzen nit leiden das ... französisch gift» (Paracelsus I, VII, 220f.).

[406] I, VII, 252f.; vgl. I, VII, 189 die drei andern «vierteil» des «luxus»: «imaginatio, cupido und actio», sowie I, VII, 329ff. und I, VII, 203 Z. 14f.

[407] I, VII, 307, Z. 28ff. Vgl. Gundel (1968), S. 36f.

[408] a. a. O., Z. 31f. – Vgl. Boll-Bezold (1966), S. 46f., 122–125; Gundel (1968), S. 25ff.

[409] Paracelsus I, VII, 216 Z. 32. Vor dem Aufpfropfen der «Franzosen» sind manche «ligenden corpora» dagegen «unentpfindlich» (a. a. O.).

[410] I, VII, 307f., 339; I, VII, 219 Z. 6–8. Zur Kennzeichnung der Periodizität verwendet Paracelsus den Terminus «bewegung ‹der› schmerzen» (a. a. O. Z. 8).

[411] I, VI, 395. – Sie gilt nur eingeschränkt, vgl. oben Anm. 405 und Paracelsus I, VII, 219f.: «auch sind etliche örter, da die offenen scheden ire flüß hinsezen: und werden nicht underworfen der lemin, als die in den gemechten oder fleischigen örtern; ist die ursach, das an denselbigen örtern die entpfindliche art der schmerzen ire corpora nicht hat» (Interpunktion geändert).

[412] Vgl. Anm. 410 sowie zum zugrundeliegenden Krankheitsbild oben S. 118.

symptome von Hohenheims «Franzosen» [413]; andere Krankheitszeichen besitzen ihnen gegenüber abgeschwächte Aussagekraft. Das gilt für die *blatern* [414] — die Papeln der Frambösie — genauso wie für die Veränderungen an Knochen [415] und Gelenken [416] und betrifft selbst den Foetor, den kennzeichnenden Gestank [417].

Beim Interpretieren des Foetors, der für die Frambösie charakteristisch ist, zeigt Paracelsus sich als Anhänger der Feuer-

[413] Es ist dies keineswegs immer die Auffassung von Paracelsus gewesen; noch in seinen ‚zehn schönen Büchern' von 1528 geht er von morphologischen Leitsymptomen der «Franzosen» aus: den sogenannten «fünf zeichen» (I, VI, 391 Z. 7–12), die seiner Meinung nach für jede Form der Krankheit («ietliche franzosen») pathognomonisch sind.

[414] Die «blatern» zählen bereits zu den morphologischen Leitsymptomen der «Franzosen»; Paracelsus (a. a. O.) nennt sie unter den pathognomonischen «fünf zeichen» an zweiter Stelle.

[415] Interessant sind Paracelsus' Beobachtungen zu den für die Frambösie kennzeichnenden Säbelbeinen (Essed [1933], S. 154f.); er hat nicht nur iuxtaartikuläre Knoten gesehn (I, VII, 224f.: «beulen und düppel, die nicht aufbrechen wollen, ... sie machen knoden, knorren ‹und› treiben die gleich auf»), sondern auch die für eine ‚tibia en lame de sabre' charakteristische Verbiegung langer Röhrenknochen beobachtet («biegen die rören» I, VII, 225 Z. 2, 339 Z. 1, 449 Z. 5); selbst die frambösie-bedingten Spontanluxationen (Essed [1933], S. 154 und 200: «iuncturarum dislocatio») sind ihm nicht entgangen «entsezen die glider aus iren gleichen», a. a. O.), ebensowenig wie die Wachstumsstörungen am jugendlichen Skelett («in wachsenden leuten ‹ent›treiben sie die wachsent kraft gewaltig aus irem fürnemen in der proporz und zier» I, VII, 225).

[416] Er faßt sie unter dem Sammelbegriff der «französischen lemin» (I, VII, 220 Z. 19, 224 Z. 16) zusammen, worunter er einerseits die initialen («anfenglich» I, VII, [218], 448) wie sekundär-tertiären Arthralgien (Essed [1933], S. 145, 147 und 152) versteht, anderseits aber auch Arthrosen subsumiert, die ihm unter dem Bild von Koxarthrosen, Spondylarthrosen, Achsellähmungen und Einschränkungen der Beweglichkeit im Sprunggelenk bekannt waren («merken‹t› auch von lemin, das ir vil ligen in den hüften, achseln und gleichen, ... vil ligen im rucken oder grod» I,VII, 225; «lemin in den gleichen ..., hüften, knoden und dergleichen» I, VII, 338). Des weiteren deckt der Begriff «französische lemi» den Hydrarthros (Essed [1933], S.154; treiben die gleich auf» I, VI, 225) und die frambösiebedingten Affektionen der Sehnen (Ganglion framboesiforme, sieh oben Anm. 184; Essed [1933], S. 154, 176 «dolor... in lacertis»; vgl.: ‹die lemi› «sezt sich auch in die lacertos oder die musculos oder brechen durch die adern» I,VII, 339; «in medullis, ligamentis, cartilaginibus», I,VII, 448).

[417] Vgl. oben S. 113.

Theorie [418], die das neue Leiden analog zum *ignis sacer* oder *persicus* [419] deutet. Das Hinneigen zu dieser Theorie ist nicht etwa selbstverständlich, da Paracelsus bereits den Lebensprozeß als Feuer interpretiert [420].

Konkurrierend zum Feuer stehen die Metaphern des Kochens [421] und Verbrühens [422], mit denen Paracelsus die Wirkung der venerischen Infektion beschreibt [423]. Für das Erklären des Foetors indessen benutzt er die Allegorie des Brennens, das die Materie verwandelt [424] und Rauch erzeugt. Luetischer Foetor ist nichts andres als derartiger Rauch [425]; er steigt vom *venerischen feuer* [426] auf und zeigt organspezifische Qualität: Je nachdem welches Glied vom französischen Gift versengt wird, trägt der Rauch spezifische Duftnoten [427], die es dem Arzt gestatten, das erkrankte Organ zu diagnostizieren.

Auch sonst erleichtern die «Franzosen» das Diagnostizieren, was aus ihrem Einfluß auf Krankheitsverläufe resultiert [428]: sie wecken im Patienten schlummernde Leiden [429], verkürzen die Latenz [430] und offenbaren auf diese Weise verborgene Krankheit [431]. Durch Vermischung mit den *ligenden corpora* führen

418 I, VII, 208 «der luxus . . . ist das feuer und das seind die krankheiten des feuers», vgl. I,VII, 210, 213 Z. 15f., 214 Z. 3 «venerisches feuer». Hierher gehören auch die Argumente, mit denen Paracelsus (I, VII, 88) die Hyperthermie-Behandlung der Syphilis verwirft: «ir (d. h. «der impostoren») fürnemen war, den leib inwendig dermaßen zu erhizen, das durch solche hiz diser gebresten aller solt verzert werden; haben nit betracht, das der presten an im selbs vil hiziger ist, dan sie in machen mögen».

419 Sieh oben S. 110.

420 Pagel (1962), S. 58 mit Bezug auf I, XIV, 549.

421 I, VII, 213f. «venerische siedung», «das versieden des venerischen feuers».

422 «venerische verbrüung» I, VII, 216 Z. 28, 306 Z. 4 und 26, 213 f.

423 Zur Sache vgl. oben S. 136 und 137; zum Terminus sieh Anm. 354.

424 Paracelsus I, VII, 213, 215.

425 I, VII, 210 Z. 15; 318f.

426 Vgl. oben Anm. 418 und 422 sowie Paracelsus I, VII, 318.

427 I, VII, 210, 317, 319.

428 Vgl. oben S. 135f.

429 Paracelsus I, VII, 221–223; zur Sache: Schipperges (1975), S. 42f.

430 I, VII, 221 Z. 22 bis 222 Z. 7.

431 «vil flüß ligen im leib verborgen, zu geberen die krankheit der ofnen scheden, die von wegen irer jugend nicht genugsam sind, vo‹r› irem alter offen scheden zu machen, und sind doch mit allen dingen ganz da, allein nit volkomen in irer sterke», a. a. O.; vgl. I, VII, 229f.

sie zu neuen Krankheitsformen [432], was den Erfahrungsschatz der Medizin bereichert [433] und sie von antiken Traditionen unabhängig macht[434]. «Neue Krankheiten machen neue Aerzte»[435]: Das gilt in besonderem Maße für die Lues, die eine bedeutende Rolle spielt im Mündigwerden moderner Medizin.

Zu den wertvollen Eigenschaften der Lues gehört nicht zuletzt ihr therapeutischer Effekt: sie ist in der Lage, Basiskrankheiten zu vertreiben [436], was die Heilung der Lepra mit einbegreift [437].

Die lichten Züge im Lues-Bild Hohenheims bestimmen indessen nicht die Farbe: das Dunkel überwiegt, und Paracelsus hat nicht danach getrachtet, ungünstige Konturen zu retuschieren*.

[432] Vgl. oben S. ⊠ f.
[433] Paracelsus I, VII, 235, besonders Z. 12.
[434] Paracelsus I, VII, 235f., vgl. Schipperges (1975), S. 35.
[435] «wie ein krankheit der andern nach entstanden ist, also ist auch ein arzt dem andern nach geborn und der lezt mer als der erst erfaren», a. a. O.; vgl. I, VII, 187f.
[436] I, VII, 230: «solche franzosen bedeuten erstlich ein gesundheit: ... fürn ... verborgen krankheit ... von dem inern leib hinaus für die haut und machen rein den ganzen cörper inwendig ... Also sollent ir wissen ..., das der leber ir gebresten genomen werden, also mit allen glidern des inwendigen leibs ..., auch des bluts krankheiten, auch des humors des ganzen leibs».
[437] Vgl. oben S. 136.
* Wird fortgesetzt

## ABGEKÜRZT ZITIERTES SCHRIFTTUM *

*Achelis* (1939): Johann Daniel Achelis, Ueber die Syphilisschriften Theophrasts von Hohenheim, I: Die Pathologie der Syphilis. Mit einem Anhang: Zur Echtheit des dritten Buches der Großen Wundarznei, in: SB Heidelb. Akad. Wiss., math.-nat. Kl., 9. Abh. 1938, Heidelberg 1939 [Teil II = Achelis (1970)].

*Achelis* (1942): ders., Die Ueberwindung der Alchemie in der paracelsischen Medizin, in: SB Heidelb. Akad. Wiss., math.-nat. Kl., 3. Abh. 1942, Heidelberg 1943.

*Achelis* (1970): ders., Zum Krankheitsbegriff Theophrasts von Hohenheim, Antaios 11 (1970), S. 335–357 [auch in: Tymbos für Wilhelm Ahlmann, Berlin 1951, S. 1–17].

*Artelt* (1932): Walter Artelt, Paracelsus im Urteil der Medizinhistorik, Fortschr. Med. 50 (1932), S. 929–933.

*Artelt* (1957): ders., Wandlungen des Paracelsusbildes in der Medizingeschichte, N.A.P. 8 (1957), S. 33–38.

*Aschoff* (1939): Ludwig Aschoff, War die Syphilis von alters her eine europäische Krankheit? in: Freiburger Forschungen zur Medizingeschichte, 2, Freiburg i. Br. 1939, S. 1–12 (vgl. dens., War die Syphilis von alters her in Europa heimisch? Zschr. ärztl. Fortbild. 36 [1939], S. 174).

*Aumüller* (1943): Josef Aumüller, Paracelsus' Stellungnahme zur Lues und deren Therapie, med. Diss. München 1943 [masch. schr.].** – [Weitgehend aus Proksch (1895), II, S. 68ff. abgeschrieben].

*Avicenna* (1507): Liber canonis Auicenne reuisus *et* ab omni errore mendaq*ue* purgatus summaq*ue* cum diligentia impressus, Venedig: Paganinus de Paganinis 1507, Neudruck Hildesheim 1964.

*Baader* (1974): Gerhard Baader, Die Entwicklung der medizinischen Fachsprache im Hoch- und Spätmittelalter, in: Fachprosaforschung. Acht Vorträge zur mittelalterlichen Artesliteratur, hrsg. von Gundolf Keil und Peter Assion, Berlin 1974, S. 88–123.

*Bergmann* (1972): Heinz Bergmann, ‚also das ein mensch zeichen gewun'. Der Pesttraktat Jakob Engelins von Ulm (= Untersuchungen zur mittelalterlichen Pestliteratur, II), med. Diss. Bonn 1972, in Kommission beim Horst Wellm Verlag, Pattensen (Han.).

*Betschart* (1952): Ildefons Betschart, Der Begriff «Imagination» bei Paracelsus, N.A.P. 6 (1952), S. 52–67.

*Blaser:* Robert H[enri] Blaser, Neue Erkenntnisse zur Basler Zeit des Paracelsus, Einsiedeln 1953 (= N.A.P., Supplementum [1]).

* Zeitschriftentitel wurden nach Maßgabe der ‚Periodica medica' abgekürzt – mit Ausnahme des Titels der ‚Nova acta Paracelsica', für die als Abbreviatur «N.A. P» steht.

** Herrn Dr. Erhart Kahle (Würzburg) danken wir für den Hinweis auf diesen Titel.

*Blaser* (1974): ders., Hutten und Paracelsus, zwei Schicksale der deutschen Renaissance, N.A.P. 9 (1976), 69–95.

*Blaser:* sieh auch Müller 1960.

*Bloch:* Iwan Bloch, Der Ursprung der Syphilis. Eine medizinische und kulturgeschichtliche Untersuchung, I–II, Jena 1901–1911.

*Boehm-Bezing* (1966): Gisela von Boehm-Bezing, Stil und Syntax bei Paracelsus, [phil. Diss. Erlangen 1963] Wiesbaden 1966.

*Boerhaave*: Aloysius Luisinus, Aphrodisiacus sive de lue venerea, hrsg. von Herman(n) Boerhaave, Leiden 1728.

*Boll-Bezold* (1966): Franz Boll und Carl Bezold, Sternglaube und Sterndeutung, 4. Aufl. besorgt von Wilhelm Gundel, Leipzig und Berlin 1931 (Neudruck Darmstadt 1966 mit einem bibliographischen Anhang von Hans Georg Gundel).

*Brant* (1496): Sebastian Brant, De pestilentiali scorra siue mala [!] de Franzos anni XCVI eulogium, Basel: Johann Bergmann 1496 [benutzt im Faksimile bei Sudhoff, Syphilisliteratur, Taf. 7 und S. 11–13].

*Brunn* (1941): Walter von Brunn [d. Ae.], Zur Elementenlehre des Paracelsus, Sudhoffs Arch. 34 (1941), S. 35–51

*Brunn*, Tuberkulose: ders., Paracelsus und seine Schwindsuchtlehre, Leipzig 1941 (= Praktische Tuberkulose-Bücherei, 26).

*Campbell* (1931): Anna Montgomery Campbell, The Black Death and men of learning, New York 1931.

*Choulant* (1830): Ludwig Choulant [Hrsg.], Hieronymi Fracastorii Syphilis sive morbus gallicus, Leipzig 1830.

*Cordes* (1960): Gerhard Cordes, Zur altsächsischen Mundartenfrage und zur Lautverschiebungsgrenze, Zschr. Mundartforsch. 27 (1960), S. 1–39.

*Crawfurd* (1914): Raymond Crawfurd, Plague and pestilence in literatur and art, Oxford 1914.

*Darmstaedter* (1931): Ernst Darmstaedter, Arznei und Alchemie. Paracelsus-Studien, Leipzig 1931 (= Studien zur Geschichte der Medizin, 20).

*DFG:* Lorenz Diefenbach, Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis, Frankfurt a. M. 1857, Neudruck Darmstadt 1968.

*DFNG:* ders., Novum glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis, ebd. 1867, Neudruck Aalen 1964.

*Dictionnaire* (1805): M. Lunier, Dictionnaire des sciences et des arts, I–III, Paris 1805.

*Eis* (1944): Gerhard Eis, Gottfrieds Pelzbuch, Brünn usw. 1944, Neudruck Hildesheim 1966 (= Südosteuropäische Arbeiten, 38).

*Eis* (1951): ders., Zur Geschichte des Antoniusfeuers, Med. Mschr. 5 (1951), S. 792f.

*Eis* (1952): ders., Zur deutschen Pestliteratur des 15. Jahrhunderts, Med. Mschr. 6 (1952), S. 321–323.

*Eis* (1956): ders., Kultische Keuschheit in der mittelalterlichen Wundarznei, Med. Mschr. 10 (1956), S. 617–619 (auch in: G. Eis, Vor und nach Paracelsus. Untersuchungen über Hohenheims Traditionsverbundenheit und Nachrichten über seine Anhänger, Stuttgart 1965 [= Medizin in Geschichte und Kultur, 8], S. 29–36).

*Eis* (1959): ders., Die sudetendeutsche Literatur des Mittelalters, Ostdtsch. Wiss. 6 (1959), S. 71–116.

*Eis* (1963): ders., Zum deutschen Wortschatz des Paracelsus, Zschr. dtsch. Wortforschung 19 (1963), S. 146–152; auch in: G. Eis, Vor und nach Paracelsus, Stuttgart 1965, S. 18–25.

*Eis* (1965): ders., Vor und nach Paracelsus. Untersuchungen über Hohenheims Traditionsverbundenheit und Nachrichten über seine Anhänger, Stuttgart 1965 (= Medizin in Geschichte und Kultur, 8).

*Eis-Keil* (1961): ders. und Gundolf Keil, Nachträge zum Verfasserlexikon, Beitr. Gesch. dtsch. Sprache Lit. 83 (Tübingen 1961), S. 167–226.

*Englert* (1935): Ludwig Englert, Behandlung der Lues im Spiegel der Paracelsischen Kritik, Die pharmazeutische Industrie (Berlin 1935), S. 386–388.

*Essed* (1933): Willem Frederik Robert Essed, Over den oorsprong der syphilis, [med. Diss. Leiden] Amsterdam 1933.

*Fachliteratur* (1968): Fachliteratur des Mittelalters. Fschr. f. Gerhard Eis, hrsg. von Gundolf Keil, Rainer Rudolf, Wolfram Schmitt und Hans J[osef] Vermeer, Stuttgart 1968.

*Fichtner* (1968): Gerhard Fichtner, Transplantatio. Zur Geschichte eines Begriffs und einer Vorstellung in der Medizin, I [mehr nicht erschienen], med. Diss. Tübingen 1968 [masch. schr.] *

*Fracastoro* (1530) sieh Schönfeld (1960) und Choulant (1830).

*Fracastoro* (1546): Girolamo Fracastoro, De contagionibus et contagiosis morbis et eorum curatione libri tres, Venedig 1546.

*Franke* (1976): Hans Peter Franke, Der Pest-‚Brief an die Frau von Plauen' [Arbeitstitel], [med. Diss. Würzburg, voraussichtlich 1976] Pattensen (Hannover), etwa 1977 (= Würzburger medizinhistorische Forschungen, 9).

*Fuchs* (1843): C[onrad] H[einrich] Fuchs, Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland von 1495 bis 1510, nebst mehreren Anecdotis späterer Zeit gesammelt und mit literarhistorischen Notizen und einer kurzen Darstellung der endemischen Syphilis in Deutschland, Göttingen 1843.

*Fuchs* (1850): ders. [Hrsg.], Theodorici Ulsenii Phrisii Vaticinium in epidemicam scabiem, quae passim toto orbe grassatur, nebst einigen anderen Nachträgen zur Sammlung der ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland, Göttingen 1850.

* Herrn Fichtner danken wir für liebenswürdige Hilfe bei der Schrifttumbeschaffung.

*Galen:* Claudii [!] Galeni opera omnia, hrsg. von Karl Gottlob Kühn, I–XX, Leipzig 1821–1833 (= Medicorum Graecorum opera quae exstant, 1–20), Neudruck Hildesheim 1965 mit einem Nachwort von Konrad Schubring.

*Ganzenmüller* (1941): Wilhelm Ganzenmüller, Paracelsus und die Alchemie des Mittelalters, [zweiter Abdruck] in: ders., Beiträge zur Geschichte der Technologie und der Alchemie, Weinheim (Baden) 1956, S. 300–314.

*Goldammer* (1953): Kurt Goldammer, Paracelsus. Natur und Offenbarung, Hannover 1953 (= Heilkunde und Geisteswelt, 5).

*Goldammer* (1971): ders., Die paracelsische Kosmologie und Materietheorie in ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Stellung und Eigenart, Med.hist. J. 6 (1971), S. 5–35.

*Goltz* (1970): Dietlinde Goltz, Zu Begriffsgeschichte und Bedeutungswandel von vis und virtus im Paracelsistenstreit, Med.hist. J. 5 (1970), S. 169–200.

*Gräter* (1974): Volker Gräter, Der ‚Sinn der höchsten Meister von Paris'. Studien zu Ueberlieferung und Gestaltwandel (= Untersuchungen zur mittelalterlichen Pestliteratur, III 1), med. Diss. Bonn 1974 [in Kommission beim Horst Wellm Verlag Pattensen (Han.)]

*Grimm* (1965): Jürgen Grimm, Die literarische Darstellung der Pest in der Antike und in der Romania, München 1965 (= Freiburger Schriften zur romanischen Philologie, 6).

*Gotteslästereredikt* (1495): Das Gotteslästeredikt Kaiser Maximilians vom 8. VIII. 1495, zitiert nach Sudhoff (1912), S. 4–7, und Taf. I, vgl. Sudhoff, Syphilisliteratur, Taf. I.

*Gundel* (1966): Wilhelm Gundel und Hans Georg Gundel, Astrologumena. Die astrologische Literatur in der Antike und ihre Geschichte, Wiesbaden 1966 (= Sudhoffs Arch., Beiheft 6).

*Gundel* (1968): Hans Georg Gundel, Weltbild und Astrologie in den griechischen Zauberpapyri, München 1968 (= Münchener Beitr. Papyrusforsch. ant. Rechtsgesch., 53).

*Gundel* (1969): Wilhelm Gundel, Dekane und Dekansternbilder, 2. Aufl. besorgt von Hans Georg Gundel, Darmstadt 1969.

*Gutsch* (1976): Alex W[] Gutsch, Dermatologie und Syphilidologie, in: Paracelsus. Werk und Wirkung, Fschr. Kurt Goldammer, hrsg. von Sepp Domandl, Wien 1975, S. 107–114 (= Salzburger Beitr. Paracelsusforsch., 13).

*Haberling* (1931): W[ilhelm] Haberling, [über:] Georg Sticker, Entwurf einer Geschichte der ansteckenden Geschlechtskrankheiten (1931), Mitt. Gesch. Med. Naturw. Techn. 30 (1931), S. 195–197.

*Haberling* (1939): ders., [über:] Ludwig Aschoff, War die Syphilis von alters her eine europäische Krankheit? (1939), Mitt. Gesch. Med. Naturw. Techn. 38 (1939), S. 165.

*Harig* (1973): Georg Harig, Verhältnis zwischen Primär- und Sekundärqualitäten in der theoretischen Pharmakologie Galens, NTM 10 (1973), S. 64–81.

*Heyne* (1899/1903): Moriz Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert, I–III, Leipzig 1899–1903, IV [unter dem Titel:] Das altdeutsche Handwerk, hrsg. von B[runo] Crome, Straßburg 1908.

*Höfler* (1899): M[ax] Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch, München 1899.

*Hoeniger* (1882): Robert Hoeniger, Der schwarze Tod in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts, Berlin 1882 (Neudruck Walluf 1973).

*Höring* (1976): Emil Höring, Der schwäbische ‚Theriak-Pesttraktat' von 1389, Med. Mschr. 30 (1976), S. 308–311.

*Hooykaas* (1935): Reijer Hooykaas, Die Elementenlehre des Paracelsus, Janus 39 (1935), S. 175–187.

*Hooykaas* (1939): ders., Die chemische Verbindung bei Paracelsus, Sudhoffs Arch. 32 (1939), S. 166–175.

*Hutten* (1519): Ulrich von Hutten, De admiranda Guaiaci medicina et morbi gallici curatione, Mainz 1519 (zitiert nach Boerhaave).

*Jawetz-Melnick-Adelberg* (1973): Ernest Jawetz, Joseph L. Melnick und Edward A. Adelberg, Review of medical microbiology, 10. Aufl. deutsch von Günther Maass und Reiner Thomssen unter dem Titel ‚Medizinische Mikrobiologie', Berlin usw. 1973.

*Jegel:* [August] Jegel, Die Geschlechtskrankheiten sind vor der Entdekkung Amerikas auch in Franken bekannt, Sudhoffs Arch. 26 (1933), S. 289–309.

*Keil* (1969): Gundolf Keil, [über:] Gisela von Boehm-Bezing, Stil und Syntax bei Paracelsus, Leuv. bijdr. 58 (1969), S. 35–37.

*Koerbler* (1967): Juraj Koerbler, Die Krebslehre des Paracelsus und die Gegenwart, Centaurus 12 (1967), S. 182–191.

*Kully* (1975): Rolf Max Kully, Deutsche medizinische Rezepte und Zaubersprüche in einer Perusiner Handschrift des frühen 16. Jahrhunderts, Sudhoffs Arch. 59 (1975), S. 267–310.

*Lanquetin:* E. Lanquetin [Hrsg. ], Francisco Lopez de Villabos, Sur les contagieuses et maudites bubas, Paris 1890 (= Collection choisie des anciennes syphilographes, [6]).

*Lauer* (1970): Hans H[ugo] Lauer, Elemente und Kräfte im Naturverständnis des Paracelsus, Antaios 11 (1970), S. 321–334.

*Lenz* (1965): Sibylle Druschky[-Lenz], Die Struktur der Frau aus dem Leitbegriff der Matrix bei Paracelsus, med. Diss. Heidelberg 1965 [masch.schr.]

*Lenz* (1970): Sibylle [Druschky-]Lenz, Zum Begriff der Matrix im paracelsischen Schrifttum, Antaios 11 (1970), S. 358–379.

*Lesky* (1959): Erna Lesky, Von Schmier- und Räucherkuren zur modernen Syphilistherapie, CIBA-Zschr. VIII, 96 (1959), S. 3174–3189.

*Lexer:* Matthias Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, I–III, Leipzig [1869] 1872–78, Neudruck [Stuttgart] o. J.

*Melsheimer* (1892): Theodor Melsheimer, Die Syphilis und ihre Heilmittel vom Jahre 1492 bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, med. Diss. Bonn 1892.

*Meyer-Ahrens* (1841): Konrad Meyer-Ahrens, Geschichtliche Notizen über das erste Auftreten der Lustseuche in der Schweiz und die gegen die weitere Ausbreitung der Krankheit in der Schweiz und namentlich im Canton Zürich getroffenen Maaßregeln, nebst einigen Notizen über den Aussatz, Schweizer. Zschr. Natur-Heilk. 6 [= N. F. 3] (1841), S. 322–341.

*Martí-Ibáñez* (1952): Félix Martí-Ibáñez, Prelude to the history of syphilis, Int. Rec. Med. (1952), S. 415–426.

*Møller-Christensen* (1966): V[ilhelm] Møller-Christensen, Evidence of tuberculosis, leprosy and syphilis in antiquity and the middle ages, in: Aktuelle Probleme aus der Geschichte der Medizin. Verh. XIX. Internat. Kongr. Gesch. Med., hrsg. von Robert Blaser und Heinrich Buess, Basel usw. [1964] 1966, S. 229–237.

*Müller* (1960): Martin Müller [und Robert Blaser], [Registerband zu Sudhoffs Paracelsus-Gesamtausgabe], (= Paracelsus, Registerband), Einsiedeln 1960 (= N.A.P., Supplementum [2]).

*Onomatologia* (1755): Onomatologia medica completa oder Medicinisches Lexicon, das alle Benennungen und Kunstwörter, welche der Arzneywissenschaft und Apoteckerkunst eigen sind, deutlich und vollständig erkläret, hrsg. von einer Gesellschaft gelehrter Aerzte mit einem Vorwort von Albrecht von Haller, Ulm usw. 1755.

*Oviedo* (1525): Gonçales Fernandez de Oviedo y Valdez, Relacion sumaria de la historia natural de las Indias, compuesta y dirigida al Emperador Carlos V, [zitiert nach Essed (1933), S. 98–109].

*Pagel* (1958): Walter Pagel, Paracelsus. An introduction to philosophical medicine in the era of the renaissance, Basel usw. 1958.

*Pagel* (1960): ders., Paracelsus and the neoplatonic and gnostic tradition, Ambix 8 (1960), S. 125–166.

*Pagel* (1961): ders., The prime matter of Paracelsus, Ambix 9 (1961), S. 117–135.

*Pagel* (1962): ders., Das medizinische Weltbild des Paracelsus. Seine Zusammenhänge mit Neuplatonismus und Gnosis, Wiesbaden 1962 (=Kosmosophie, 1).

*Pagel* (1974): ders., Paracelsus, Van Helmont, Virchow und die Wandlungen im ontologischen Krankheitsbegriff, Virchows Arch. path. Anat. 363 (1974), S. 183–211.

*Pagel-Winder* (1968): ders. und Marianne Winder, Gnostisches bei Paracelsus und Konrad von Megenberg, in: Fachliteratur des Mittelalters, Fschr. Gerhard Eis, hrsg. von Gundolf Keil, Rainer Rudolf, Wolfram Schmitt und Hans J[osef] Vermeer, Stuttgart 1968, S. 359–371.

*Paracelsus:* Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus, Sämtliche Werke, 1. Abteilung: Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften, hrsg. von Karl Sudhoff, I–XIV, München usw. 1922–1933,

Registerband von Martin Müller [und Robert Blaser], Einsiedeln 1960; 2. Abteilung: Theologische und religionsphilosophische Schriften, hrsg. von Wilhelm Matthiessen, ab Bd. II von Kurt Goldammer, I–II, IV–VII, München, (ab Bd. II:) Wiesbaden, 1923, 1955ff.

*Periodica medica:* Periodica medica. Titelabkürzungen medizinischer Zeitschriften, begründet von Julius Schwalbe, fortgeführt von Ludwig Aschoff, Max Kuntze u. a., 4. Aufl. bearbeitet von Walter Artelt, Edith Heischkel-[Artelt] und Carl Wehmer, Stuttgart 1952.

*Proksch* (1882): J[ohann] K[arl] Proksch, Paracelsus über die venerischen Krankheiten und die Hydrargyrose, Wien 1882.

*Proksch* (1889/91): ders., Die Literatur über die venerischen Krankheiten, I–V, Bonn 1889–1891.

*Proksch* (1895): ders., Die Geschichte der venerischen Krankheiten, I–II, Bonn 1895.

*Puschmann* (1896): Theodor Puschmann, Die Syphilis in Europa vor der Entdeckung Amerikas, Wiener med. Wschr. 46 (1896), Sp. 1001–1004, 1062–1065, 1113–1116.

*Rébouis* (1888): Émile Rébouis, Étude historique et critique sur la peste, Paris 1888.

*Richter* (1908): Paul Richter, Ueber die Entstehung und Entwickelung der Quecksilberschmierkur bei der Syphilis, Med. Klin. 4 (1908), 9, S. 302–304, und 10, S. 339–341.

*Richter* (1911): ders., Noch ein altes Rezept «vor die Blatern male franzose», Sudhoffs Arch. 5 ([1911] 1912), S. 412–414.

*Richter* (1912): ders., Ueber die spezielle Dermatologie des ʿAli Ibn al-ʿAbbas aus dem 10. Jahrhundert, Arch. Dermat. Syphilis 113 (1912), S. 849–864. *

*Rosenbaum* (1904): Julius Rosenbaum, Geschichte der Lustseuche im Altertume . . ., Berlin ² 1904 (Neudruck Leipzig 1971).

*Rutz* (1972): Andreas Rutz, Altdeutsche Uebersetzungen des Prager ‚Sendbriefs' («Missum imperatori») (= Untersuchungen zur mittelalterlichen Pestliteratur, I), med. Diss. Bonn 1972.

*Schadel* (1975): Helene Schadel, ΘANATOΣ. Studien zu den Todesvorstellungen der antiken Philosophie und Medizin, Pattensen (Hannover) 1975 (= Würzburger medizinhistorische Forschungen, 2).

*Schipperges* (1970): Heinrich Schipperges, Welt und Mensch bei Paracelsus, Antaios 11 (1970), S. 293–320.

*Schipperges* (1974): ders., Paracelsus. Der Mensch im Licht der Natur, Stuttgart 1974 (= Edition Alpha, [3]).

*Schipperges* (1975): ders., Zum Umfallen geboren. Die Kategorien des Pathologischen im Weltbild des Paracelsus, Janus 61 (1974), S. 33–58.

* Herrn Dr. Erhart Kahle (Würzburg) danken wir für den Hinweis auf diesen Titel.

*Schmiederer* (1942): Franz Schmiederer, Die Therapie der Syphilis bei Paracelsus, med. Diss. München 1942 [masch.schr.].

*Schmitz-Cliever* (1971/73): Egon Schmitz-Cliever, Zur Osteoarchäologie der mittelalterlichen Lepra, [I]-II, Med.hist. J. 6 (1971), S. 249–263, 8 (1973), S. 182–200.

*Schmitz-Cliever* (1972): ders., Das mittelalterliche Leprosorium Melaten bei Aachen in der Diözese Lüttich (1230–1550), Clio med. 7 (1972), S. 13–34.

*Schöner* (1964): Erich Schöner, Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie, [med. Diss. Kiel] Wiesbaden 1964 (= Sudhoffs Arch., Beiheft 4).

*Schönfeld* (1960): Girolamo Fracastoro, Syphilidis sive morbi gallici libri tres, übers. von Ernst Alfred Seckendorf, hrsg. von Walther Schönfeld, Kiel 1960 (= Schriftenreihe Nordwestdtsch. dermat. Ges., 6).

*Schönfeldt* (1962): Klaus Schönfeldt, Die Temperamentenlehre in deutschsprachigen Handschriften des 15. Jahrhunderts, phil. Diss. Heidelberg 1962.

*Schröter* (1976): Gerhard Schröter, Epidemiologische Aussagen in Daniel Defoes ‚Journal of the Plague Year in London 1665', Med. Mschr. 30 (1976), S. 71–77.

*Seidenbusch* (1975): Anton Seidenbusch, Kunst und Medizin in Padua. Berührpunkte zwischen Heilkunde und bildender Kunst, dargestellt anhand von Beispielen aus Paduas Kirchen und der Scuola del Santo, Pattensen (Hannover) 1975 (=Würzburger medizinhistorische Forschungen, 1).

*Sherlock* (1948): T[ ] P[ ] Sherlock, The chemical work of Paracelsus, Ambix 3 (1948), S. 33–63.

*Sies* (1976): Rudolf Sies, Das Pariser Pestgutachten von 1348 in altfranzösischer Fassung (Untersuchungen zur mittelalterlichen Pestliteratur, IV), [med. Diss. Würzburg] Pattensen (Hannover) 1976 (= Würzburger medizinhistorische Forschungen, 7).

*Singer-Anderson* (1950): Dorothea Waley Singer und Annie Anderson, Catalogue of Latin and vernacular plague-texts in Great Britain and Eire, London 1950.

*Sommariva* (1496): Giorgio Sommariva, Enarratio satyrica, Venedig: Christoph von Cremona 1496 (zitiert nach dem Faksimile bei Sudhoff, Syphilisliteratur, S. 18f. und Taf. XVf.).

*Sticker* (1908): Georg Sticker, Abhandlungen aus der Seuchengeschichte und Seuchenlehre, I: Die Pest, erster Teil: Die Geschichte der Pest, Giessen 1908.

*Sticker* (1931): ders., Entwurf einer Geschichte der ansteckenden Geschlechtskrankheiten, in: Handbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten, hrsg. von J[osef] Jadassohn, XXIII, Berlin 1931, S. 263–603.

*Sudhoff* (1894): Karl Sudhoff, Bibliographia paracelsica. Besprechung der unter Hohenheims Namen 1527–1893 erschienenen Druckschriften, Berlin 1894 (Neudruck Graz 1958).

*Sudhoff* (1909/25): ders., Pestschriften aus den ersten 150 Jahren nach der Epidemie des «schwarzen Todes» 1348, Sudhoffs Arch. 2 (1909) – 17 (1925).

*Sudhoff* (1912): ders., Aus der Frühgeschichte der Syphilis, Leipzig 1912 (= Stud. Gesch. Med., 9).

*Sudhoff* (1913): ders., Der Ursprung der Syphilis, Leipzig 1913.

*Sudhoff* (1914/18): ders., Beiträge zur Geschichte der Chirurgie im Mittelalter, I–II, Leipzig 1914–18 (= Studien zur Geschichte der Medizin, 10–11/12).

*Sudhoff* (1930): ders., Mittelalterliche Einzeltexte zur Beulenpest vor ihrem pandemischen Auftreten 1347/48. Ein Ueberblick, in: Historische Studien und Skizzen zur Natur- und Heilwissenschaft. Fschr. Georg Sticker, hrsg. von Karl Sudhoff, Berlin 1930, S. 39–48.

*Sudhoff* (1936): ders., Paracelsus. Ein deutsches Lebensbild aus den Tagen der Renaissance, Leipzig 1936 (= Meyers kleine Handbücher, 1).

*Sudhoff*, Syphilisliteratur: ders. [Hrsg.], Graphische und typographische Erstlinge der Syphilisliteratur aus den Jahren 1495 und 1496, München 1912 (= Alte Meister der Medizin und Naturkunde, 4).

*Temkin* (1952): Owsei Temkin, The elusiveness of Paracelsus, Bull. hist. med. 26 (1952), S. 201–217.

*Uelzen* (1496): Dietrich Uelzen (latinisiert: Theodoricus Ulsenius Phrisius), In epidemicam scabiem, quae passim toto orbe grassatur, vaticinium, Nürnberg: Hans Mair 1496 [benutzt im Faksimile bei Sudhoff, Syphilisliteratur, Taf. 5 und S. 8–10]. Vgl. Fuchs (1850).

*Untersuchungen zur mittelalterlichen Pestliteratur* sieh Rutz (1972); Bergmann (1972); Gräter (1974); Sies (1976); Franke (1976).

*Urban* (1943): Hans-Joachim Urban, Von dem Ursprung und Herkommen der tartarischen Krankheiten, med. Diss. München 1943 [masch. schr.] .

*Verdam:* J[akob] Verdam, Middelnederlandsch handwoordenboek, 2. Aufl. besorgt von C. H. Ebbinge Wubben, 's-Gravenhage 1932, Neudruck ebd. 1964.

*Versch* (1943): Ida Versch, Gedanken des Paracelsus über die Ontogenese des Menschen in seiner Schrift «De generatione hominis», med. Diss. München 1943.

*Verwijs-Verdam:* Eelco Verwijs und Jakob Verdam [Hrsg.], Middelnederlandsch woordenboek, I–XI, 's-Gravenhage 1885–1952.

*Weimann* (1951): Karl Heinz Weimann, Die deutsche medizinische Fachsprache des Paracelsus, phil. Diss. Erlangen 1951 [masch.schr.].

*Weimann* (1963): ders., Paracelsus und der deutsche Wortschatz, in: Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Fschr. f. Walther Mitzka, II, Gießen 1963, S. 360–408.

*Weimann* (1968): ders., Probleme der medizinischen Fachsprache zur Zeit des Vesal, in: Fachliteratur des Mittelalters, Fschr. Gerhard Eis,

hrsg. von Gundolf Keil, Rainer Rudolf, Wolfram Schmitt und Hans J[osef] Vermeer, Stuttgart 1968, S. 373–379.

*Wiedmann:* A[lbert] Wiedmann, Ueber den Ursprung der Syphilis, in: Festschrift zum 80. Geburtstag Max Neuburgers, [hrsg. von Emanuel Berghoff], Wien 1948, S. 482–491 (= Wiener Beitr. Gesch. Med., 2).

*Würzburger medizininhistorische Forschungen* sieh Schadel (1975); Seidenbusch (1975); Sies (1976); Franke (1976).

*Zaddach* (1971): Bernd Ingolf Zaddach, Die Folgen des Schwarzen Todes (1347–51) für den Klerus Mitteleuropas, Stuttgart 1971 (= Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 17).

*Zekert* (1968): Otto Zekert, Paracelsus. Europäer im 16. Jahrhundert, Stuttgart usw. 1968.

[*Korrekturnote:*] Zum Unterschied zwischen Seele und Geist bei Paracelsus (oben S. 125) sieh auch *Ernst Wilhelm Kämmerer.* Das Leib-Seele-Geist-Problem bei Paracelsus und einigen Autoren des 17. Jahrhunderts, [phil. Diss. Marburg a. d. L.] Wiesbaden 1971, S. 29 (=Kosmosophie, 3). – Und zu den paläopathologischen Möglichkeiten osteoarchäologischer Differenzierung zwischen Syphilis und Frambösie (oben S. 118) vgl. neuerdings *C. J Hacket,* Diagnostic criteria of syphilis, yaws and treponarid (treponematoses) and of some other diseases in dry bones (for use in osteo-archeology), Berlin usw. 1976 (= SB Heidelberger Akad. Wiss., math.-nat. Kl., 1976, 4). – Schließlich ist auf S. 145 ein ausgelassener Titel nachzutragen:

*Haustein* (1930): Hans Haustein, Die Frühgeschichte der Syphilis 1495–1498. Historisch-kritische Untersuchungen auf Grund von Archivalien und Staatsdokumenten, Arch. Dermat. Syph. 161 (1930), S. 255–388; dazu: Karl Sudhoff, in: Mitt. Gesch. Med. Naturw. 29 (1930), S. 286f.

# Geschichtliches um die Pfäferser Therme

von Wilhelm Martin Zinn

Unsere Kenntnisse der Geschichte des Kantons St. Gallen beruhen zum großen Teil auf dem reichen Urkundenschatz des Stiftsarchivs St. Gallen. Die Fürstäbte waren sich schon im 8. Jahrhundert über die Wichtigkeit der Archivierung von Urkunden im klaren. Die ersten archivalen Vermerke sind diejenigen des berühmten Diakon Waldo aus den Jahren 771 und 772 und befinden sich auf der Rückseite der ältesten Traditionsurkunden. Dieser Waldo wird im Jahre 782 Abt von St. Gallen. Das Stiftsarchiv, das im Parterre und im Keller des Regierungsgebäudes des Kantons St. Gallen, also nach wie vor in den Räumen des ehemaligen Klosters, untergebracht ist, ist nicht zu verwechseln mit der weit berühmteren Stiftsbibliothek, und doch handelt es sich um das bedeutendste Urkundenarchiv ganz Europas nördlich der Alpen. Es finden sich hier allein 776 Privat- und 79 Königs- und Kaiserurkunden aus dem 1. Jahrtausend. Um einen Begriff von der Bedeutung des Archivs zu vermitteln, geben wir auf der Tabelle 1 und 2 von Perret zusammengestellte Vergleichszahlen der Schätze verschiedener Schweizerischer Archive wieder.

Tabelle 1:

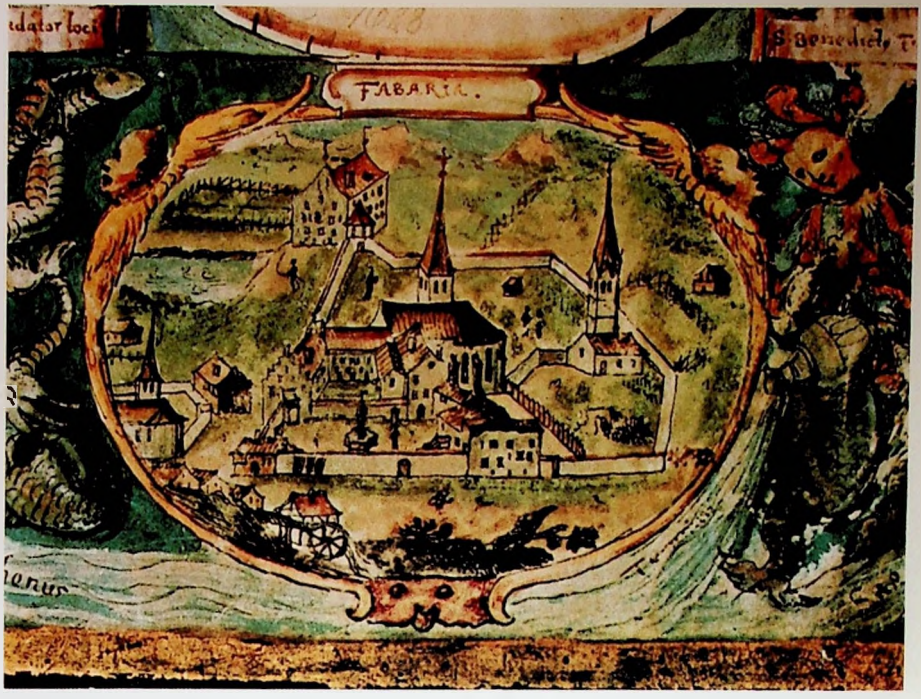
*Originalurkunden aus der Zeit vor 800 (nach Perret)*

| | |
|---|---|
| St. Gallen, Stiftsarchiv | 132 Stück |
| Saint-Maurice: Reliquien-Authentiken, bloße Namen | 25 Stück |
| Genève, Bibliothèque publique et universitaire | 8 Stück |
| St. Gallen, Stiftsbibliothek | 6 Stück |
| Chur, Bischöfliches Archiv | 1 Stück |
| Müstair, Stiftsarchiv | 1 Stück |
| Zürich, Zentralbibliothek | 1 Stück |
| Einsiedeln, Stiftsbibliothek, Fragment | 1 Stück |
| Bern, Bürgerbibliothek, Bongarsiana, Fragment aus Spanien | 1 Stück |
| Basel, Universitätsbibliothek, Fragment aus Italien | 1 Stück |
| Total | 177 Stück |

Abb. 1a
Altes Ragazer-Wappen (Malteser-Kreuz)

# RAGAZ

Abb. 1b
Heutiges Ragazer-Wappen mit der weißen Taube
auf blauem Feld




Älteste Abbildung des Klosters Pfäfers um 1600 nach der Miniatur auf dem Titelblatt der Antiquitates Liberi et Imperialis Monasterii Fabariensis Ordinis S. Benedictis in Rhucanti et finibus Helvetiae, des Aug. Stöcklin, 1628.

Abb. 3
Badhäuser in der Taminaschlucht zur Zeit des Paracelsus nach einem zeitgenössischen Stich (um 1600)

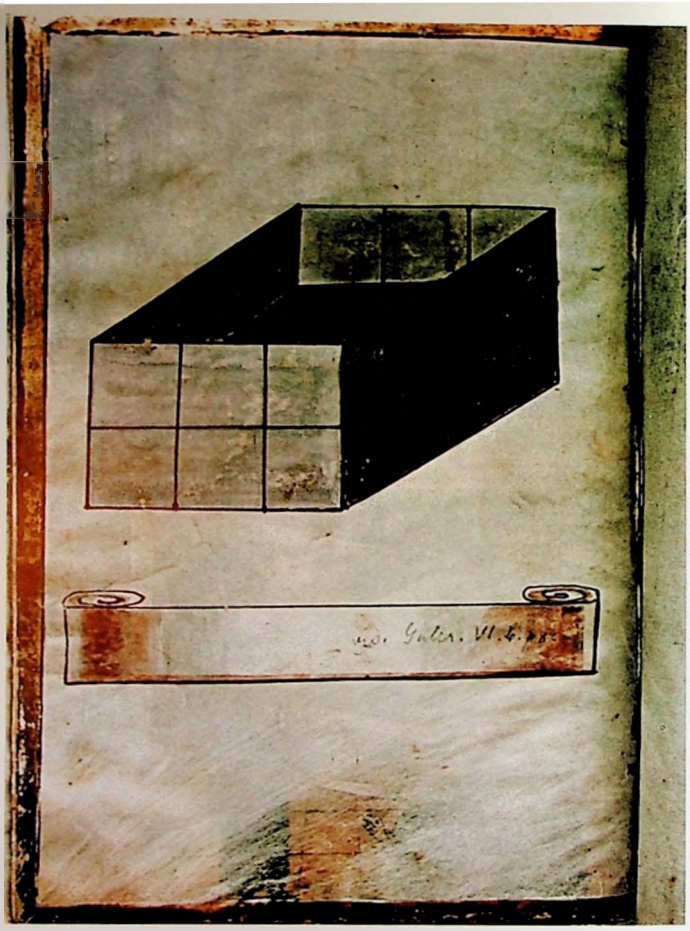


Abb. 4
Skizze einer im 16. Jahrhundert im Bad Pfäfers gebräuchlichen Holzbadewanne.
Miniatur aus Antiquitates Liberi et Imperialis Monasterii Fabariensis Ordinis S. Benedicti in Rhucanti et finibus Helvetiae, des August Stöcklin, 1628.

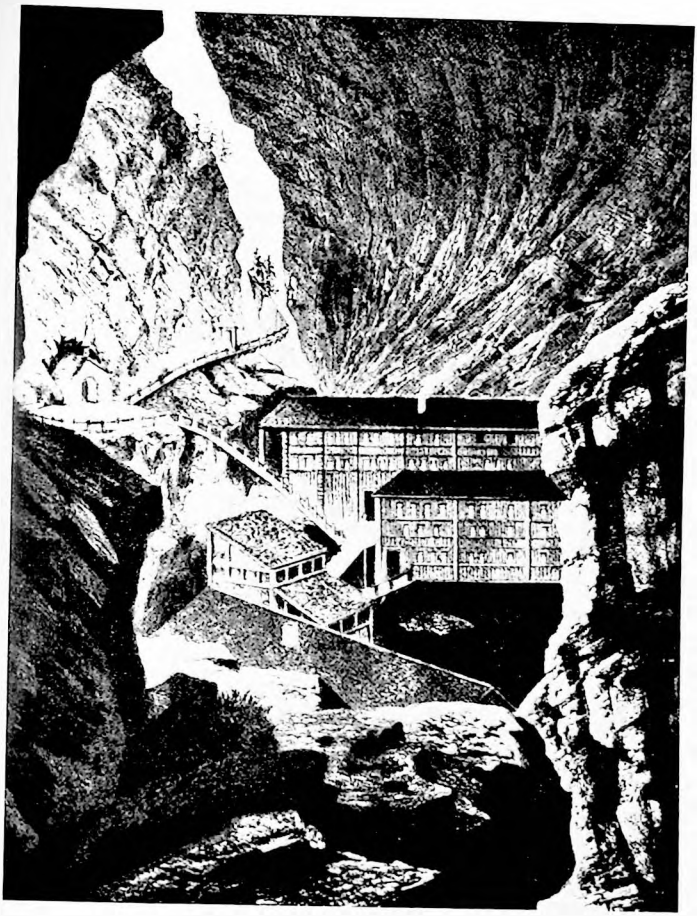


Abb. 5
Bad Pfafers. Erster im 17. Jahrhundert errichteter Holzbau am Standort des heutigen Bad Pfäfers.

Tabelle 2:

*Karolingische Herrscherurkunden in der Schweiz (nach Perret)*

| | |
|---|---|
| St. Gallen, Stiftsarchiv (Abteien St. Gallen und Pfäfers) | 82 Stück |
| Zürich, Staatsarchiv (Fraumünster, Rheinau) | 15 Stück |
| Chur, Bischöfliches Archiv | 8 Stück |
| Delémont, Musée jurassien | 2 Stück |
| Porrentruy, Archives de l'ancien évêché de Bâle | 1 Stück |
| Luzern, Staatsarchiv | 1 Stück |
| Total | 109 Stück |

Das Staatsarchiv beherbergt ebenfalls die Archivschätze der 1838 aufgehobenen Fürstabtei der Benediktiner in Pfäfers, die intensive Kontakte nach Italien, nach Norden und nach Westen bis hinüber ins englische Königshaus pflegten. Das Kloster Pfäfers ist das älteste Benediktiner-Kloster der Schweiz. Es ist urkundlich belegt, daß es im Jahre 730 bereits bestand. Man nimmt an, daß es um 720 gegründet wurde, also etwa 200 Jahre vor Einsiedeln. Disentis und Müstair im Münstertal sind Beispiele für Tochtergründungen. Der Name S. Maria in Favaria, Monasterium Principale Fabariense, zu deutsch Pfäfers, konnte bis jetzt etymologisch nicht geklärt werden. Die Aebte wurden bald auch die weltlichen Souveräne des kleinen Fürstentums Pfäfers, zu welchem das ganze Taminatal, Bad Ragaz und verschiedene kleinere Ortschaften beidseits des Walensees und im Rheintal gehörten. Das Kloster lag im Bistum Chur, und mit dem dortigen Bischof bestand offenbar durch die Jahrhunderte hinweg stets ein gutes Einvernehmen. Die Bevölkerung war rätoromanisch, und die Sprachgrenze lag damals weiter westlich und nördlich als heute. Es gelang den Fürstäbten schon in karolingischer Zeit, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen, und besonders Karl der Große lieh dem Kloster seinen Schutz.

Unter den Schätzen des Stiftsarchivs, die aus dem Kloster stammen, befinden sich einzigartige Zeugnisse aus der Blütezeit der Fürstabtei, welche bis ins 16. Jahrhundert hinein eine Stätte intensiven geistlichen und kulturellen Lebens war. Es seien hier nur drei der bedeutendsten Zeugnisse mittelalterlicher Buchkunst erwähnt.

*Lex Romana Curiensis*, um 800: Auszug aus dem Theodosianischen Recht, angepaßt an die damalige Zeit.

*Liber viventium:* 800 bis 1400, ein großartiges Denkmal aus der Zeit Karls des Großen, zeigt die Entwicklung der im Scriptorium der Pfäferser Fürstäbte gebrauchten Schrift vom 8. bis zum 14. Jahrhundert. Dieses Werk ist kürzlich in einer gediegenen Faksimile-Ausgabe reproduziert worden.

*Codex aureus:* Lektionar aus dem 12. bis 14. Jahrhundert, reicht illustriert mit herrlichen Miniaturen, auf dem Einband mit vergoldeten Metallreliefs versehen.

Ueber die Entdeckung der Pfäferser Therme existieren keine urkundlichen Belege. Sie muß um das Jahr 1240 herum aufgefunden worden sein, auf jeden Fall zur Zeit des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen, der von 1220 bis 1250 regierte, und mit größter Wahrscheinlichkeit unter Hugo von Villingen, der von 1241 bis 1244 als Abt von Pfäfers bezeugt ist. Das Jahr 1240 ist auch gesamthistorisch für die Medizin interessant. In diesem Jahr erließ der Kaiser eine neue Medizinalordnung, mit welcher er den Stand der Aerzte von dem der Apotheker trennte. Diese Regelung galt zunächst nur für seine Stammlande, die beiden Sizilien, wurde dann später aber im ganzen Reich maßgebend.

Nachdem keine Urkunden aufgefunden werden konnten, liegt es nahe, daß verschiedene Ansprüche um das Verdienst wetteifern, die warme Quelle in der Taminaschlucht entdeckt zu haben:

1. Diana, die griechische Göttin der Jagd, soll eine Liebschaft gehabt haben mit einem Vorfahren derer von Hohenbalken. Sie fand auch Gefallen an dessen Nachkommen Karl von Hohenbalken (de Balcun, ex Alto Balcono). Sie leitete eine junge Bergdohlen-Familie, die Karl auf der Jagd verfolgte, in die finstere Schlucht hinab, bis er der warmen Dämpfe ansichtig wurde. Die von Hohenbalken erscheinen seit 1192 und 1198 im Münstertal, waren dort Ministerialen des Bischofs von Chur. Hans Karl von Hohenbalken war erster Bündner Landvogt der Herrschaft Maienfeld 1509 bis 1511. Spätere Nachkommen, die Familie Carlett, wurden vom Kloster Pfäfers mit dem halben Meierhof in Valens belehnt (Perret). Diese Nachfahren Carlett wollten sich natürlich mit dem Anspruch der Entdeckung der Therme durch ihren Vorfahren Vorteile verschaffen.
   Simon Lemnius aus dem Münstertal faßte die Sage von der

Liebschaft der Diana mit dem Ahnherrn von Hohenbalken in Hexameter und dichtete darauf eine große Hymne, deren Urschrift heute im Kloster Einsiedeln archiviert ist.

2. Ein Vogler des Abtes habe die Quelle entdeckt. Das Jagdrecht lag ausschließlich beim Abt. Er hatte Falken, und man pflegte u. a. die Vogeljagd. Hier wird also die Entdeckung der Therme durch Angestellte des Klosters selbst beansprucht. Dies sollte natürlich bedeuten, daß das Kloster diesbezüglich niemand anderem irgend etwas schuldig sei.
3. Das hinderte aber mehrere hundert Jahre später die Familie Vogler in Wangs keineswegs zu behaupten, dieser «Vogler» sei einer ihrer Vorfahren gewesen.
4. Nach einer anderen Legende sollen es nicht einer, sondern zwei Klosterjäger gewesen sein, die die warme Quelle entdeckt haben, und zwar ein Thuli und ein Vils. Tatsächlich ist nach Perret 1265/66 ein Victor miles de Villis (Vilters) nachgewiesen. Dieser war aber ein Ritter und konnte als solcher unmöglich als Jäger oder Vogler vom Kloster angestellt gewesen sein. Der Name Thuli kommt von Bertholdi. Diese Familie Thuli läßt sich urkundlich erstmals im Jahre 1445 im Taminatal bezeugen.

Bald nach der Entdeckung begann man in Wannen, die in den Fels geschlagen wurden, zu baden. Notdürftig wurden hölzerne Stiegen errichtet, um an die Thermalquelle zu gelangen. Behinderte Patienten wurden in Körben hinabgelassen. In den schwierigen Zeiten der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst gab es anfangs keine Möglichkeit, das Thermalbad zu entwickeln. Erst unter Abt Johann II. von Mendelbüren (1362–1368) wurde das erste Badhaus erstellt. Das erste urkundliche Zeugnis von diesen Einrichtungen stammt aus dem Jahre 1382. Es handelt sich um die erste Konzession zur Nutzung der Quelle. Der halbe Teil des Bades Pfäfers wurde am 25. Januar dieses Jahres an die Brüder Caumaritzi von Valens für 10 Jahre verpachtet. Die zweite Hälfte hielt der schwer verschuldete Graf Johann von Sargans, der sie am 30. Mai 1396 dem Abt zurückgeben mußte. Auch diese Urkunde wird im Stiftsarchiv aufbewahrt. Im Jahre 1397 wurde Johann auch gezwungen, die Schutzvogtei für 1200 Pfund Heller an das Kloster zurückzuverkaufen. «Ohne die Vogtei kein Badzins» (Perret)!

Der Hof Ragaz existierte schon im 13. Jahrhundert, die Curia Ragaz, natürlich noch nicht im heute noch stehenden Ba-

rockpalais. Leider existiert unseres Wissens keine Abbildung des alten Gebäudes, und es ist uns auch nicht bekannt, ob der ganz alte Hof am gleichen Ort stand wie das heutige Hotel. Er beherbergte die Fürstäbtliche Landesverwaltung des kleinen Fürstentums Pfäfers, das äbtliche Gericht, Repräsentations- und Gasträume für Staatsbesuche, etc. Das alte Wappen von Ragaz ist dasjenige des äbtlichen Gerichts mit dem Malteserkreuz (Abb. 1a). Es befindet sich heute noch am Eingang zur St. Leonhardskapelle und übrigens auch am Eingang zum Schulhaus Bahnhofstraße. Das heutige Wappen leitet sich ab vom Wappen des Klosters mit der weißen Taube ursprünglich auf goldenem, später auf rotem und heute auf blauem Feld (Abb. 1b).

So spielte Ragaz durch den Hof für das Kloster und später als Umschlags- und Logierplatz für das Bad bereits seine Rolle im Zusammenhang mit der Therme. Auch Valens war durch die geographische Nähe und durch die Bewirtschaftung des Bades durch seine Ortsbürger seit dem 14. Jahrhundert eng mit dem Kloster und Bad verbunden. Ein begabter Autor sagte jedoch schon damals prophetisch die heutige entscheidende Rolle unseres Kurortes voraus. Es war kein Arzt, sondern der gelehrte Domherr vom Großmünster in Zürich und von St. Ursus und St.Viktor in Solothurn, Dr. Felix Hemmerli oder Malleolus (1388/9–1454). In seinem Werk: De balneis naturalibus hic et alibi constitutis, schrieb er bereits im Jahre 1453 über die warme Quelle:

«Wie andere Thermen der Welt wird sie an Wert dem Golde gleichgesetzt. Wer hier weilt, muß sechs bis sieben Tage ununterbrochen im Bade bleiben, eine einzige Nacht dazwischen ausgenommen, wo er außerhalb einmal der völligen Ruhe pflegen kann. Entgegen der natürlichen Ordnung anderer Bäder nimmt man in diesem Wasser sämtliche Mahlzeiten ein. Dies wird so gehalten, weil das Hinaufsteigen aus der Kluft sowie das Heruntersteigen wegen des steilen Weges und der hängenden Leitern äußerst schauderhaft und gefährlich ist. Wenn die Quelle in der weiten Ebene fließen würde, so könnten darin gleichzeitig 2000 Menschen miteinander baden. An Heilkraft übertrifft sie alle Thermen von ganz Deutschland.

Nun sprechen wir von ihrem wirksamen Erfolg. Sie heilt Fuß- und Handgicht sowie Arthritis. Warm löst sie zum mindesten verstrickte Kopfnerven. Die Sehkraft stärkt sie auf wunderbare Weise. Wenn der Wein auch sehr stark wäre, behebt die Ther-

me, es sei denn, man würde gar unmäßig trinken, von schlechter Magenbeschaffenheit herrührende Appetitlosigkeit vollständig. Ganz sicher bekommt der Mensch von diesem Wasser keinen übermäßigen Durst. Auch die Räudigkeit und Jucken von Fleisch und Haut verschwinden. Dieses Wasser behebt auch Narben von Wunden. Es heilt ferner durch Wunden enstandene Falten, Verkrümmungen der Glieder und verletzte Gelenke. Gewöhnlich erquickt es auch schlaffe, durch die Arbeit verquetschte oder ermüdete Glieder. Kurz gesagt läßt es alle, die an irgendwelcher körperlichen Beklemmung oder ängstigenden Not leiden und die auf seine Wirkung hoffen — der allgemeine Glaube des Volkes vermag da viel —, durch Spendung wiederbelebenden Trostes kaum je im Stiche.»

Wir sehen hier die ersten schriftlichen Hinweise auf die medizinische Bedeutung der Thermalbäder und ihre Indikationen, Visionen eines Gelehrten von erstaunlicher Scharfsicht, die wir mit geringen Modifikationen auch heute nur bestätigen können. Und wenn auch nicht gleichzeitig, so baden doch heute oft mehr als 2000 Menschen am gleichen Tag in Bad Ragaz in den verschiedenen Piszinen und Kabinenbädern.

Wie sah nun die Welt aus, in die Paracelsus hundert Jahre später gerufen wurde? Wir wissen nichts von einem Arzt, der vor ihm im Bad als Kurarzt gearbeitet hätte. Zu dieser Zeit dürfen wir uns das Kloster so vorstellen, wie auf dem Titelblatt der Antiquitates Monasterii Fabriensis von August Stöcklin gemalt. Es handelt sich um die älteste Abbildung des Klosters zur Zeit des Abtes Jodokus Höslin (Abb. 2). Dieses gotische Kloster brannte in der Mitte des 17. Jahrhunderts vollständig ab und wurde durch den heutigen Frühbarock-Bau ersetzt. Dieser ist erstmals auf einem Stich aus dem Jahre 1703, den Scheuchzer im Jahre 1723 in seinen Itinera Alpina publiziert, abgebildet.

Der anfangs des 16. Jahrhunderts herrschende Abt Russinger (1517–49) war eine faszinierende Gestalt, wohl die schillerndste Figur aus der 1100jährigen Geschichte des Klosters. Er residierte wie ein Renaissance-Fürst in seiner Burg Wartenstein, deren Ueberreste gegenwärtig instandgestellt werden. Perret schildert ihn treffend als «vielseitigen Mann, der in humanistischer Art weltliche Dinge liebte, für Frankreich in Graubünden auf eigene Rechnung Söldner warb, an Schützenfeste ging, die Reformation förderte, mit Zürich ein Sonderbündnis schloß, Beziehungen mit prominenten und gelehrten Persönlichkeiten

pflegte» und seit 1519 Ulrich Zwingli, 1523 Ulrich von Hutten zu seinen Badegästen und Freunden zählte.

Der Zustrom der Heilung und Gesundheit Suchenden war damals schon so groß, daß Gottlieb Heer in seiner Einleitung zum Bildband «Panorama Schweiz» den Beginn des Tourismus in der Schweiz in die Tamina-Schlucht lokalisiert. Abt Russinger muß sich über den Ruf der Therme und ihre Wirkung auf den menschlichen Körper Gedanken gemacht haben. Ebenso müssen die Gestalt und das Werk des Paracelsus ihn stark beeindruckt haben, denn wie wäre er sonst auf die Idee gekommen, den damals in den Alpentälern Herumziehenden nach Pfäfers zu rufen und ihn als ersten Kur- und Badearzt einzusetzen? Es war die traurigste Zeit im Leben des Paracelsus. Er war im Vorjahr in Sterzing südlich des Brenners bei der Bekämpfung der Beulenpest behilflich gewesen und hatte dort sogleich das «Libell von der Pest» geschrieben (Blaser). Ueber Meran zog er ins Veltlin und wanderte später über die Bernina-Straße nach St. Moritz. Von hier aus muß er wohl über Reichenau und den Kunkelspaß ins Taminatal gekommen sein. Wir haben keine Zeugnisse der Ueberlegungen des Abtes und wissen nicht, ob Paracelsus von Anfang an mit einem Forschungsauftrag und der Verpflichtung, eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben, engagiert wurde. Jedenfalls arbeitete er in den damals in der Schlucht zwischen den Felswänden über der Tamina hängenden Badehäusern (Abb. 3). Neben dem eigentlichen Badhaus standen dort noch eine Reihe von kleineren, in Privatbesitz befindlichen Häusern, in denen die Gäste ebenfalls logieren konnten. Man badete damals teilweise immer noch in den in den Fels gehauenen Wannen, zumeist aber in einfachen Holzwannen, wie sie in einer zeitgenössischen Skizze abgebildet sind (Abb. 4).

Unter der Regierung von Abt Russinger wurde der Zugang zur Quelle wesentlich erleichtert durch die Schaffung neuer und bequemerer, auf einem Stich von Merian 1645 abgebildeter Wege und Treppen. Erst etwa 100 Jahre nach Paracelsus wagte man es, eine erste Thermalwasserleitung zirka 450 m taminaabwärts bis zu dem dem Tageslicht wesentlich weiter geöffneten Standort des heutigen Bad Pfäfers zu erstellen und hier den ersten, großen Holzbau für das Bad zu errichten (Abb. 5). 1704–16 wurde er dann durch den heute noch stehenden Massivbau ersetzt.

Paracelsus wurde sicher mit Wärme und Verständnis von

Abt Russinger aufgenommen. Der unruhige Geist verweilte jedoch nicht lange. Da das Thermalbad im Winter nicht zugänglich war und jeweils im Frühling erst Anfang Mai den Saisonbetrieb aufnehmen konnte, kann es sich nur um Wochen, allerhöchstens 3½ Monate gehandelt haben. Wie bekannt legte Paracelsus seine Beobachtungen und Erfahrungen als hiesiger Kurarzt in dem berühmten Bäderbüchlein nieder, das er am 31. August 1535, also ziemlich genau vor 440 Jahren, abschloß. Es ist noch im gleichen Jahre erstmals im Druck erschienen. Es stellt also eines der wenigen Werke des Theophrastus dar, das noch zu seinen Lebzeiten publiziert wurde. Von dieser ersten Auflage findet sich heute nur noch ein Exemplar in der Kantonsbibliothek Zürich. Das Werk erregte großes Aufsehen, war schnell vergriffen und wurde mangels Copyright und Urheberrecht immer von anderen, damals weniger zimperlichen Verlegern nachgedruckt. Die erste Kopie erfolgte im Jahre 1571 im Verlag Christian Müller zu Straßburg. Diese Auflage war besorgt durch Michael Toxites, einen gelehrten Arzt des Klosters Trutprecht im Schwarzwald. Wir entnehmen seiner Einleitung:

«Es ist ein gemeiner brauch bey den ärzten, das sie gern in die beeder rhaten, wann die arztney nit helffen will. Daraus aber offt mehr schade, dann nutz, und wolfart befunden wirdt. Zudem so begert auch der gemeyn hauff, offt wider sich selbs nichts anders dann zu baden, weißt nicht warumb, hofft, das wasser soll ihn gesundt machen, zeucht ohn rhat, vermeint die sache wol aufgericht zu habe, wann er in die retze kum, darin er ligt wie ein Schwein tag und nacht, ißt und trinckt darinn ohn alle ordnung, als wann er sich selbs wolte, oder müßte zersieden. Von beide theile volgt vil unraths, schwere Krankheyte, offt der tod, wie vil in allen beedern sich begeben. Derhalben die höch notdurfft erfordert, das die beeder samt ir natur und wirckung wol erkant werden, der arzt nit aus unverstandt rhate, noch der Kranck mutwillig sich in die gfar begebe.

Wievol nun viel bücher davon im truck aufgangen, halt ich doch das am höchsten, und beste (der andern arbeit unveracht), was Theophrastus Paracelsus davon geschrieben, aus ursach, dieweil er nicht allein ein erfarner artzet, sonder auch ein solcher Philosophus gewesen ist, der nit mit losen disputationibus, un unnutzen Imaginationibus, welche niemandt zu gutem kommen mögen, sonder mit erfarung umbgangen ist, unnd seine

sach auß der natur in bergwercken, da die metal, un mineralia, auß denen die beeder jre krafft, und wirckung haben, mit höchste Fleyß erforschet hat.

Dann wer ein bergmann ist, der kan auch von bergwercks sachen reden. Wann einer gleich alle bücher gelesen hett, so in der ganze welt geschriben worden, von metallen, mineralien, edlen gsteine, wurtze, kreutter, samen und allem dem, was in der natur begriffen ist, und hette es aber nit mit augen gesehe, mit de henden selbs tracktiert, und erfare, so were er ein Philosophus der ander leuthen glauben müßte. Derhalben ich billich Theophrasti Scripta von den beedern höcher halt, dann deren, die weder berg verstendig, noch des feuwrs krafft, dadurch man alles kan probieren, wissen haben.

Diewil dann Theophrastus nit allein in seinem büchlein von de beedern das bad Pfeffers beschriben, sunder auch in disem tractatu weitleuffiger umb seines großen nutzes wille, menigklichen, so dessen notturfftig, an tag geben, und anno 35. selbs in offentlichen truck ausgehen lassen, nach dem exemplaria distrahiert, und bey uns nit mer gefunden werden, so hab ich dis büchlein widerüb zu pupliciere nit underlassen wölle, mit angehenkter kurtze errinnerung, so ich zum theil aus disem büchlein gezogen, zum theil von andern leuthen erfarn, damit sich die, so dises bad begeren zubesuchen, desterbas wissen zuverhalten.»

Um aber auch einen Eindruck zu geben von der Sprache des Paracelsus selbst, seien hier einige Sätze aus seinem Werk über den Ursprung, die Wirkung und Ordnung der Pfäferser Therme im Originalwortlaut zitiert:

«Aber vil würcket hie an disen dingen die angeborne werme, die sich so lieblich vergleicht mit menschlicher natur, dann eingeleibte werme würckt große ding, wie die werme der hüner jr eigne junge ausbrütet. Auch auß solcher werme die seidenwürm gebore werden, auch die werme der frawen auffenthalt ein langs alter den alten. Darumb so wissend dieweil da ein solche werme eincorporiert ist, das diß wasser Pfeffers weit ubertreffen muß und uberrißt jr gleichmäßige simplicia, in welchen kein werme verordnet ist.»

Der Abt Russinger muß sich von den hohen ärztlichen Qualitäten seines ersten Kurarztes überzeugt und zu ihm Vertrauen gefaßt haben, sonst hätte er ihn wohl nicht selbst um eine ärztliche Untersuchung und Beratung ersucht. Dieser Entschluß

wurde für das Stiftsarchiv und den Kanton St. Gallen von nachhaltiger Bedeutung. Denn Paracelsus machte handschriftlich einen dreiseitigen Arztbericht mit Anamnese, Befund und Behandlungsvorschlägen und überreichte ihn dann seinem gnädigen Herrn: das berühmte «Consilium», das einzige erhaltene, über allen Zweifel authentische Zeugnis seiner Handschrift. Wenn man dies Consilium genauer betrachtet, dann kann man kaum glauben, daß die zum Beispiel in Basel liegenden Manuskripte von Paracelsus eigenhändig geschrieben sein sollen.

Mit Paracelsus beginnt eine lange Reihe von Bade- und Kurärzten. Viele von ihnen haben sich klinisch-wissenschaftlich oder experimentell mit den Wirkungen des Thermalwassers als Trink- oder Badekur befaßt, und interessante medizinisch-balneologische Entdeckungen wurden von ihnen gemacht und publiziert. Die ersten beiden diesbezüglich zu nennenden Bücher sind nicht von Aerzten geschrieben, verarbeiten aber medizinisches Erfahrungsgut. Zu erwähnen sind hier das Nymphaeum oder der Traktat des Augustin Stöcklin und das berühmte Werk des Kloster-Sekretius Johann Kohlwecken, beide aus dem Jahre 1631. Besonders Kohlwecken berichtet über die Arbeiten verschiedener Aerzte, unter denen sich der Churer Dr. Bell von Bellifort durch die Entdeckung und Erstbeschreibung der sogenannten Badereaktion besonders berühmt gemacht hat. 1708 publizierte Dr. Johannes Rheidt sein Hydrophylacium, eine neue Beschreibung des wunderheilsamen, weit berühmten, selbstwarmen, im Bistum Chur und Herrschaft Pfäfers gelegenen Bades. Besonders interessant und amüsant für den heutigen Mediziner ist die «Neue Beschreibung des Heils vom weltberühmten Pfäferser Mineralwasser des Dr. med. Balthasar Walthierus» aus dem Jahre 1749.

Wenn wir auch heute im Zeitalter der aktiven Trainingsbehandlung und der Rehabilitation und Wiedereingliederung bei der Behandlung unserer Patienten in erster Linie auf die physikalischen und thermischen Eigenschaften unserer Quelle abstellen, so können wir doch die meisten der früheren Beobachtungen über die biologischen Wirkungen bestätigen, die, wie wir heute wissen, zum großen Teil über die Haut vermittelt werden (Kühnau).

Bis 1840 spielte sich der gesamte Thermal-Badebetrieb im Bad Pfäfers ab, das nur über den steilen Weg von Valens oder über die unbequemen Holztreppen von Pfäfers her zu Fuß erreich-

bar war. Nach dem Bau der Thermalwasserleitung und der Badstraße nach Ragaz nahm dieses seinen Aufschwung, und das Bad Pfäfers hatte das Nachsehen. Es blieb im Besitze des Kantons, als 1868 der initiative Bernhard Simon die Ragazer Anlagen übernahm und die heutige Thermalbäder-Gesellschaft begründete.

Als ich im Jahre 1957 den Ruf nach Ragaz erhielt, wurden im arg heruntergekommenen, düsteren Bad Pfäfers während der Sommermonate noch jeweils 12 oder 24 Patienten mit Kinderlähmungsfolgen in 6wöchigen Turnus behandelt. Wir haben diesen Betrieb dann mit Hilfe des Kantons St. Gallen und der Thermalbädergesellschaft durch gewisse Renovationsarbeiten und zusätzliche Installationen wieder etwas stimuliert und ihn bis zum Jahre 1969 mit 60 Betten als allgemeine Spitalabteilung mit bis zu 115%iger Bettenbesetzung geführt. Dann wurde der medizinische Betrieb im alten Bad geschlossen und in der im Jahre 1970 eröffneten modernen Rheuma- und Rehabilitationsklinik Valens wieder aufgenommen. So ist das kleine Dorf heute noch unmittelbarer mit den gesegneten Wassern verbunden als selbst zur Zeit der Caumaritzi und der Carlett.

Zum Schluß ist es mir ein Bedürfnis, Herrn Stiftsarchivar Dr. Perret, St. Gallen, dem bedeutenden Historiker und besten Kenner der Geschichte der Fürstabtei Pfäfers, herzlich zu danken für die mir im Laufe der Jahre gewährten persönlichen Begegnungen, seine große Hilfe und Unterstützung bei der Dokumentar-Ausstellung des Jahres 1962 in Ragaz und schließlich für seine erneute Beratung bei der Vorbereitung dieses Manuskriptes.

*Literaturverzeichnis:*

*Blaser, Robert-Henri:* Hutten und Paracelsus, zwei Schicksale der deutschen Renaissance. Nova Acta Paracelsica IX, 1976.

*Bruckner, A., Sennhauser, H. R. und Perret, F.:* Liber Viventium Fabriensis, 800–1100. Faksimile-Edition. Alkuin-Verlag, Basel 1973.

*Heer, Gottlieb Heinrich:* Gastland Schweiz. In: Panorama Schweiz. S. 24–31. Artemis-Verlag, Zürich 1963.

*Hemmerli, Felix:* zitiert nach Perret, F. (2).

*Kohlwecken, Johann:* Von deß überauß heylsamen/weitberühmten selbst warmen/Bads Pfeffers tugenten und wirckung. Verlag Erhardt Lochner, Dilingen 1631.

*Paracelsus, Philippus Theophrastus:* Von dem Bad Pfeffers. Gelegen in ober Schweitz. Von seinen tugenten, krefften und wirckung, ursprung und herkommen. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Dr. med. Michael Toxites. Verlag und Druck Christian Müller, Straßburg 1571.

*Perret, F.* (1): Von der vornehmen Bedeutung des Stiftsarchivs St. Gallen. In Gallus-Stadt 1971. Verlag Zollikofer & Co. AG, St. Gallen.

*Perret, F.* (2): Die Entdeckung der Therme, Die Eröffnung des Badbetriebes, 450 Jahre Badgeschichte. In: Bad Pfäfers - Bad Ragaz 1868–1968. Verlag Zollikofer & Co. AG, St. Gallen 1968.

*Reydt, Johann:* Hydrophylacium oder Neue Beschreibung deß Wunderheylsamen Bad Pfeffers. Verlag Frantz Leonti Schall, Zug 1708.

*Scheuchzer, Johann Jakob:* Itinera per Helvetiae, Alpinas Regiones. Verlag Petri Vander, Aarau 1723.

*Stöcklin, P. F. Augustinus:* Tractatus de celeberrimis fabarianis thermis, vulgo Pfefers Bad. Verlag und Druck Erhardt Lochner, Dilingen 1631.

# In memoriam P. Ildefons Betschart

## Zwei unveröffentlichte Arbeiten aus seinem Nachlaß

## Die Signaturenlehre des Paracelsus *

> Es gibt nichts, was die Natur nicht gezeichnet hätte, damit man erkennen könne, was in dem Gezeichneten ist.
> *(Paracelsus)*

Es gibt wohl nichts, was nicht irgendwie dem Mißverständnis der Menschen ausgeliefert sein kann, und es scheint mir ein edler Dienst an der Wahrheit zu bedeuten, Auffassungen und Lehren *aus der Verlorenheit an das Mißverständnis* zurückzuholen. In dieser Situation finden wir die Signaturenlehre unseres Theophrastus von Hohenheim, die, ein an sich äußerst fruchtbarer Gedanke, leider nicht nur durch Jahrhunderte hindurch das Mißverständnis der Person des Paracelsus im allgemeinen teilte, sondern selber mit ein nicht unwesentlicher Grund eben zum Mißverständnis der Person Paracelsi bedeutete. Man kannte die Signaturenlehre des Meisters nur mehr in ihrem allerschwächsten Teil; man wußte vielleicht noch — aus gewissen Lehrbüchern, die klar die Signatur des Materialismus an ihrer Stirne trugen — daß Paracelsus lehre: die Heilpflanzen ließen an ihrem äußern Aussehen erkennen, gegen welche Krankheiten sie wirksam wären, das Schellkraut solle man wegen seines gelben Saftes gegen Gelb-sucht verordnen, die perforierten Blättes des Johanniskrautes hätten eine spezifische Heilwirkung gegen perforierende Stiche und deren spitzen Wunden usw. Gewiß sind solche Dinge auch bei Paracelsus zu lesen und haben auf nüchterne Leser ihre begreifliche Schockwirkung ausgeübt, aber man hat übersehen, daß *diese* Signaturen tatsächlich nur der äußerste Ausläufer und die scheinbare Konsequenz eines viel fruchtbareren und wertvolleren Gedankens sind und daß es deshalb völlig abwegig ist, wie das z. B. Otto Zekert mir gegenüber in einer mündlichen Aeußerung getan, nämlich zu sagen: Die ganze Signaturenlehre des Paracelsus sei doch nur Aberglauben. Gerade diese Aeußerung hat mich veranlaßt, der so viel

* Vortrag an der Jahresversammlung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft am 3. Juni 1956 in Zürich

beschrieenen Signaturenlehre des Paracelsus einmal näher nachzugehen.

Wir erleben hiebei — wie oft bei Paracelsus — daß jedwedes Herausreißen aus dem Zusammenhang — und in welch himmel- und erdumspannenden Zusammenhängen hat Paracelsus gedacht — notwendigerweise eine böse Verzerrung des Sachverhaltes mit sich bringen muß, daß ferner die für uns oft unverständigen Einzelheiten bei einem Mann, der noch in der Geborgenheit und Gänze einer ganz andern Zeit gelebt hat, nicht aus der subjektiv-individualistisch zerbröckelten Zeit unserer Gegenwart gesehen werden dürfen, wenn man nicht an der Sache selber gründlich vorbeisehen will.

## I.

Das ganze paracelsische Denken ist von einem alles umgreifenden Grundgedanken zusammengehalten. Der «Magus vom Etzel» hielt ihn selber für so wichtig und grundlegend, daß er ihn sogar in den Titel seines philosophischen Hauptwerkes, der Philosophia sagax, hineinnahm, den Gedanken nämlich vom durchgängigen *Verhältnis von Mikrokosmos und Makrokosmos*. Es ist der trächtige Mutterboden der vielheitlich-einheitlichen Kosmos-Schau des Paracelsus, worin er zugleich die complexio oppositorum nicht mehr in paradoxalem Auseinandergeschartsein, aber auch nicht in einem genial konfusen Konfundieren, sondern in einem Zusammenhang echter philosophischer Tiefe erblickte, die keinen Teil zur Einheit vergewaltigt, aber auch das Ganze nicht in zusammenhanglose Teile aufspaltet. Das Motiv ist bei Paracelsus keineswegs neu, originell aber ist seine einheitliche Komposition des Gedankens; sie durchgreift Himmel und Erde und alles, was in ihnen ist. Das Motiv selber stammt [1] — wenn wir uns der Aitiologie des Gedankens kurz widmen wollen — aus der platonisch-neuplatonisch-mystischen Gedankenwelt ebenso sehr wie der aristotelisch-thomistischen Philosophie. Ueber Marsilius Ficinus (1433–1499), in dessen Strahlungsbereich Paracelsus durch seinen Italienaufenthalt geraten sein mag (platonische Akademie zu Florenz), wird er die Hauptgedanken des platonischen Timaios aufge-

[1] Vergl. J. Strebel: Paracelsus, Neuplatonismus und ind. Geheimlehren, S. 10ff.

nommen haben, der selber wieder in seinen Wurzeln und Ursprüngen bis zu Pythagoras, zu den Aegyptern und Chaldäern und Indern zurückgreift. Das paracelsische Entsprechungsdenken steht, ihm selber wohl unbewußt, den harmonikalen Gesetzlichkeiten und Korrespondenzen, wie sie Pythagoras aus altem Denken zu bewunderungswürdiger, leider später vergessener Größe geführt hatte, und neuerdings Hans Kayser wieder sehbar und hörbar gemacht hat, innerlich weit näher als man a prima vista glauben könnte. Aus dem Timaios hinwiederum einerseits und aus der harmonikalen Weltanhörung anderseits schöpften der meisterliche Plotinus und der geniale Origenes. Hier sind die Fundamente für das radikale Entsprechungsgesetz von Kleinwelt Mensch und der Großwelt, die wie eine ungeheure Schale den Menschen umgibt, jenes Grundgesetz, das Gott, Geister- und Sternenwelt wie die ganze Welt des Menschen innerlich verbindet und in der großartigen Vielheit doch zu einem einheitlichen Ganzen rundet, das zu einem unendlichen Lob und Klang der Sphären anhebt. Ob Paracelsus auch das Werk des *Bernardus Silvestris* «De mundi universitate sive Megacosmos et Microcosmos» und den «Mikrokosmos» des Rabbi Josef ibn Zaddik aus dem 12. Jahrhundert gekannt hat? Sicher hat die mystisch-neuplatonische Weltschau des Mittelalters weitgehend die Geistesstruktur der Renaissancezeit vorgeformt. Die Ausweitung aller Horizonte in der stürmischen Neuzeit, an deren Schwelle Paracelsus stand, von wo aus er wie ein Moses vom Berge Nebo her fast prophetische Blicke in weiteste Entwicklungen hinaus warf, hatte den architektonischen Geist des Einsiedlers, der sicher nicht allzu bücherfreundlich war und seine Weisheit, wie er oft genug bekannte, nicht so sehr aus Büchern bezog, zu einer *gewaltigen Synthese* angeregt, die groß- und weiträumig genug war, um sozusagen alles Neue, was Jahrhunderte bringen werden, in sie genial einspannen zu können. Das durchgängige All-Entsprechungsgesetz — wir denken, um nur ein Beispiel zu haben, an die Entsprechung der Großwelt unserer Sonnensysteme mit der Kleinstwelt des atomaren Geschehens, das in moderner Zeit sogar mathematisch faßbar geworden ist — dieses Entsprechungsgesetz steht bei Paracelsus eindeutig in der Sicht der Apokatastasis toon pantoon, der «Wiederherstellung des Ganzen», wie sie schon Origines vor Augen stand. Paracelsus steht hier in einer Linie neben Nicolaus von Cusa, der allerdings, zwar nicht beim Hinanstieg, wohl aber

beim Abstieg verunglückte, und neben Giordano Bruno, der mehr noch in seinem eigenen Feuer, als in jenem des römischen Scheiterhaufens verbrannte. Wie großartig muß der große Einsiedler Magus diesen Gedanken erlebt haben, sein heiliger Schauer weht durch die ganze Philosophie sagax hindurch. Dazu kommt, daß der Mensch, noch nicht zersetzt und brüchig in die zusammenhanglose Vielheit geworfen, den Aufstieg über die sich entsprechende Stufenfolge des Seienden bis zur alles überragenden Urquelle aller gesiegelten und signierten Dinge bis zum Schöpfer-gott selber glut- und blutvoll erlebte. Paracelsus wird nie müde, die Welt als Gotteswelt zu bezeichnen. Die Welt ist nicht Gott, aber die Welt ist Gottes. Gott ist der Schöpfer, das Haupt, der Gipfel, das alles Umschließende der geschaffenen Geisteswelt, des Firmamentes mit seinen Gestirnen, wie auch der des Menschen, seiner Geist- und seiner Körperwelt.

Erst auf diesem Goldgrunde werden die sphärisch-astralen Entsprechungen, die firmamentischen und seelischen Korrespondenzen, die Einflüsse des Himmels und das ihnen konform wirkende psychische Geschehen klar und durchsichtig.

Man kann aber nicht kräftig genug betonen, daß es unserem Paracelsus keineswegs um eine schwächliche Harmonie, um eine billige Harmonisiererei geht oder um eine einheitliche Konsonanz, die auf Kosten verblasener und verflüchtigter Teile geht. Im Gegenteil: er betont immer wieder die Eigenbereiche, die Eigengesetzlichkeit jeder einzelnen Monarchey und jedes einzelnen Dinges innerhalb seiner Monarchey. In der genialen Einleitung zur Philosophia sagax sieht man ihn geradezu bis aufs Blut um die Klarstellung der Einheit *und* der Vielheit, der Vielheit *und* der Einheit ringen, er, der den Eigenbereich der Frau und den Eigenbereich des Mannes sogar in der medizinischen Behandlung als einer der Ersten gefordert hat.[2] Gewiß, Paracelsus ist ob seiner Gesamtschau der Dinge Mystiker genannt worden, und es gab Paracelsisten, die ihn deshalb einzig vom Standpunkt der Naturmystik aus betrachten wollten, aber er ist auch Realist, der mit beiden Füßen auf der Welt, im Eigenbereich der Erfahrung, steht; es gab deshalb wieder Paracelsisten, die ihn eindeutig von diesem Gesichtswinkel ins Visier fassen

2 P. Diepgen: Geschichte der Medizin, 2 Bde, weist oft auf dieses Verdienst Paracelsi hin.

wollen. O, diese terribles simplificateurs, die von einer genialen Ueber-schau und Durchschau nichts zu sehen im Stande sind, einfach nur deswegen, weil ihr kleiner Geist alles «von einem Punkt aus zu kurieren» engstirnig und spezialistisch sich vornehmen kann.

## II.

Der Gedanke der kosmischen Allverbundenheit *des Menschen*, wenn wir nun den Menschen selber in den Blickpunkt dieses kosmischen Koordinatensystems fassen wollen, steht im Mittelpunkt aller medizinischen und philosophischen, ja weitgehend auch der theologischen Spekulationen unseres Paracelsus. Es führt dazu, daß — richtig verstanden — sich selbst im kleinsten Teil das All wiederholt und die gegenseitigen Beziehungen der Dinge in einem ungeheuer komplizierten, scheinbaren Wirrwarr der Fäden sich darbieten. Paracelsus betont, daß der Astronomus und der Philosophus — auch der Arzt gehört deshalb zu ihnen — im natürlichen und übernatürlichen Licht sich mühen müsse, diese Beziehungen zu erkennen. Deshalb ist ihm der Arzt als Techniker, als Handwerker, möchte ich sagen, ein Greuel. Wenn Paracelsus eine kosmische Medizin kennt, so kennt er daneben ebensogut das konkrete Kraut am Bühel und das von selber aus der Natur hergestellte Chemotherapeuticum. Für viele Nachparacelsisten etwas, was sie nie zusammengebracht haben. Oder wenn Paracelsus von kosmischer Psychologie spricht, so unterschätzt er dabei keineswegs die konkrete Einflußnahme im Sinne psychotherapeutischer Einflußnahme (denken wir an die sogenannten unsichtbaren Krankheiten). Er konfundiert nichts, aber alles steht ihm trotz oder gerade in seinem Eigenbereiche auch in signiertem Zusammenhang mit dem Ganzen, wobei das eine von uns Erkannte zum Zeichen (signum) für das noch zu Suchende sein kann. Ebenso wird auf diesem Hintergrunde das eigentümliche Sein der Krankheit im weitesten Umfange sichtbar. Sie ist eine Störung dieser starken Harmonie (ich nenne sie so im Gegensatz zur oben genannten schwachen Harmonie), ein Herausfallen aus Korrespondenzen, aus sein sollenden Entsprechungen, seien nun die Krankheiten somatischer oder psychischer Art. In die gleiche Linie hinein interpretiert er natürlich ganz konsequent die Schuld, und es wundert uns gar nicht, daß er, übrigens in ganz

moderner Weise, auch Entsprechenszusammenhänge zwischen Schuld und Krankheit zu sehen imstande ist. Im Menschen ist eben Himmel und Hölle, Siderisches und Terrestrisches, Helles und Dunkles. Besonders aufschlußreich ist diesbezüglich der Liber de Fundamento, der die Zwiespältigkeit des Menschen als Engel und Tierwesen behandelt.

Unter diesem Aspekt wundert es uns nicht, daß Paracelsus — allerdings in seiner urwüchsigen und gelegentlich alle gezogenen Grenzen wild überschäumenden Dynamik — unterscheidet zwischen Signatura, signatum und signator.

*Signatum* ist das Bezeichnete, signata sind die bezeichneten Dinge, die Dinge selber und natürlich auch das durch das Zeichen an ihnen Signierte, an ihnen Gemeinte, an ihnen besonders Herausgehobene, das An-visierte.

> «Das Signatum zeigt uns an, wer derselbig mensch ist. Nit daß nach dem Namen, Geschlecht oder dergleichen solches geschehn, sondern nach der *Eigenschaft, die im Menschen ist.* (Phil. sagax I. c. 4)

Dieses Signatum anzuvisieren und in den Blick zu bekommen, ist eine *Kunst*. Wie bereits erwähnt, setzt er gerade darein die Tüchtigkeit des Philosophen, des Astronomus, des Arztes.

> «Signatum, diese Kunst lernet das Gestirn des Menschen erkennen (denken wir an seinen andern Satz: Das Gestirn ist *in* euch) was *sein* Himmel ist und wie der Himmel den Menschen gemacht hat in seiner Empfängnis: also konstelliere er ihn.» (Phil. sag.)

Es gilt selbstverständlich, dieses Erkannte auch richtig zu *bezeichnen*. Wird die Wesenheit eines Dinges erkannt, so wird ein verwirklichter Gedanke Gottes erfaßt. Der Mensch denkt göttliche Schöpfergedanken nach. Der Erst-Signierte ist immer der Schöpfer, er ist der Erste und oberste Signator, er hat unter alle seine Werke seine nicht zu übersehende Unterschrift gesetzt. Aber der Mensch wird dann auch Signator, er signiert auch, nämlich dadurch, daß er dem Erkannten den rechten Namen gibt.

«Die Kunst signata lehrt die rechten Namen geben einem jeglichen, wie ihm angeboren ist.» (Phil. sag.)

Besonders geschickt in der passenden und natürlichen Bezeichnung der Pflanzen, Tiere, kurz alles Geschaffenen war für Paracelsus *Adam*, der erste Mensch, so wie er ihm aus der Heiligen Schrift entgegentrat. Dies aus dem Grunde, weil Adam die Signaturen aller Dinge kannte, weil er einen durchdringenden Verstand, eine größere Durchschaukraft für die Dinge besaß, wenigstens vor dem Sündenfalle. Er war eminent Nachahmer Gottes. Ein hübscher Gedanke! Freilich mit der Verdunkelung des Geistes, der Herabminderung der Kräfte überhaupt, infolge des Sündenfalles, ist der Mensch diesbezüglich in eine weit schlechtere Position geworfen [3].

Die Namengebung war eine besondere Stärke des Paracelsus selber. In seinen Defensiones verteidigte er sich, und es ist in diesem Zusammenhange sehr interessant, daß er neuartige Namen brauche. Er weist aber energisch daraufhin, daß er auch neue Krankheiten gefunden habe, resp. deren Grund erkannt habe, und nimmt für sich das Recht wahr, dieses Gefundene auch zu bezeichnen. Tatsächlich bewundern wir heute noch die sprachliche Prägekraft der Ausdrücke, die dem Hohenheimer zur Verfügung stand.

Die Namengebung ist aber erst der actus secundus der Signatur. Die Erkenntnis der Sache selber, die innere Einsicht in die Sache, in die Wesenheit ist unbedingt der actus primus. Man muß das gut vor Augen halten, um nicht den äußern Akt des Signierens mit dem innern, der ihm vorausgeht und der entscheidende ist, zu verwechseln. Es geht in erster Linie um die Einsicht in die Formeinheit des Dinges und dann auch in die daraus erfließende Kraft des Dinges oder Eigenschaft, wie er die Kräfte auch nennt. Beides zusammen ist ihm die «Anatomey» eines Dinges [4].

Nebst dem Menschen kommt als Signator aber auch der *Archäus* in Frage. Der Archäus, oder sagen wir die Dominante, ist der im Dinge wirkende teleologische Zug, die bestimmende Kraft, die Dominante, die in der Entwicklung und im Geschehen eines Dinges, leitend und dirigierend sich auswirkt. Der

3 Vgl. die sog. «adamitische Sprache», von der Jakob Böhme schreibt.
4 Vgl. das Buch von den podagr. Krankheiten, lib. II.

Archäus bringt die Dinge in die Form und in die Kraft, die ihnen eigen ist, die ihre eigene Art und die Weise ihres Tätigseins bestimmt. Archäus ist auch die regulative Ordnungskraft in den Wesen. Aus seiner Wirkkraft sich herausbrechen oder herausfallen bedeutet Störungs-geschehen, Schuld, Krankheit. Er ist der gewaltige Signator in den Dingen. Man muß schon bis zu den modernen Kämpfen um die Seele als Entelechie (Driesch) als Dominante (Reinke) aufsteigen, um die Bedeutung des paracelsischen Archäus als Signator zu verstehen. Denken wir an die Versuche Speemanns, der zu Anfang der 30iger Jahre mit der Wiederentdeckung der Richtkräfte in den Lebewesen den Materialismus überwinden konnte. Paracelsus stand diesen Vorgängen keineswegs fern; er hatte die gültige Einsicht in den signierenden Faktor, der die immanenten Richtkräfte des Lebensprinzips auf das Telos der Wesenheit hinordnet.

«Und also sind drei Signatores: der Mensch, der Archäus und die Astra.» So Paracelsus!

Also auch die Astra! Freilich, man muß nun genau wissen, wie er sich die astralen Einflüsse als signierende Kräfte denkt. Es ist darüber schon viel geschrieben worden. Wenn ich paracelsische Worte, wie: «Das Astrum ist in euch» oder «Das Kind bedarf keines Gestirns, seine Mutter ist sein Stern» oder «im Gemüte sind alle Gestirne verborgen», — wenn ich solche Worte vor Augen habe, die leicht um viele zu vermehren wären, dann gehe ich wohl kaum fehl, wenn ich unter signierenden Astraleinflüssen keineswegs an niedere Astrologie denke, sondern eher an die vom Menschen an Erbmaße als in seinem Innern wirkende und gestaltende, empfangene Kräftegarnitur. Wir wissen heute im Lichte moderner Erbforschung um die imprimierende Kraft des Vorganges solcher Signatur ziemlich genau, wenn auch letzte Ergebnisse noch nicht eindeutig klar stehen dürften, wenigstens nicht in bezug auf alle Erbgang-Faktoren. Jedenfalls sehen wir, wie gerade hier schon bei Paracelsus die Entsprechens-Tatsachen auch dynamisch-gestaltende Kräfte gewinnen. Freilich, Paracelsus versteht es nicht bloß vom Erbvorgang, sondern vom ganzen kosmischen Einflußbereich, aber der Erbvorgang dürfte einen interessanten und besonders greifbaren Sonderaspekt dieses Gesamtverhaltens der Natur darstellen.

Zusammenfassend können wir, nachdem wir über Signatum und Signatores gesprochen, sagen, was *Signatur* im paracelsi-

schen Sinne ist. Es ist nichts andere als 1. der Vorgang, durch den die Bestimmtheiten der Naturdinge geprägt, geschaffen, bestimmt werden, und 2. auch der Vorgang, durch den sie, diese Bestimmtheiten, erkannt, ins Visier gefaßt werden, und durch den 3. wegen der Groß-Kleinwelt-Entsprechung die Möglichkeit neu zu erschließender Forschungs-Erkenntnisse gegeben ist.

## III.

«Nichts ist, das die Natur nit gezeichnet hat, durch welche Zeichen man kan erkennen, was im selbigen, was gezeichnet ist.» (Sudhoff 12, 81).

«Wir Menschen auf Erden erfahren alles das, so in (den) Bergen liegt durch die äußern Zeichen und Gleichniß, auch desgleichen alle Eigenschaft in Kräutern und alles das in den Steinen ist, und nichts ist in der Tiefe des Meers, in der Höhe des Firmaments, der Mensch mag es erkennen. Kein Berg, kein Fels ist so dick nicht, daß er möge verhalten und verbergen, das in ihm ist und dem Menschen nicht offenbar werde: das alles kommt durch sein signatum signum.» (12, 174, ff.)

Das äußere von der Natur verordnete Zeichen, das die innern Werte und Tugenden (der Dinge) anzeigt. Paracelsus meint hier zunächst sicher *Naturerkenntnis* im besten Sinn des Wortes.

«Und darum daß die Nesseln in sich ein brennend Feuer haben, darum zeichnet sie auch auswendig mit Brennen. Also wunderbarlich lernt uns das Licht der Natur durch die äußere Form das inwendig Herz zu erkennen und hat diese Erkenntnis in eine Kunst gesetzt.» (12, 179)

Grundsätzlich betont er: «der nit aus dem signato signo philosophiert, der ist kein philosophus» (12, 175). Immer wiederholt er: «Kein Wahrheit wird bei euch nit funden werden, so ihr nit der figur folget, welche die Natur bezeichnet hat». Es sind also zunächst und a priori Forschungsrichtungen, die eben nicht aus vorgefaßten Meinungen erfließen, sondern aus dem Studium der Natur. Es geht dem Hohenheimer um die Naturwirklichkeit, und zwar um ein dynamisch gefaßtes Wirklich-

keitsbild, näherhin um das wirkliche *Gestalt-Bild* eines Dinges, und zwar insofern dies Gestaltbild im Gesamtzusammenhang alles Seienden gefaßt wird.

Aber er macht nun gelegentlich den Fehler, daß er nicht aus der Wesenserkenntnis auf die Eigenschaften, nicht aus dem Grund die Folgen, aus der Ursache die Wirkung erschließt, sondern auch umgekehrt vorgeht. Doch darf man dies nur, wenn es sich um den einzigen Grund, um die einzige Ursache, oder um die berühmte conditio sine qua non handelt. Er schließt von den äußeren Zeichen auf die innere Natur. Wohl weiß er, daß der vernünftige, freiwillentliche Mensch mit seiner Kraft der relativen Selbststeuerung die Einflüsse des Makrokosmos nicht so leicht aufnimmt, sondern sie — relativ — selbständig verarbeitet und gleichsam umprägt. Aber bei den Tieren, Pflanzen und Metallen ist es anders. Der Makrokosmos prägt in seiner dynamischen Gestaltungskraft ihnen leicht seine impressiones ein, denen sie fast widerstandslos ausgeliefert sind, so daß man dann aus ihrer Farbe, ihren Flecken, ihrem Geschmack, ihren Vertiefungen und Furchen, z. B. aus den Linien der Hand, deren Furchungen wie aus den Rippen der Baumblätter auf ihre innere Beschaffenheit und Kraft schließen darf.

> «Gleich von Stund an dem äußerlichen Ansehen nach eines jeden Krauts und Wurzeln Eigenschaft und Tugend zu erkennen an seinen signatis, an seiner Gestalt, Form und Farben und bedarf sonst keiner Probierung oder langen Erfahrenheit. Denn Gott hat im Anfang alle diese Ding fleißig unterschieden und keinem wie dem andern ein Gestalt und Form geben, sondern einem jeden ein Schellen angehenkt, wie man sagt, man erkennt den Narren bei der Schellen.» (13,376)

Viele dieser Signa sind allgemeinverständlich, wie z. B. die Anzahl der Enden an einem Hirschgeweih eindeutig das Alter des Hirsches anzeigt. Andere Zeichen aber sind in den Geheimnissen verborgen. So sollen z. B. die Orchideen deshalb auf die Genitalien wirken, weil ihre Wurzeln hodenförmig sind. Die Pflanze Euphrasia hat einen schwarzen Fleck in ihrer Blumenkrone und kann deshalb als Heilkraut gegen Augenbeschwerden gelten. Die gelbe Blüte des Chelidonium wird deshalb gegen Gelbsucht verwendet. Ferner die roten und bittern Arzneien haben eine feurige Natur und wirken dabei in erster Linie auf

das Herz. Gegen Krankheiten der obern Körperpartien wirken am besten die Mittel, welche aus den Knospen und Blüten, also aus den obern Teilen des Pflanzenkörpers hergestellt sind. Einmal meint Paracelsus und hat dabei durchaus Richtiges getroffen, wenn auch eventuell durch ein ungeeignetes Mittel:

> «Und da das Haupt (des Menschen) der *Sonnen* zugehört, muß man bei ihr (er meint der Lungenschwindsucht) alle Kranken, so daran leiden, der Sonnen aussetzen, doch nit zu gach.»

Es wäre indes falsch zu sagen, Paracelsus habe blind einem solchen Aeußerlichkeitswahn gehuldigt. Es finden sich durchaus auch Stellen, wo er der Signatur mehr den Charakter eines Indiciums als eines Judiciums gibt. Gelegentlich sagt er selber, daß es bei *vielen*, keineswegs bei allen Heilmitteln so sei. Aber wenn auch zugegeben werden muß, daß Paracelsus sich doch verführen ließ, wegen den Korrespondenzen auch rein äußerliche Uebereinstimmungen anzunehmen, die kausal in keinem Zusammenhang stehen, so dürfen wir trotzdem nicht in den Fehler verfallen, alles nicht rein Kausale einfach auszuschalten. Unser modernes naturwissenschaftliches Weltbild hat uns — moderne Menschen — nämlich weitgehend ins gegenteilige Extrem gewiesen, so daß wir nur mechanistisch-kausal zu denken vermögen und damit sehr viele Dinge zwischen Himmel und Erde nur vergewaltigt haben.

Aber noch mehr. Die moderne Ausdruckskunde, alle Zweige der sogenannten Ausdruckspsychologie und, sagen wir ruhig, auch das meiste in den sehr üppig ins Kraut geschossenen psychologischen Typologien, stehen nämlich in keiner bessern logischen Position als Paracelsus mit seiner Signaturenlehre. Die Verbrechertypologie eines Cesare Lombroso, die allgemeine von Körperformen ausgehende Typologie von Kretschmer, die trotz der Einsprache sehr ernstzunehmender Wissenschaftler weitgehende Verbreitung gefunden hat, ist eigentlich Signaturenlehre. Wir schließen vom Aeußern auf das Innere. Wir sind in der gleichen Situation wie die Physiognomik, deren Vater der edle zürcherische Lavater ist, der seinerseits wieder mit dem Paracelsuskenner Goethe darüber konferiert hat. Auch hier ist es doch nur erlaubt, von äußern Eigenschaften auf das Wesen, von Folgeerscheinungen auf die Ursache, und von der Setzung des

Bedingten auf die Setzung der Bedingung zu schließen, wenn es sich um die conditio sine qua non handelt. Aber wir wissen, daß gerade das oft durchaus nicht der Fall ist. Wohl kann Traurigkeit der Seele die Gesichtszüge verändern, das ist richtig geschlossen, aber ist für bestimmte Gesichtszüge die Traurigkeit die einzig mögliche Bedingung? Ich will damit keineswegs die Berechtigung der Ausdruckspsychologie bestreiten, ich will sie nur in das rechte logische Maß und in die nötige Gedankenzucht weisen. Es ist zu gut bekannt, daß der Volksmund in dieser Richtung schon seit Jahrhunderten große Weisheit richtig ausgedrückt hat, die indes in keiner bessern Lage ist als die paracelsische Signaturenlehre. Ich weiß sehr wohl um das relativ Wertvolle unserer Typologien, wenn sie auch in sehr verschiedener Stufenfolge wertvoll sind und nicht einmal die bekanntesten und am meisten im Munde geführten etwa die besten sind. Und wir lassen auch hierin das Wort des Meisters vom Etzel gelten:

> «Hierauf sollt ihr ferner wissen, daß wir in allen Dingen die Natur (= Wesenheit) sollen verstehen, das die Gehäus, die Herbergen sind der Tugenden und das die unterscheidnen Form Zeichen sind, ein jetliche zu suchen.»

Die Signaturenlehre Paracelsi kann eine allgemeine Physiognomie der Natur genannt werden. Sie hat nicht mehr und nicht weniger Berechtigung als die Physiognomie überhaupt und kann als Forschungshypothese zweifellos ihren Sinn haben. Man braucht nicht unbedingt an den simpelsten und schokantesten Beispielen des Paracelsus hängen zu bleiben. Er hat aus der Analogie auch weit Besseres und Wertbeständigeres geschlossen und weiß sehr wohl bei all diesen Dingen um das scheidende und unterscheidende Kriterium der praktischen Erfahrung.

Dabei hat er sich aber darüber hinaus die kosmische Geborgenheit gesichert, die wir gescheite und wissensstolze Menschen so gründlich verloren haben.

> «Wie Himmel und Erde sich zur Schale schließen, so ist auch der Mutterleib ein geschlossenes Gefäß ... Dieweil nun der Mensch aus der Welt wurde und der Mikrokosmos selber ist, so muß er sich selber aus der Mutter immer wieder neu erzeugen. Und wie er schon am Anfang aus den vier Elementen

der Welt erschaffen wurde, so wird er auch weiter erschaffen werden fort und fort. Denn der Schöpfer schuf die Welt ein einziges Mal, und dann ruhte er. Also hat er auch Himmel und Erde gemacht und geformt zu einer Matrix, in welcher der Mensch empfangen, geboren und ernährt wird, gleichsam wie in einer äußern Mutter, wenn er nicht mehr in seiner eigenen Mutter ruhet. So ist das Leben in der Welt wie ein Leben in der Matrix. Das Kind im Mutterleib lebt im innern Firmament, und außerhalb des Mutterleibes lebt es im äußern Firmament. Denn die Matrix ist die kleine Welt und hat alle Arten des Himmels und der Erde in sich.» (nach Sudhoff Bd. 8, Seite 327).

## IV.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Zickzackwege, die dieser fruchtbare Gedanke von den Signaturen bei Paracelsus in den folgenden Jahrhunderten gemacht hat.

Unter den *Mystikern* von Paracelsi Nachfolgern hat *Jakob Böhme* (1575–1624) bereits den paracelsischen Gedanken verunklärt. Böhme lebt aus dem mystischen Strom, der ihm einerseits von der deutschen Mystik her über Franck und Weigel (übrigens auch ein Paracelsist) zufloß, anderseits ist er aber auch berührt von neuplatonischen Ausstrahlungen, und zwar über und durch Paracelsus, den er im schlesischen Mystikerkreis studiert hatte. Böhme faßte das paracelsische Entsprechensgesetz der analogia entis aber einseitig nicht als All-Ordnungs-Einheit, sondern als All-Einheit überhaupt. Er verwechselte die Analogia mit der Univocität, was gerade Paracelsus nicht getan hat. Aber die fatale Verwechslung Böhmes genügte, um bis in die Neuzeit hinein Paracelsus die All-Einheitslehre zuzuschreiben, wie es z. B. Hirschberger in seiner neuesten Philosophiegeschichte nebst andern tut (Hirschberger, Geschichte der Philosophie II., S. 30). Die schlesischen Mystiker haben fast alle, Böhme folgend, ihre Auffassung für paracelsisch gehalten. Von ihnen beeinflußt haben auch *Alchemisten* und mystisch gerichtete Aerzte, wie etwa Johann Rudolf Glauber (bekannt durch sein Glaubersalz) und Peter Severin, der Leibarzt des Königs von Dänemark, der nach Hirschs Geschichte der Medizin «in naturphilosophischen Träumereien seinen Meister (Paracelsus) sogar noch übertrifft», die Lehre von den Signaturen bis ins Extrem ausgebeutet.

*Oswald Crolls* Schrift «Ueber die Signaturen» ist wohl das Vollständigste, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde. Sie ist meist der berühmten Basilica chymica des Crollius beigebunden, respektive schon mit ihr gedruckt worden.

In der neuern Zeit hat der Homöopath E. Schlegel, Arzt in Tübingen, sich neuerdings mit der Signaturenlehre des Paracelsus befaßt. Leider waren die Kämpfe um *Hahnemanns* Homöopathie auch nicht geeignet, der paracelsischen Signaturenlehre besonderes Ansehen zu gewinnen, da man sich auf das Prinzip similia similibus nicht immer im Sinne der paracelsischen Entsprechungsgesetze berief, sondern auch Dinge damit vermischte, die eher eine verwerfliche Gevatterschaft Paracelsi zur Homöopathie anregen konnten. Schlegel hat indes wenigstens erreicht, daß den positiven Beziehungen des Hohenheimschen Systems zu Hahnemann wieder die Sicht geöffnet werden konnte. Ueberhaupt hat Schlegel es verstanden, die paracelsische Signaturenlehre mit den modernen wissenschaftlichen Anschauungen in Einklang zu bringen. Wir verstehen dies heute noch weit besser, seit wir wieder über die mechanistisch-kausale Naturschau zur dynamischen Weltanschauung gefunden haben. In neuester Zeit hat sich auch durch das Buch von P. Cyrill Korvin-Krasinki OSB [5] eine höchst aufschlußreiche Parallelität der paracelsischen Signaturenlehre zur tibetanischen Medizinphilosophie ergeben. Die uralte Lehre von der Entsprechung des Makrokosmos mit dem Mikrokosmos [6] hat im Lamaismus, respektive in seinen physiologischen und medizinischen Theorien einen frappant übereinstimmenden Ausdruck gefunden. In Indien läßt sich diese Idee bis in den Rigveda zurückverfolgen: aus den Gliedern des kosmischen Urmenschen Purusha entstanden die Teile des Universums, weshalb zwischen den Körperteilen des Menschen und den Elementen der Außenwelt das Verhältnis magisch-mystischer Identität besteht. So kann, übrigens auch nach Empedokles, Gleiches von Gleichem erkannt werden, eine Idee, die in der von Paracelsus beeinflußten Goetheschen Farbenlehre noch zum Ausdruck kommt. Aber, wie schon erwähnt, in der tibetanischen Medi-

5 Die tibetanische Medizinphilosophie, Bd. 1, der «Mainzer Studien zur Kultur- und Völkerkunde. Origo Verl. Zürich 1954.

6 Der Verfasser spricht von Identität; es handelt sich aber um Entsprechung.

zinphilosophie ist direkt wie bei Paracelsus die dynamische Identifikation, keineswegs wie auch schon behauptet wurde, die ontisch-ontologische Identität von Mensch und Weltall durchgeführt. Freilich, im Lamaismus ist sie Geheimwissenschaft, bei Paracelsus war sie es nicht, aber wir sahen, was man daraus gemacht hat.

Auch das so komplizierte Problem der *Sympathie* wird signiert durch die innerste, entscheidende Wechselbeziehung. Sympathie ist nach Paracelsus in allen Dingen. Sie wirkt sogar beim Sehen zwischen der menschlichen Seite und dem sichtbaren Ding. Alles ist nach einem Ausdruck von Franz Strunz «sympathieverwurzelt». Zwischen allen Körpern und Teilen eines großen Ganzen besteht eine durchgreifende Sympathie, die sogar die Fernwirkung jeder Art überhaupt begründet. Durch wunderbare Wechselbeziehungen greift das Geschehen des Makrokosmos über in das Geschehen des Mikrokosmos «Alles im winzigen Einzelnen und das winzige Einzelne in Allem» (Strunz: Mensch und Natur in der Weltanschauung des Paracelsus in Acta Paracelsica, Seite 141). «Also ist die große Welt Vater der kleinen Welt» und konquent dazu: «Ein jedes Kind schlägt in die Art seines Vaters». Hierher würde auch die tiefere Begründung der Periodizitätslehre des berühmten Berliner Arztes Wilhelm Fließ [7] gehören.

In der gleichen Linie liegen die Untersuchungen von C. G. Jung über die sogenannten Synchronisationen [8]. Gerade sie zeigen zur Genüge, daß es neben dem streng naturwissenschaftlich kausalen Zusammenhangsganzen noch ganz andere, kausal nicht zu fassende Zusammenhänge gibt, und zwar solche statischer und dynamischer Art; wir nennen sie am besten Entsprechungen oder Korrespondenzen. Freilich ist damit mehr die Faktizität eines Zusammenhanges überhaupt bezeichnet. Aber was wollen wir schon über die Art und Weise solch unbekannter Zusammenhänge aussagen, solange uns die Signaturen eine Chiffreschrift bedeuten?

Mit diesen knappen Aussichten auf die Weiterungen eines

7 Vgl. die ungedruckte Salzburger Dissertation von D. J. Steidl: Rhythmen und Periodenabläufe im psychophysischen Bereich des Menschen sowie deren Ursachen.

8 C. G. Jung: Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge in: Naturerklärung und Psyche, Bd. 4, der Studien aus dem C. G. Jung-Institut, Zürich.

fruchtbaren Gedankens bei Paracelsus ist aber ein großes Forschungsfeld signiert, an dem gerade der zünftige Wissenschaftler nicht vorbeigehen darf. Was noch nicht klar erkannt ist, reizt den forschenden Menschengeist und führt ihn in paracelsischem Forschungsoptimismus in größere Höhen und Tiefen.

Der Mikrokosmos Mensch vereinigt in sich dynamisch alle Weltkräfte, er ist ein getreues Abbild des Marokosmos und daher wirklich eine Welt für sich, etwas Einmaliges, Geschlossenes, Unwiederholbares. Hier steckt auch der richtige Kern von Leibnizens Monadenlehre, die nach ihm ein miroir de l'univers darstellt. Die daraus erfließende paracelsische Signaturenlehre ist keineswegs ein bloßer Aberglaube, der an der Würde des Menschen vorbeiläuft. Im Gegenteil: sie ruft erst recht zur Würde des Menschen zurück.

> «Alle Geschöpfe sind Buchstaben und Bücher, des Menschen Herkommen zu beschreiben, Buchstaben, in denen gelesen wird, wer der Mensch ist» (Paracelsus).

Und wir sehen es: Wenn der Mensch zu sich kommt, so fällt ihm die Welt zu, und umgekehrt: Wenn der Mensch zerbricht, so zerbricht ihm auch seine Welt. Es liegt an uns, ob wir, das Meer überquerend, ans andere Ufer gelangen, oder ob wir ewig Schiffbrüchige bleiben.

# Paracelsus und der faustische Mensch bei Goethe *

Es dürfte weder eine Anmaßung noch ein an den Haaren herbeigezogenes Thema bedeuten, wenn bei einem Festanlaß der Internationalen Sommerkurse für deutsche Sprache der *faustische Mensch bei Goethe*, dem unvergänglichen Meister der deutschen Sprache, zur Sprache kommt und zugleich, da der Anlaß in Salzburg, der Paracelsusstadt sich ergibt, die mannigfachen Beziehungen des Theophrastus von Hohenheim zum faustischen Menschen, wie Goethe ihn faßt, Gegenstand besonderer Untersuchung wird.

Der faustische Mensch, wie das *Volk* ihn als bestimmten Typus des suchenden Menschen geschaffen und Goethe ihn unnachahmlich und einmalig geschildert, ist Sinnbild des ins Wesenlose jagenden Menschen, der von geistiger Anmaßung fast verzehrt, selbst mit Hilfe des Bösen, die Ordnungen der Welt und des Menschen in ihr bis in letzte Tiefen erforschen will und sich ob solch übermenschlichem Geschäfte selber zu Grunde richtet, solange er sich der göttlichen Gnadenhilfe entzieht.

Etwas leicht und schnellfertig hatte man längere Zeit es als selbstverständlich hingenommen, daß das Vorbild des goethischen Faust einfach in jenem Büchlein zu suchen sei, das als «Historia von Dr. Johann Faustus, dem weit beschreyten Zauberer und Schwarzkünstler» im Jahre 1587 in erster Auflage bei Spieß in Frankfurt erschien. Dieses Faustbüchl steht ganz in der Ueberlieferung der sogenannten Teufelsliteratur, die im 16. Jahrhundert in Blüte stand. Es begräbt den kleinen, historisch bezeugten Dr. Georg (wie er eigentlich hieß) Faust (ca. 1485–1540), von dem man sehr wenig genau weiß, unter einem unsäglichen Wust von sagenhaften Zutaten, Zuwendungen und Erfindungen. Viele Begebenheiten, die ursprünglich von ganz anderen Persönlichkeiten erzählt wurden, werden mit mehr oder weniger Veränderungen auf ihn übertragen. Erst in dieser mythologischen Verkleidung konnte sich das Faustbild sehr ins Dickicht des alles Außerordentliche liebenden 16. Jahrhundert verbreiten. Es gab kaum ein Abenteuer und kaum ein Zauber-

* Vortrag beim Festakt der Internationalen Ferienkurse für Deutsche Sprache und Germanistik am 25. Juli 1957 in Salzburg

stück, das nun von dem harmlosen historischen Dr. Faust erzählt, nicht schon früher von irgend einem andern berühmten Mann im Umlauf war.

Dies alles begreift man umso leichter, wenn man bedenkt, daß es beim Faustbüchlein keineswegs primär um die Persönlichkeit des historischen Dr. Faust ging, sondern einzig um die lehrhafte Schilderung der Unheilsfolgen, die einen Menschen unweigerlich dann trifft, wenn er sich mit dem Teufel verbindet. Deshalb bilden die Disputationen über gelehrte theologische Fragen das Hauptgewicht des Büchleins. «Da berührt das Volksbuch die geistige Welt der Gottsucher und Magier, die sich außerhalb der Glaubensbekenntnisse einen Weg zu Gott bahnen. Am Beispiel eines solchen, der Adlerflügel an sich nahm und alle Dinge ergründen wollte, wird gezeigt, daß dies unmittelbar ins Verderben führen muß. Aber bei allem Abscheu, den der Verfasser seinen Lesern vor solchem Tun einflößen will, geht doch ein Zug der Bewunderung für satanische Größe durch das ganze Werk» [1].

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß man aber schon im 17. Jahrhundert darüber stritt, ob Dr. Faust überhaupt eine historische Persönlichkeit gewesen sei oder nicht, und man ließ diese Frage erst — wenigstens für einige Zeit — fallen, als der Wittenberger Theologe Joh. Georg Neumann 1683 «bewies», daß Dr. Faust doch existiert haben müsse! - Das Gelehrten-Lexikon von Jöcher [2] erwähnt ihn als «berühmten Schwarzkünstler, gebohren zu Anfang des 16. Seculi, dessen Leben zwar von einigen in Zweifel gezogen, von anderen aber, die zu gleicher Zeit gelebet, angeführet wird, zu Knittlingen einem Städtgen in Schwaben, ... hat die Wahrsager-Kunst mit ... Eifer getrieben soll sich ganz den Zauberkünsten und Beschwörungen der bösen Geister ergeben auch mit dem Teuffel auf 24 Jahr lang einen Bund gemacht doch endlich ein Ende mit Schrecken genommen haben, indem ihn der Teufel in dem Dorfe Rimloch, zu Nachts zwischen 12 und 1 Uhr in dem 41. Jahr seines Alters an die Wände geschmissen, daß das Gehirn daran kleben geblieben und alle Glieder grausamlich zerstükkelt seyn sollen».

Je mehr aber der historische Faust verblaßte, umso mehr trat

1 De Boor-Newald: Literaturgeschichte V 68/69
2 Allg. Gelehrten-Lexikon, Leipzig 1750, II. Sp. 531

*Paracelsus* in Erscheinung. Paracelsus, der 1493 zu Einsiedeln geborene und 1541 zu Salzburg verstorbene Theophrastus von Hohenheim, paßt schon mit seinen Lebensdaten, aber noch viel mehr mit seinen Lebenstaten in das Urbild dessen, was wir heute mit dem «faustischen Menschen» bezeichnen. Es scheint heute für den Großteil der Forscher, wir nennen nur Agnes Bartscherer[3], Will-Erich Peuckert[4], Hans Carl[5] eine festgelegte Tatsache zu sein, daß nicht nur Goethe, sondern sogar das Faustbuch selber zwar Faust sagte, aber eigentlich Paracelsus meinte. Sicher ist in Goethes Faust mehr Paracelsisches als eigentlich «Faustisches» im Sinne des historischen Dr. Faust. Bahnbrechend wirkte das bereits genannte Werk von Agnes Bartscherer, das in seinen aufschlußreichen Kapiteln: Die Magie, die Dämonologie, die Alchemie, die Astrologie, das Hexenwesen, Pyromantie, Hydromantie, Chaomantie und Nekromantie, die kleine und die große Welt in Goethes Faust allüberall auf Paracelsisches stieß und so Paracelsus und Faust im objektiven Kräftespiel zueinander erstmalig erfassen konnte.

Wie kam aber Goethe zu Paracelsus? Sicher hatte die Welt des jungen Goethe für Paracelsisches zunächst nicht viel übrig. Die medizinische Literatur des 18. Jahrhunderts befaßte sich entweder überhaupt nicht mit dem Hohenheimer oder sprach sich eher im negativen, verurteilenden Sinne über ihn aus. Freunde hatte er damals wenige. Der Schweizer Arzt Johann Georg Zimmermann [6], der Friedrich den Großen und Katharina II. von Rußland medizinisch betreute, unterhielt sich öfters mit dem Herrn Geheimrat Goethe über medizinische Fragen, aber er dürfte Goethe kaum im zustimmenden Sinne für Paracelsus begeistert haben. Zimmermann gehört zu den Lästerern seines großen Landsmannes. Er schrieb 1713 über den Hohenheimer: «Paracelsus ... ein großer Chimiste, ein Wunderarzt und ein Stern-Narr, erfrechte sich, eine ganz neue Arzneykund auf die Ruinen der alten zu bauen ... er schämte sich

3 Agnes Bartscherer: Paracelsus, Paracelsisten und Goethes Faust, Dortmund 1911
4 Peuckert: Die Geheimnisse, Einleitung, Dietrich, Leipzig 1941
5 Carl: Paracelsus und Goethe, Manuskript (Hamburg)
6 Joh. G. Zimmermann war Leibarzt des Königs von England und Hanover
7 Zimmermann J. G.: Von den Erfahrungen in der Arzneikunst. Zürich 1763, S. 119 I.

nicht, in seinen Schriften sich zu rühmen, Galenus habe aus der Hölle an ihn geschrieben [8] und er selbst habe in ihren Vorhöfen mit dem disputiert. Seine Einbildung war so verwirrt und sein Hirn so sehr zu den pöbelhaftesten Grübeleien aufgelegt, daß er alle Hexengeschichten, alle Thorheiten der Astrologie, der Punktierkunst, der Chiromantie und der Kabala annahm und seine Lehrjünger sogar versicherte, er frage auch den Teufel um Rat (Goethes Faust), wenn Gott nicht helfen wolle. Keine dumme und abgeschmackte Erzählung ist zu erdenken, die Paracelsus nicht geglaubt und gepriesen. Er erfrechte sich vollends zu lügen, er könne vermittels der Chimie ein wahrhaftes lebendes Kind (homunculus bei Goethes Faust) hervorbringen ... Dieser abscheulichen Grillen ungeachtet sagte dieser elende Philosoph ungescheut, er habe die Natur in der Natur und nicht in den Büchern studiert. Uebrigens lebte er wie ein Schwein, sah aus wie ein Fuhrmann und fand sein größtes Vergnügen in dem Umgang des liederlichsten und niedrigsten Pöbels [9] ... Durch die meiste Zeit seines ruhmvollen Lebens war Paracelsus besoffen, er nennt an einem Orte seine Freunde in Zürich Saufbrüder, auch scheinen alle seine Schriften im Rausche geschrieben» [10] [11].

Zweifellos unterhielt sich Goethe mit Zimmermann über Paracelsus und kannte diese ablehnende Einstellung. Auch Hufeland [12], Goethes Arzt in Weimar, nannte Paracelsus bloß «einen der unverschämtesten Charlatane und hochprahlenden Lebensverlängerer». Aber Goethe ließ sich offenkundig durch solche Urteile nicht von Paracelsus abhalten.

Goethe selber erzählt in Dichtung und Wahrheit, im 8. Buch, von alchimistisch-chemischen Versuchen eines Arztes mit Goethes Freundin, der lange kranken Susanna Catherina von Klettenberg, einer Pietistin mit medizinisch-chemischen Neigungen.

8 Hier bezieht sich Paracelsus nur ironisch auf das bekannte Basler Schmähgedicht

9 Diese letzten Vorwürfe weisen auf Thomas Erastus (1524–1583), der auch in Basel war, als ihre Quelle zurück

10 Dieser Vorwurf geht wohl auf Oporinus, Basel, zurück, Brief an Weyer

11 Diese Stelle zitieren: P. Diepgen: P. in Neue deutsche Biographie I, 1521, 1937, und Joh. Steudel: Paracelsisches bei Goethe (NAP Bd. 8, 1957, Seite 95, Anmerkung 1

12 Christoph Wilh. Hufeland, 1762–1836, berühmter Arzt, in: Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, Jena 1796, I. Bd.

Goethe selber hatte damals ein Geschwür am Halse. Das Fräulein Klettenberg hatte insgeheim Wellings Opus mago-cabbalisticum studiert «wobei sie jedoch, weil der Autor das Licht, was er mitteilt, sogleich wieder selbst verfinstert und aufhebt, sich nach einem Freunde umsah, der ihr in diesem Wechsel von Licht und Finsternis Gesellschaft leiste. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir diese Krankheit zu inokulieren. Ich schaffte das Werk an, das, wie alle Schriften dieser Art, seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur neuplatonischen Schule verfolgen konnte... Aber das Buch blieb dunkel und unverständlich genug... Gedachtes Werk erwähnt seiner *Vorgänger* mit vielen Ehren und wir wurden daher angeregt, jene Quellen selbst aufzusuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des *Theophrastus Paracelsus* und Basilius Valentinus [13], nicht weniger an Helmont [14], Starkey u. a., deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorschriften wir einzusehen und zu befolgen suchten» [15]. Schließlich führte dann der Arzt die Heilung mit einem Universalheilmittel herbei. Goethe fand sich aber auch später im «Labor» seiner Freundin ein, die sich «einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe» [16] angeschafft hatte und im Sinne der Wellingschen Fingerzeige alchemistisch tätig war. Goethe schrieb am 26. August 1770 an Susanne Klettenberg: «... und die Chemie ist noch immer meine heimliche Geliebte.»

Also Goethe hatte ein Interesse an Paracelsus zweifellos gefunden und zwar ein Interesse, das ihn nicht mehr losließ. Seine intensive Beschäftigung mit den Gedankengängen des Hohenheimers beweisen auch seine Einträge in den «Ephemerides», in seinen tagebuchartigen Notizen, die Goethe im Januar 1770 in Frankfurt begann. Es finden sich hier Exzerpte aus dem Paragranum, aus dem Labyrinthus medicorum errantium, aus de pestilitate (vielleicht unecht), dem Liber de podagricis und dem Buch von den tartarischen Krankheiten [17].

13 Basilius Valentinus, ein Pseudonym, unter dem Thölde den Paracelsus ausschrieb
14 Joh. Bapt. Helmont (1577–1644) in vieler Hinsicht doch Paracelsus verpflichtet
15 Goethe, Dichtung und Wahrheit, 8. Buch
16 l. c.
17 Steudel: Paracelsisches Gut bei Goethe (NAP Bd. 8, 957, S. 95)

Im historischen Teil der *Farbenlehre* widmet Goethe unserem Paracelsus ein eigenes Kapitel und anerkennt ihn durchaus. «Man ist gegen den Geist und die Talente dieses außerordentlichen Mannes in der neuern Zeit mehr als in einer frühern gerecht geworden, daher man uns eine Schilderung derselben gerne erlassen wird. Uns ist er deshalb merkwürdig, weil er den Reigen derjenigen anführt, welche auf den Grund der chemischen Farbenerscheinung und -veränderung zu dringen suchen [18].

Kein Wunder daß, wie Steudel [19] als erster hervorhebt, auch im urwüchsigen Götz von Berlichingen sich eine ganze Reihe von Parallelstellen zu paracelsischen Worten aufzeigen lassen, oder Anklänge sprachlicher und inhaltlicher Art. Sicher kannte Goethe, die Rückschlüsse aus Götz erlauben uns die Annahme, die «sieben Selbstverteidigungen» des Paracelsus, die er in großer Resignation in Kärnten drei Jahre vor seinem Tode schrieb.

Was Goethe — und nicht nur Goethe — an Theophrastus packte und nie mehr losließ, war nicht nur das sachlich Thematische, was der Hohenheimer zu sagen hatte, sondern auch die eigenartige, ganz urwüchsig geprägte Art und Weise, *wie* Paracelsus seine Gedanken in das außerordentlich plastische Kleid der deutschen Sprache zu stecken wußte. Goethe hatte ein feinstes Sensorium für Ausdrucksgewalt, Prägkraft und Plastizität der Sprache, ähnlich wie Paracelsus, der sich sogar verteidigen mußte wegen seiner sprachlichen Neuprägungen [20]. Freilich der Weimarer ist vorsichtiger, aristokratischer in der Wortwahl als der bäuerische Einsiedler; doch erfreut der letztere durch besonders erfrischende Unmittelbarkeit und durch größere Mundnähe. Seine «wunderliche Weise und zornige Art» [21] gibt sich nicht in klassischer Glätte, aber in herber Deutlichkeit und in bergbach-kühler Frische [22]. Der Herr Geheimrat wußte die Edelsteine seiner Sprache wohl zu feinst widerspiegelnden Flächen zu schleifen, die alle Farben spie-

18 Farbenlehre in: Naturwissenschaftl. Schriften, Artemisverlag Zürich 1949, 1. Teil, S. 390

19 l. c.

20 Septem Defensiones, 2. Defension (Kärnter Schriften 1955)

21 l. c.

22 Die Sprache ist Paracelsus nur Mittel zum Zweck. «Ich schreibe nit von der Sprach wegen, sondern von wegen der Kunst meiner Erfahrenheit» (Schlußrede des 1. Buches der großen Wundarznei)

geln, alle Melodien erklingen lassen, während der überall gehetzte Magus vom Etzel nie Zeit fand, die Eruptionsblöcke seiner Gedanken zu glätten, sie sind prachtvolles Basaltgestein des Augenblickes. «Die Kraft des Ausdrucks, die Fülle anschaulicher Vergleiche, die Leidenschaftlichkeit und Tiefe der Empfindung in der noch Satz für Satz mit der Form ringenden Sprache *muß* Goethes künstlerischen und sprachschöpferischen Genius auf das lebendigste ergriffen haben. Der Jüngling hat zwischen der eigenen elementaren Schaffenskraft, seinem «Nisus vorwärts» und der schöpferischen Unrast des zeitlebens zu neuen Plänen fortgerissenen Wanderarztes eine seltsame Verwandtschaft gespürt» [23].

Nimmt man all die erwähnten Tatsachenzusammenhänge in Eins, so kann es keineswegs wundernehmen, wenn auch die Hauptdichtung des Großen von Weimar, der Faust, die eingangs behaupteten paracelsischen Grundzüge trägt. Er birgt eine Unzahl von Elementen, die dem Dichter zweifelsohne aus der Lektüre paracelsischer Schriften und aus der Kenntnis des paracelsischen Lebens zugeflossen sind. Die schon erwähnte Frau Bartscherer [24] hat die diesbezüglichen paracelsischen Ingredienzen im Faust-Drama grundlegend untersucht. In neuester Zeit hat der liebenswürdige Hans Carl (Hamburg) in mehreren handschriftlich vorliegenden Arbeiten den gleichen Gegenstand noch intensiver bearbeitet.

Das Paracelsische ist im Urfaust fast noch handgreiflicher als im vollendeten Faust. Schon in den Eingangsszenen erscheint Faust typisch als Paracelsus: Faust ist Lehrer der Arzneikunde — Professor der Paracelsus in Basel — und ist zudem weiter als Arzt tätig — Paracelsus wandert selbst, zum «Laientheologen» geworden, als praktischer Arzt durch die Länder—; Goethes Faust stammt aus vornehmem Haus — Paracelsus ist dem Vater nach ein Adeliger —; auch der Vater Fausts war Arzt, gleich wie der Vater Paracelsi es in Einsiedeln und 34 Jahre lang hernach in Villach war. Vater und Sohn sind in den alchimistischen Künsten erfahren, was wiederum auf den Hohenheimer zutrifft (und nur auf ihn). Goethes Faust verfügt über die auf den Universitäten gewonnenen Kenntnisse, obwohl er unzufrieden ist mit ihnen — hat nicht gerade Paracelsus sich

23 Steudel, l. c., S. 95 f.
24 Paracelsus, Paracelsisten und Goethes Faust, 1911

der Universitäten gerühmt, «deren nit geringe Zier er gewesen», obwohl niemand wie er das bloß nachgeplapperte Autoritäten-Wissen der Schule öffentlich angeprangert hat? Er verachtet das bloße Schulwissen und erhebt den Ruf: Zurück zur Erfahrenheit in der Natur. Auch Goethes Faust sucht die Unterweisung in der Natur und nicht in den theoretischen Büchern. Der Wissensdurst, unstillbar und titanisch drängend, ist beiden gemeinsam, ebenso die schöpferische Unrast bohrenden Forschergeistes [25]. Beide sind geschworene Feinde behaglich bürgerlich-spießerischer Gemütlichkeit, Paracelsus warnt vor «dem Hinter-dem-Ofen-bleiben und Birnenbraten» [26]. Faust ließ das Evangelium in sein geliebtes Deutsch übertragen, während Paracelus als Revolutionär betrachtet wurde, da er seine medizinischen Basler Vorlesungen auf deutsch hielt; auch mag es Goethe nicht unbekannt geblieben sein, daß der Hohenheimer die letzten Jahre seines Lebens hauptsächlich religiöse Schriften verfaßte, und zwar in seiner würzigen und plastischen deutschen Sprache. Oftmals steht dem Kenner beim Lesen von Goethes Faust Paracelsi Gestalt greifbar vor Augen, so etwa bei den großen Monologen am Anfang des Werkes, beim Gespräch mit Wagner, auch in der Szene vor dem Tor, in Auerbachs Keller, bei so vielen alchimistischen Anspielungen usw. Daß freilich der Meister gelegentlich sich die dichterische Freiheit erlaubt und zu Gunsten größerer Theaterwirksamkeit vom paracelsischen Original sich absetzt, ist begreiflich; so z. B. bei der Synthese des Homunculus, wo die Vorlage in «de natura rerum» liegt, eine Schrift, die nicht unbezweifelbar paracelsisch ist, jedoch schon früh unter seinem Namen lief [27]. Steudel [28] erinnert auch mit Recht daran, daß der Urfaust besonders in seinen ersten Monologen, mehr von der hintergründigen Weltsicht des Hohenheimers besitzt als etwa von den (angedichteten) Zauberkünsten des kleinen historischen Quacksalbers Faust.

Doch greifen wir aus der großen Zahl von in die Augen springenden Parallelstellen von Goethes Werk zu Paracelsi

25 Steudel I. c. S. 97
26 Vierte Defension
27 Sudhoff-Ausgabe I, Bd. 9, S. 316 ff.
28 Steudel, l. c. S. 97

Werk, wie sie Hans Carl [29] sorgsam gesammelt hat, einige besonders heraus.

In Vers 6707 [30] spricht der Baccalaureus:

«Aus den alten Bücherkrusten
Logen sie mir, was sie wußten,
was sie wußten, selbst nicht glaubten,
sich und mir das Leben raubten.»

Paracelsus schrieb in der «Großen Wundarzney» [31]:

«Und daß sie um die Kunst der Arzney gangen sind, und noch gingen, wie ein Katz um den Brei. Und daß sie lehrten, was sie selbst nit wußten, und daß sie ihr Disputieren nit verstunden.»

Im Paramirum [32] spricht Paracelsus:

«Die Dinge, so zauberisch, hexisch, teuflisch zu sein sie das gemeine Volk auch vermeint, sind natürlich und werden in natürlichem Grund erfunden. Wo ist der Aberglaube? Doch nur bei denen, die nichts verstehen. Wo ist die Hoffart? Als allein bei den Unergründeten» usw.

Goethe läßt Faust dasselbe sagen in Vers 590–593:

«Die wenigen, die was davon erkannt,
die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
hat man von je gekreuzigt und verbrannt.»

In den Archidoxen [33] sagt Paracelsus im Vorwort:

«Denn wir wollen unser Sinn und Gedanken, Herz und Gemüt den Suren nit zeigen noch geben und beschließen also mit einer guten Mauer und einem Schlüssel ... so es aber Sach würde, daß uns unsere Arbeit vor solchen Idioten nit würde behüt sein ... wollen wir ungeschrieben lassen.»

Frappant ist die Parallele zu Vers 995–1006:

«Habt Ihr es vormals doch mit uns
Zu bösen Tagen gut gemeint!

29 Carl, Paracelsus und Goethe
30 Verszahl jeweils nach der Ausgabe Reclam
31 Vorwort, Sudhoff I, Bd. 10
32 Sudhoff I, Bd. 9
33 Sudhoff I, Bd. 3

Gar mancher steht lebendig hier,
Den Euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwut entriß,
Als er der Seuche Ziel gesetzt.
Auch damals Ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus;
Gar manche Leiche trug man fort.
Ihr aber kamt gesund heraus,
Bestandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.»

Paracelsus schildert in seiner Schrift «Von der Pest» [34] die große Not, die er 1534 zu Sterzing in der Pestzeit durchzumachen hatte:

«Das gegenwärtig Jahr hat mich in ein ungeduldig Elend trieben ... aus welcher Zwangnus fremde Land behende zu besuchn ich gezwungen war ... Also Sterzingen erlangt ... inzwischen die Pestilenz in der Gegend eingerissen, auf welche Sorg soviel als möglich, war der zu widerstehen ... denselben Aerzten dort eine Unterrichtung zu eröffnen ... und wenn dem Arzt die Seligkeit und die Gesundheit nit von Gott gesandt wird, demselbigen ist Gesundheit zu geben nit bescheret.»

Goethe läßt am Schlusse seinen Faust demütig niedersinken und zum Unbegreiflichen beten. Auch das ist paracelsisch. Der Hohenheimer ist nicht wie der «historische» Dr. Faust vom Teufel geholt und zerschmettert worden, sondern er schrieb vor seinem Tod zu Salzburg als ein Heimgefundener sein Testament, befahl sich Gott und der heiligen Kirche und gedachte der Armen. Sein Heimgang ist nicht umdüstert, sondern verklärt. Der Stürmer wollte das Unbegreifliche begreifen, kühn und stolz, aber zum Schluß liegt er demütig und vertrauend ihm zu Füßen. – Gewiß man hat später Faust-Legendäres umgekehrt, wie man früher Paracelsisches mit Dr. Faust verband, in sein Leben und Sterben hineintragen wollen, ohne Erfolg. Der historischen Kritik hat nichts von diesem Wust standhalten können.

[34] Sudhoff I, Bd. 9

# Paracelsus und seine Einsiedler Vorfahren

von Bruno Lienhardt

An der Erinnerungsfeier des 400. Geburtsjahres von Paracelsus wies Professor W. G. Kahlbaum 1893 in seinem Vortrage in Basel erstmals darauf hin, daß die Mutter des berühmten Arztes wahrscheinlich aus der Familie der Wessner stamme. Als Hörige des Klosters Einsiedeln nannte man sie in dieser Stellung Gotteshausfrau. Diese Vermutung war nicht unbegründet, weil nach dem Tode des Paracelsus als Anwalt des Abtes und der nächsten Blutsverwandten ein Peter Wessner, selbst Gotteshausmann zu Einsiedeln, in Salzburg erschien. Peter Wessner selbst spricht von dem Verstorbenen als «mein freundlicher, lieber Vetter» [1].

Diese Auffassung wurde nicht weiter verfolgt, weil gleichzeitig Kanzleidirektor Kälin von Schwyz glaubte nachgewiesen zu haben, daß die Mutter des Paracelsus aus dem Geschlechte der Ochsner stamme, mit der Begründung, daß beim Oelgemälde des Vaters von Paracelsus ein Wappen mit dem Ochsenkopf angebracht sei und dieses das Familienwappen der Ochsner darstelle [2]. Diese Behauptung entbehrt aber jeder sicheren historischen Grundlage. Im ausgehenden Mittelalter galt dieses Wappen als Berufssymbol der Mediziner [3]. Die verwandtschaftliche Beziehung von Paracelsus zu Rüdi Ochsner stützt sich einzig auf dieses Wappen. Als Gotteshausleute ohne bedeutende gehobene Stellung hatten die Ochsner zu dieser Zeit sicher kein Familienwappen. Noch fragwürdiger wird die Ochsner-Legende durch die Mitteilung von Bittel in den Museumsblättern von Salzburg, daß das Hohenheimwappen nachträglich hineingemalt wurde. Man darf also aus dem Vorhandensein dieses Wappens keine weitreichenden Schlüsse ziehen.

Seit 1941 steht fest, daß das Geburtshaus des Paracelsus nicht wie bisher angenommen wurde, an der Teufelsbrücke, sondern

1 *Kahlbaum G.:* Theophrastus Paracelsus, Vortrag 1894, S. 22, Benno Schwabe Verlag, Basel

2 *Kälin J.:* Exkurs über Name und Herkunft der Mutter von Theophrast von Hohenheim, Historischer Verein Kt. Schwyz 1895, S. 37–40, Heft 8

3 *Lienhardt B.:* Wer war die Mutter des Paracelsus, Sonderdruck 1941, S. 20–21, Buchdruckerei «Einsiedler Anzeiger»

ca. 400 Meter weiter nördlich davon, im sogenannten «Küelwiesli» stand. Den Beweis dazu erbrachte die Tagebuchnotiz von Pater Michael Schlageter, der 1758 mitteilte, daß das Paracelsus-Haus am Etzel im Besitze eines Zacharias Grätzer war und abgerissen wurde [4]. Der Besitz des Zacharias Grätzer läßt sich aufgrund des Urbars von 1741 genau feststellen [5]. Des weitern konnte anhand der älteren Urbarien nachgewiesen werden, daß dieselbe Liegenschaft, «Küelwiesli» oder «Kielwieslin» wie sie genannt wird, im Urbar von 1501 immer noch im Besitz der Familie Grätzer war (im Urbar 1501 Uli Gretzer).

Aufgrund dieser Dokumente kommt nun eine verwandtschaftliche Beziehung des Paracelsus zu der Familie Grätzer und der Wessner in Frage. Es ist auffallend, daß in den Urbarien und Zinsbüchern vor 1500 in Einsiedeln das Geschlecht der Wessner nicht auffindbar ist. Wohl kennt die Klostergeschichte «einen Andreas Wessner, geseßen zu Reichenburg», in einer Urkunde von 1458 [6]. In Einsiedeln selbst wird im Urbar von 1501 ein Küni (=Konrad) Wessner erwähnt, der zwei Güter östlich des Küelwieslis am Etzel besaß. Im Zinsrodel von 1537 auf Seite 5 und 1539 auf Seite 34 wird noch ein Kunrad Wessner erwähnt, der ein Gut «Schmidinen» im Dorf besaß. Im Jahrzeitenbuch von 1572, das alle früheren Jahrzeiten enthält, finden sich keine männlichen Vertreter des Wessner; einzig Elisabeth Wessner, die zweite Frau des Hans Schädder, und Margarete Wessner, die Ehefrau des Rüedi Füchslin, sind erwähnt. Das ist eine sehr bescheidene Genealogie der Familie Wessner. Neu zugewandert, wäre die Familie nicht sofort als Gotteshausleute anerkannt worden und hätte nicht Güter erwerben können. Man muß sich daher fragen, ob es sich hier nicht um einen Beinamen zu einem andern Geschlecht handelt. Zwei weitere Dokumente belegen nun diese Annahme. Im Ehrschatzrodel (= Verkaufsrodel) von 1539 kaufte ein Liechti Lienhart von Hans Schlegel des Konrad Grätzers Weid am Etzel. Dieser Konrad Grätzer ist identisch mit dem oben erwähnten Küni Wessner. Im Jahrzeitenbuch von 1614, in welchem die früheren Jahrzeiten wiederholt werden, ist auf Seite

4 *Netzhammer R.:* Zur Würdigung des Paracelsus in Einsiedeln, 1941, Meinrads Raben 5/6, Seite 127

5 *Lienhardt B.:* Wo lag das Geburtshaus des Paracelsus, Sonderdruck 1941, S. 20, «Einsiedler Anzeiger»

6 *Ringholz P. Odilo:* Klostergeschichte S. 518 [

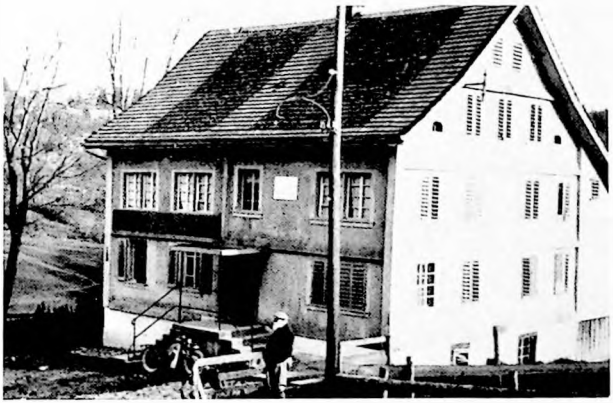
268 erwähnt: «Margarete Weidmann, die Vogt Grätzer sel. von Weesen eheliche Husfrau war». Der vermutete Zusammenhang der Familiennamen Grätzer und Wessner ist also gefunden.

Vogt Grätzer hatte in Wesen die Rolle eines Verwalters der klösterlichen Güter inne. Zu dieser Zeit des sichtlichen Verfalls des adeligen Klosters sind keine diesbezüglichen Urkunden mehr vorhanden. Das Kloster Einsiedeln muß aber damals über mehrere Besitzungen in Weesen verfügt haben. [7] u. [8].

Der früher erwähnte Vogt Heinrich Grätzer war ein gebildeter Mann; er schrieb mit schöner Schrift das Ehrschatzrodel sowie das Urbar von 1501. Ebenfalls ist sein Siegel noch erhalten.

Sollte Wilhelm von Hohenheim, Vater des Paracelsus, sich in diese Familie eingeheiratet haben, hatte er den Anschluß an eine gebildete, dienstlich mit dem Kloster verbundene Familie gefunden. Der im Jahre 1941 als Besitzer des Geburtshauses des Paracelsus erkannte Uli Grätzer aus dem Jahre 1501 dürfte nächster Verwandter der Mutter des Paracelsus gewesen sein. Er war ein begüterter Mann.

7 *Ringholz P. Odilo:* Klostergeschichte S. 567–568 und 521
8 *Ringholz P. Odilo:* Klostergeschichte S. 561



Die beiden Aufnahmen aus dem Jahre 1932 zeigen (oben) Prof. Dr. Karl Sudhoff mit Dr. Bruno Lienhardt vor der Teufelsbrücke sowie (unten) den Altmeister der Paracelsus-Forschung vor dem – inzwischen durch Brand zerstörten – angeblichen Geburtshaus des Paracelsus in Einsiedeln.

# IV. Varia

*Untersuchungen aus der Marburger Paracelsus-Edition*

## Fragen zum sogenannten «Vita beata»-Schrifttum des Paracelsus

Spätestens seit Karl Sudhoff ist es üblich geworden, eine Gruppe innerhalb der Schriften Hohenheims unter der Bezeichnung «Philosophia magna» zusammenzufassen. Diese sei wiederum aufzuteilen in ein Volumen primum (De divinis operibus et secretis naturae) und ein Volumen alterum, beziehungsweise eine pars altera (De vita beata) [1]. Dieser Philosophia magna 1. Teil entsprechen dann die Seiten 1-377 des 14. Bandes der Sudhoff-Ausgabe. Die Edition des Vita-beata-Teils sollte mit dem 1. Band der II. Abteilung, im folgenden als «Matthießen» zitiert, begonnen werden [2].

Ist eine solche Aufteilung gerechtfertigt und welche Schriften wären gegebenenfalls davon betroffen? Diese Frage kann keineswegs als schon überzeugend gelöst angesehen werden. Auch dieser Aufsatz wird dies noch nicht leisten können. Es sollen jedoch einige Anhaltspunkte zu einer endgültigen Klärung des Problems beigesteuert werden, wie sie sich aus der Arbeit an der Edition der theologischen und religionsphilosophischen Schriften Hohenheims ergeben haben [3].

1 Vgl. K. Sudhoffs Vorwort zum 14. Band der I. Abteilung (München/Berlin 1933), S. V

2 In der Titelei dieses Matthießen-Bandes (München 1923) heißt es allerdings «Philosophia Magna I» – eine von K. Sudhoffs Aufteilung her gesehen zumindest irreführende, vielleicht aber auch nur irrtümliche Zählung.

3 Das im folgenden verwendete Sigel $L_2$ bezieht sich auf die zweite der beiden großen theologischen Sammelhandschriften der Universitätsbibliothek Leiden mit Paracelsus-Werken, den Codex Vossianus Chymicus No. 25 in folio, mit entsprechenden Blattangaben für die Belegstellen, da das hauptsächlich behandelte Werk «De secretis secretorum theologiae» noch nicht in Druck erschienen ist. Diese Blattzahlen werden auch nach der Drucklegung fortlaufend im Text als Orientierungshilfe erscheinen. $H_1$=Cod. Pal. Germ. 476 (Heidelberg); $W_{13}$ = 60. 1. Aug. fol. (Wolfenbüttel). Sudhoff I bzw. II = Karl Sudhoff, Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften. Berlin 1894–1899.

### *1. Anhaltspunkte in De secretis secretorum theologiae* ($L_2$ 430ª–459ª)

Dieser Schrift kommt besondere Bedeutung zu, lautet doch ihr Untertitel «Prologus totius operis christianae vitae etc», was P. selbst zu Beginn mit «vorrede in das selige leben christlicher wandlung» [4] übersetzt. Im Gegensatz zu manchem anderen «prologus» oder «liber prologi» entspricht die Schrift auch inhaltlich völlig dem Charakter einer Vorrede: Bl. 431a–433a enthält Erwägungen biblio-biographischer Art (insofern treffend Dr. Widemanns Paraphrase der Ueberschrift «warumb Theophrastus nit theologisch geschriben hab also bald nach erkandter warheitt», $W_{13}$) und zur Aufgliederung des Gegenstandes. Den Kern der Schrift (Bl. 433a–459a) bildet die Darlegung des «unseligen lebens» der Abgötterei anhand einer Auslegung div. Texte aus dem Matthäus-Evangelium, beginnend mit Matth. 12, 25 (Bl. 433a–436a), 3,2 (Bl. 436a–440a), 23 (Bl. 440a-450b), 24 (Bl. 450b–459a).

*Im Einzelnen:*

Zu Beginn (433a) teilt P. mit, daß Vorhaben und Anfänge eines Werkes über die vita christiana schon 20 Jahre zurückreichen und sieht sich veranlaßt, die Ursachen des Verzugs aufzuzählen. Er führt äußere und innere Hinderungsgründe an. Allen voran nennt er den Gedanken der Reife und Entwicklung: Die Zeit eines solchen Werkes war noch nicht «hervorgebrochen», das keine Sache der «jugend» ist, auf das P. vielmehr «ein spätern herpst fallen» läßt (433a). Dieser «Zeit»-Gedanke findet sich häufiger bei P. Gott hat jedem Menschen seine Zeit, sein Ziel, seinen Beruf, gegeben, die es hier auf Erden zu vollstrecken und vollenden gilt. Deshalb gilt auch das 5. Gebot; denn wer jemanden tötet, ihm das Leben nimmt, hindert ihn daran, «zu dem werk seiner zeit» zu kommen (II. Abt. VII, 155). Dieser Gedanke steht z. B. auch hinter den Aussagen über die «ware religion (= Berufung) der arznei», der Gabalia, der Rhe-

[4] Im Satz davor: «seliges leben christlichen glaubens». Die oben stehende Wendung ist wohl nicht einfach pleonastisch gemeint, sondern dient wahrscheinlich der näheren Bestimmung der vita beata im Sinne des Lebenswandels der Christen hier auf Erden, möglicherweise auch noch im Sinne einer peregrinatio und eines Fortschreitens auf ein bestimmtes Ziel hin.

torik, Juristerei usw. in De religione perpetua (vgl. Matthießen, S. 91, 95, 97 ff., 100–107, bes. 107!)[5]. Diesem inneren Zeitgedanken entspricht der äußere Verlauf, nämlich zunächst vor allem solche Schriften verfaßt zu haben, die das «liecht der natur» betreffen, wozu P. die Astronomie, Medizin, Philosophie nennt (431a)[6], also die naturwissenschaftliche, medizinische und philosophische Erkenntnis. Neben diesen aus dem Zeit- und Entwicklungsgedanken abgeleiteten Gründen führt P. dann aber auch noch seine besonderen Lebensumstände an, die ihn an einer früheren Abfassung hinderten. Es sind dies seine Armut, die ihm einen bestimmten Weg aufzwang (431a), die Verachtung durch seine Mitmenschen, teilweise aus seinem Naturell (Sprachfehler?) herrührend, teilweise aber auch aus seiner Weigerung, sich den herkömmlichen Formen der Disputation in der Bildungswelt anzupassen (431b), bzw. sich den Herrschern und Reichen zu unterwerfen (431b). Am ausführlichsten geht P. jedoch auf seinen Laienstand als angeblichen Hinderungsgrund ein (431b–432a). Dieser war ihm augenscheinlich von klerikalen Kritikern entgegengehalten worden mit der Wirkung, daß sich Paracelsus eine Selbstbescheidung («frist») auferlegen mußte. Während dieser lehrten ihn die Lektüre der Bibel (?, «so ich gelesen hab den eckstein der christenheit») und die Erfahrung des christlichen Wandels im Volk (beim «laien, in dem gemeinen mann, im paurn»), zwischen Wahrheit und Lüge, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Licht und Finsternis, Christus und Satan zu unterscheiden. Er begann zu schreiben «die warheit der christlichen wohnung» (= Gewohnheit, Aufenthalt, also etwa dasselbe wie «wandlung», Wandel), setzte dann («da ist eingerissen die zertrenung des reichs dieser welt») jedoch wieder aus. Der Samen war gelegt, und nun, d. h. zur

5 Auf die aufschlußreichste Parallelstelle im Liber prologi in vitam beatam (Matthießen, S. 82) soll unten noch gesondert eingegangen werden. Daß sich dieser Zeitgedanke auch an der Entwicklung Hohenheims selbst nachvollziehen läßt, mag man z. B. aus der «Vorrede über die vier Evangelien» (1532), $H_1$, Bl. 2b–3a, ersehen.

6 Deutlicher ausgeführt in der Astronomia magna (1537): «von uns sol das selbig kleit hingetan werden und der selbig alt sauerteig von uns, und da ein neues anlegen, von der alten geburt in die neue treten. also ist es auch mit dem schreiben, das es nit endet in der natur, sondern in dem mehrern dan die natur ist. also hab ich mit dem liecht der natur angefangen, und ungezweifelt in got dem hern, im liecht des ewigen beschließen.» (1. Abt. XII, 273)

Zeit der Abfassung von De secretis secretorum, möchte P. die Frucht dieses Samens ernten: «Also hab ich nun beschlossen zusamben in ein werk das wesen der christen zu dem seligen leben und das wesen dern christen zu dem unseligen leben dergleichen» (432a).

Diese Aussagen sind nicht leicht zu deuten. Feststeht, daß P. eine theologische Schaffensperiode benennt im Zusammenhang seiner Erfahrung des «Elends», unzweifelhaft die Zeit nach dem entscheidenden Bruch, der Peripertie in seinem Leben, der Flucht aus Basel und Wanderschaft, in der er umhergetrieben Leben und Erfahrung des Volkes, des «gemeinen manns», teilte. Es ist die Zeit des Psalmen-Kommentars und kleinerer theologischer Traktate. Die durch die Basler Vorgänge ausgelöste äußere Peripetie hatte auch eine innere zur Folge. Er verschaffte sich Klarheit über die Kirche, die Wissenschaft, seinen Beruf als Arzt usw. [7]. Ob Paracelsus mit der «zertrenung des reichs dieser welt» (vgl. Matth. 12, 25) ein konkretes kirchengeschichtliches Ereignis anspricht und — wenn ja — welches er gemeint haben könnte, ist schwer auszumachen. Die «Kirchenspaltung», also die Herausbildung der Reformationskirchen, war bereits während der theologisch bedeutsamen Schaffensperiode um 1530 und Anfang der 30er Jahre längst vollzogen. Möglicherweise sind die Wirren und Verfolgungen der Täuferbewegung 1534/35 (z. B. gerade auch in Tirol) gemeint, wovon P. auf seiner Wanderung sicher nicht unberührt geblieben war. Wie auch immer die Bemerkung zu verstehen ist, feststeht, daß P. in der zweiten Hälfte der 30er Jahre sich wieder stärker der medizinisch-naturwissenschaftlich-philosophischen Schriftstellerei zuwendet, die Zeit, in der er «in andere händel gefallen» war, vorüber ist. Nun aber — P. glaubt sich im «Herbst» seines Lebens — wendet er sich wiederum dem Licht des Geistes zu und zeigt sein «buch zu dem seligen leben» (432b) an. Mit Sicherheit handelt es sich bei De secretis um ein Spätwerk, Ende der 30er, Anfang der 40er Jahre geschrieben. Weniger sicher ist jedoch, ob Paracelsus De secretis als Vorrede zu einem bereits bestehenden Werk, nämlich dem «haubtpuch» (433a) über das selige Leben geschrieben hat und als dieses «haubtpuch» dann die

7 Daß es sich auch auf diesem Gebiet um eine «Peripetie» handelte, mag man aus der Vorrede zum 1. Traktat der Gr. Wundarznei (X, 20) ersehen. Zur Zeit des «Elends» vgl. u. a. die Vorrede zu De peste libri tres (1534) in: IX, 561 f.

«Vita-beata»-Schriften der «Philosophia magna II» anzusehen sind, oder ob er diese Arbeit noch vor sich sah, dann aber nicht mehr ausführen konnte.

*Zur Datierung von De secretis im einzelnen*

Daß die Schrift aus der Spätzeit Hohenheims stammt, ist also kaum zu bestreiten, betrachtet man nur seine Reife- und «herpst»-Gedanken. Die Schrift enthält darüber hinaus weitere Anhaltspunkte: Die zu Beginn angeführten 20 Jahre wurden bereits erwähnt. Ein Zusammenhang mit den «zweinzig jaren» evangelischer Kirchen (-kriege), von denen in Bl. 456b die Rede ist, scheint mir nicht gegeben. Es handelt sich eher um ein zufälliges Zusammentreffen. Wichtig ist aber, daß beide Zeitangaben auf die spätern 30er Jahre als term. a quo hinweisen. Eine weitere Angabe enthält die Auslegung von Matth. 24, 6 (Bl. 452a–b). Dort wird in dem Zusammenhang, daß Kriegeführen das Erkennungszeichen der Verführer sei, vom Schmalkaldischen Bund (1531) gesprochen. «Der Heß wird auf sein, Sachsen wird ihm helfen und die reichsstädte, der schmalkaldische bund. der ander, der kombt, das ist der keiser; er wird sie wol lernen. der dritt, der Türk, kombt auch.» Es ist schwer zu entscheiden, ob diese an den Stil der «Prognostikationen» erinnernden Sätze überhaupt auf eine bestimmte politische Situation gemünzt sind. Sieht man davon ab, so stößt man auf folgende Erwägung: Philipp v. Hessen und Kursachsen hatten sich als die führenden Kräfte des Schmalkaldischen Bundes erwiesen. Der Kaiser, seit 1532 nicht mehr in deutschen Landen und abgehalten von auswärtigen Problemen seiner Dynastie, befand sich in einem provisorischen Religionsfrieden mit den Protestanten, 1539 durch den Frankfurter Anstand erneut geschlossen beziehungsweise verlängert. Die seit Mitte der 30er Jahre erneut aufziehende Türkengefahr hatte das ihrige dazu beigetragen. Der provisorische Charakter des «Religionsfriedens» lag in jenen Jahren auf der Hand, die im Nachhinein zur «Vorgeschichte des Schmalkaldischen Krieges» zu zählen sind. 1541 kehrte Karl V. nach Deutschland zurück. Hohenheims Bemerkung ist nach Bekanntwerden der Doppelehe Philipps und den daraus folgenden politischen Weiterungen (Regensburger Separatakt, 13. 6. 1541) kaum vorstellbar. Doch paßt sie in jene Jahre aufziehender Kriegsgefahr. Die Situation von 1534, Phi-

lipps Sieg — im Verein mit Kursachsen und im Bündnis mit Frankreich — über Ferdinand in der Schlacht bei Lauffen/N., kommt demgegenüber wohl weniger in Betracht.

### *II. Das Verhältnis zum Liber prologi in vitam beatam*

Dieses Buch ist für die Beantwortung der Frage ebenfalls von entscheidender Bedeutung, erhebt es doch allein von seinem Titel her denselben Anspruch wie De secretis. Ebenfalls gilt für jenes die oben für De secretis getroffene Feststellung, daß es auch inhaltlich dem Prolog-Charakter entspricht. Findet sich doch inmitten der Schrift eine biographische Bemerkung, vergleichbar der Einleitung zu De secretis: «Dise zeit meines schreibens ist zeitig . . . die zeit der geometri ist zum end gangen, die zeit der artisterei ist zum end gangen, der schne meines ellents ist zum end gangen; der im wachsen ist, ist us. die zeit des sumers ist hie . . . so ist auch hie die zeit zu schreiben vom seligen leben und von dem ewigen» (Matthießen, 82). Die Nähe der Gedankenführung zu De secretis ist nicht zu übersehen. Dies gilt auch an anderen Punkten: Das Laienproblem wird angesprochen («ein philosophus nach der teutschen art», 76), Reichtum und Armut werden unter biographischer Anspielung behandelt (83 f), das Problem der neuen Geburt, beziehungsweise Kreatur berührt (75 f., 78), der Topos vom «Eckstein» angeführt (84 f.). Vielleicht läßt sich diese Nähe folgendermaßen erklären: De secretis ist die Vorrede zum gesamten Werk («Hauptbuch») «De vita beata», inhaltlich bestimmt von der Beschreibung des Negativen, des Weges der Unseligen, des unseligen Lebens, der abgöttischen Verführer. Der Liber prologi in vitam beatam stellt dagegen nur die Vorrede zum Hauptkomplex, der Beschreibung des seligen Lebens, dar, vergleichbar etwa den Vorreden zu den Traktaten, beziehungsweise Büchern der Großen Wundarznei. Das kann hier nur vermutet werden. Welchen Aufschluß geben nun die frühen Schriftensammlungen?

1594, also nach Erscheinen seiner Sammelausgabe, lieh sich Huser in Neuburg die Theophrasti paracelsi Tractatus sua manu scripti e secunda fasciculo aus, als deren erster Traktat tatsächlich der Prologus in vitam beatam genannt wird. Es folgen dann in diesem Neuburger Verzeichnis Schriften, die zwar großenteils, jedoch nicht ausschließlich jetzt (= im Veröffent-

lichungsplan der II. Abteilung) in den ersten drei Sparten der Einzelschriftengruppe aufgeführt werden. De secretis erscheint übrigens nicht im Neuburger Verzeichnis.

Das 3. Osseger Verzeichnis (wahrscheinlich 1571), ein Titelkatalog paracelsischer Theologica führt. «Von dem seligen Leben» an zwischen den übrigen Titeln ohne besondere Hervorhebung durch Plazierung am Anfang etwa. De secretis wird hier ebenfalls nicht aufgeführt.

Die Görlitzer Handschrift von 1564 enthält eine Inhaltsangabe geschrieben von der bei Sudhoff so genannten «dritten» Hand, die er zeitlich der «ersten» Hand zuordnet, also auch 1564–67. Hier erscheint «Ex Prologo in vitam Beatam frag.» mit anderen theologisch-ethischen Titeln unter der Bezeichnung «Philosophiae magnae Partes» (Sudhoff II, 234). Dieser Begriff wird m. W. sonst erstmals von Floeter in dem Byrckman-Druck «Philosophiae Magnae . . .Tractatus aliquot» (Sudhoff I, Nr. 86; ähnlich Peter Perna 1569, Sudhoff I, Nr. 109) verwendet. Unter diese tractatus aliquot hatte Floeter auch zwei Schriften gemischt (Ex libro de sensu et instrumentis und Ex libro de tempore et requiei), die Huser in seinem IX. Band als nicht «in diss Volumen Philosophicum» gehörig, «sondern in ein anders, welchs von Theophr. genennt wird De Vita Beata» (Sudhoff I, 133 f.) gehörig bezeichnet. Sudhoff (II, 235) knüpft daran die Erwägung, ob die in der Görlitzer Hs unter «Philosophiae magnae Partes» angeführten Titel nicht einen Teil des «Volumen philosophiae der vita beata» wiedergeben sollen, wozu ihm die Aufzählung des Prologus in Vitam beatam den Anhaltspunkt liefert.

Die einzige vollständige Wiedergabe des Prologus in vitam beatam bietet der Heidelberger Cod. Pal. germ. 476 (etwa aus derselben Zeit wie die Görlitzer Hss), ebenfalls ohne besondere Hervorhebung unter anderen theologischen Schriften (Sudhoff II, 457 f.). De secretis findet sich auch in dieser Hss-Sammlung nicht.

De secretis erscheint erstmalig in der 2. Leidener Sammel-Hs unter anderen theologischen Schriften (nach De genealogia Christi, vor dem Sermo I De Antichristo). In den beiden Leidener Hss finden sich erstmalig beide Schriften De secretis und Liber prologi in vitam beatam (in $L_1$) in einem Corpus versammelt (denn $L_1$ und $L_2$ bilden wohl einen einzigen Komplex). Eine gliederungsmäßige Zuordnung beider Schriften zueinander

ist ebensowenig erkennbar wie die Zuordnung der einen oder anderen zu einem möglichen Schriftenkreis. Es sei denn, man mißt der Tatsache eine mehr als technische Bedeutung zu, daß vor dem Prologus in vitam beatam (Bl. 342 a ff.) ein — wie Sudhoff (II, 363) feststellt — «grösserer Abstand» gelassen wurde, «als zwischen den vorhergehenden Tractaten allen». Sudhoff selbst zieht keine weiteren Schlüsse aus diesem wohl nur technisch bedingten Zustand. Auch die Reihenfolge dürfte rein zufälliger Natur sein: Der Prologus liegt zwischen «De nupta...», «Von den beseßenen mit den bösen Geystern», «De baptismate», «Aliud. De Baptismo», auf der einen Seite, «De generatione et destructione Regnorum», «De morbis Somniorum», «De Characteribus», «De Mumia», und des weiteren Marienschriften auf der anderen Seite. Doch soll eine Einzelheit dabei nicht übersehen werden: Die Leidener Hs bietet als ersten Absatz einen Text, der — wie Sudhoff (II, 364) mitteilt — «einem späteren Zusammenhange des vollständigen Textes entnommen ist». Dieser erste Absatz der Leidener Hs (er entspricht Matthießen, 78, Zeile 3, bis 80, Zeile 9) enthält die Rechtfertigung dafür, daß P. sein Buch vom «Wesen im seligen Leben» schreibt: Der Geist «geistet wo er wil, nit in allen, nit in vilen, sondern do, do es in lust» (78). Und Gott hat «allen dingen ir zeit geben, uf das sie wachsen sollen und davor nit zeitig sein» (78). «... bistu beruefft ein buch zu machen, es wird nit versaumbt werden, solts 60 oder 70 jar anston und noch lenger ... es wird nit dohinden bleiben, es wird herus müssen, wie ein kint von dem bauch seiner mutter (79). Dieser Umstellung könnte — aber auch das ist wenig wahrscheinlich — die Absicht zugrunde liegen, den Prologcharakter der Schrift stärker hervorzuheben.

### *III. Beweis für ein «haubtpuch» De vita beata?*

Welche Schlüsse läßt der bisherige Befund zu? *Keinesfalls* den, das von Paracelsus auf Bl. 433a erwähnte «haubtpuch» seien die «Vita-beata»-Schriften der Philosophia Magna II! Gäbe es ein solches «haubtpuch», hätte sich dies doch in den Sammlungen und Verzeichnissen des 16. Jahrhunderts deutlicher niederschlagen müssen. Die Sammler und Drucker aus den 60er Jahren kennen ein solches offensichtlich nicht, obwohl sie Einzelschriften («Traktate») sammeln, die angeblich Teile des Hauptwerkes De Vita beata sein sollen. Die Görlitzer Hs, Floe-

ter, Perna — sie alle nehmen gerade keine Sondierung in jener Richtung vor, sondern «mischen» die Schriften unter die «partes» oder «tractatus aliquot» der «Philosophia magna». Dieser letztere Begriff — das sei allerdings vorbehaltlich einer weiteren Prüfung und in vorläufig noch unvorsichtiger Anlehnung an Matthießen (S. 7) behauptet — wird von Paracelsus selbst in dem Zusammenhang nicht verwendet [8]. Der Begriff läßt sich aber gut als eine Parallelbildung zu «Astronomia magna» vorstellen, wobei «magna» sicher den umfassenden Charakter bezeichnen soll, etwa im Sinne des Untertitels der Astronomia magna im Feyerabend-Druck von 1571 (Sudhoff I, S. 219): «Die gantze Philosophia sagax der grossen und kleinen Welt ... Darinn er lehrt des gantzen natürlichen liechts vermögen, vnd vnvermögen ...» usw.

Eine Sondierung der Philosophia magna nach pars I und II scheint als erster Sudhoff in der Einleitung zum Band XIV, S. V, vorgenommen zu haben. Dort spricht er vom 1. Volumen einer «Philosophia de divinis operibus et secretis naturae» als «Parallelausarbeitung gedacht zu einer noch umfangreicheren Schriftengruppe», von Paracelsus als «Philosophia pars altera de vita beata» bezeichnet. Beides zusammen sei die «Philosophia magna».

So weit geht Huser, der einzige frühe Zeuge für eine mögliche Vita-beata-Buch-These nicht. In der Vorrede zu seinem IX. Band trennt er lediglich Schriften, die in das «Volumen Philosophicum» gehören, von solchen, die in ein Volumen gehören, «welches von Theophrasto genennt wird De Vita Beata» (Sudhoff I, 404, vgl. oben S. 6). Dies ist zugegebenermaßen ein wichtiger Beleg. Aber wie steht es damit wirklich?

Husers Bemerkung stammt aus dem Jahre 1590, einem Zeitpunkt, an dem er wohl von der Existenz des theologischen Schrifttum Hohenheims wußte und ihm wohl auch vieles davon schon bekannt war; — eine eingehende Beschäftigung mit den Schriften, besonders denen, die heute zum Vita-beata-Kreis gezählt werden, hatte damals jedoch noch nicht stattgefunden, sondern erst vier Jahre später, im Oktober 1594 (Neuburger

8 Daß die Aufteilung der Philosophia magna in zwei Teile inhaltlich und systematisch aus Hohenheims Schriften zu rechtfertigen sei, soll jedoch nicht bestritten werden. P. unterscheidet z. B. die «ewig» und «natürlich» philosophei (XII, 61), oder er spricht von der «himmlischen» (XII, 316) und der «christlichen philosophia» (XIII, 246).

Verzeichnis, Sudhoff II, S. 10 f., vgl. dazu S. 5–12). Huser könnte vorher entweder durch die Titelei «Liber prologi in vitam beatam» oder vielleicht sogar durch die Kenntnis von De secretis zu jener Aeußerung veranlaßt worden sein. Bei seinem Besuch in Neuburg 1594 — erstmalig in Sachen Theologie! — wurde ihm aber kein «Volumen De vita beata» ausgehändigt, sondern theologische Traktate «e 2do fasciculo». Das heißt auch Husers Aeußerung gibt nicht mehr her als der sonstige Befund: Zwar spricht er 1590 von einem Volumen De vita beata. Doch läßt sich diese Aeußerung leicht erklären, *ohne* daß es ein solches Volumen im Sinne eines «haubtpuches» tatsächlich geben müßte!

*Facit:* Die frühe Bibliographie und der Blick auf die frühen Sammelhandschriften und Verzeichnisse rechtfertigen die Annahme nicht, De secretis sei die Vorrede zu dem Hauptwerk «De vita beata», nämlich den «Vita-beata»-Schriften der Philosophia Magna II.

*IV. Die Schriften des sogenannten Vita-beata-Kreises*

Welchen Eindruck vermitteln nun aber die in Betracht kommenden Schriften selbst? Die Antwort auf diese Frage muß unter noch größerem Vorbehalt stehen als das bisher Ausgeführte. Es sind zunächst nur erste Eindrücke, die mir eine oberflächliche Durchsicht verschaffen konnte.

Der *Liber prologi in vitam beatam* beginnt mit einer Paraphrase zu Mtth. 7, 17 und verbindet den Gedankenkreis vom guten, beziehungsweise schlechten Baum, Wurzel, Früchten usw. mit der Beschreibung des seligen Lebens (z. B. Matthießen, 69 u.ö.). Es stellt sich nun heraus, daß dieses Motiv in einem Großteil der sogenannten «vita-beata»-Schriften wiederkehrt, so daß man geradezu von einem Leitmotiv sprechen könnte.

In *De summo et aeterno bono* findet sich zwar im I. Teil kein Anklang an den vita-beata-Komplex, sondern es wird eine klassische (man könnte fast sagen: utilitaristische) Definition des summum bonum gegeben. Im weiteren Verlauf der Schrift taucht jedoch das Motiv vom seligen Leben auf und wird mit dem summum-bonum-Gedanken verknüpft (Matthießen, S. 116). Gegen Ende findet sich dann auch die Verbindung zur Metapher von den Früchten (S. 129).

*De religione perpetua* beinhaltet auch einen Bezug zum vita-beata-Gedanken, jedoch in Verbindung mit der «religion»

(= Berufung) der Apostel, Aerzte usw. Hier ist kein Anklang an Matth. 7, 16 f. gegeben.

Der *Liber de martirio Christi* enthält wieder das vita-beata-Motiv und auch die Verwendung von Matth. 7, 16 (Matthießen, S. 185). An dieser Schrift fällt darüber hinaus auf, daß die vita beata auch anhand von Negativbeispielen erläutert wird, was aus dem Thema ohne weiteres einleuchtet (vgl. S. 188 f., 193, 194). *De remissione peccatorum* enthält gleich zu Beginn einen Bezug zum vita-beata-Gedanken (S. 199).

Ebenfalls findet sich motivartige Verwendung im *Liber de officiis, beneficiis et stipendiis* (S. 219 f.), in: *De honestis utrisque divitiis* (S. 241, 244, 246, 248).

Besonders eindrucksvoll beginnt die Schrift *De potentiae gratia dei* mit der expliciten Anknüpfung an die Wurzel-Baum-Metapher: «Als wir nun wissen (!), das aus einer wurzen ein baum wachse . . .» und verknüpft dann später (S. 136) den vita-beata-Gedanken mit Matth. 7, 17.

Diese Beispiele könnten darauf hindeuten, daß es tatsächlich einen geschlossenen Kreis von vita-beata-Schriften gibt, zusammengehalten von der Klammer des vita-beata- und Wurzel-Baum-Früchte-Gedankens. Diese Schriften könnte Paracelsus gemeint haben, wenn er in De secretis davon spricht, die «warheit von der christlichen wohnung» zu schreiben angefangen zu haben, mit den daraus entstandenen Büchern die Frucht des Samens (der theologischen Gedanken) beschließen zu wollen (Bl. 432a). Es muß aber dabei bedacht werden, daß es keinen Satz in der «Vorrede» des Prologs (also 431a–433a) gibt, dem mit Sicherheit zu entnehmen wäre, daß Paracelsus tatsächlich zur Zeit der Abfassung von De secretis sein «haubtpuch» schon abgeschlossen hat. Es ist darüber hinaus auch keinesfalls sicher, daß der Baum-Früchte-Gedanke und die vita-beata-Idee in den eben aufgeführten Schriften von Paracelsus tatsächlich bewußt als kompositorisches Element eingesetzt worden sind. Die arbor-bona-Idee ist für den *Arzt* und Seelsorger Paracelsus ohnehin ein wichtiger und naheliegender topos. Das gleiche gilt für die vita beata, in allen mir bisher bekannten Schriften als eine gegenwärtige diesseitige Größe dargestellt, wenn auch manchmal mit jenseitig eschatologischer Dimension [9]. Besonders «De

[9] Vgl. dazu K. Goldammer, Paracelsische Eschatologie I und II, besonders II, NAP 5 (1949), 45–85 bzw. 6 (1952), 68–102, und im: Mediz.-histor. Journal 1972, S. 25 ff., bes. S. 26.

religione perpetua» enthält den Gedanken einer Verbindung des Berufes des Arztes, Kabbalisten, Juristen etc. und der Bemühung um die vita beata im Sinne eines Lebens, dessen Werk zu seiner Zeit gekommen ist, man könnte auch sagen: im Sinne eines erfüllten Lebens.

Andererseits fällt auf, daß De secretis kaum Bezug auf die Gedankenkreise der — zumeist früheren — sogenannten vita-beata-Schriften nimmt, daß der hier im Vordergrund stehende Verführer-Topos nicht vom Baum-Früchte-Gedanken her, sondern aus den Motiven der Matthäus-Apokalypse heraus entfaltet wird. Durch die Anlehnung an die Gedankenwelt der Apokalyptik erscheint De secretis ohnehin weit entfernt von den sogenannten vita-beata-Schriften.

*Facit:* Dieser erste Einblick in die inhaltliche Seite der Frage läßt das oben (Seite 10) gezogene Facit wieder etwas problematischer erscheinen. Eine genauere Klärung machte das Studium der übrigen Theologica notwendig, um zu prüfen, inwieweit dort nicht auch entsprechende Motive Verwendung gefunden haben. *H. Rudolph*

*Nachbemerkung*

Obenstehende Ausführungen führen in Fragen ein, die sich bei der kritischen Edierung der Werke des Paracelsus ergeben, und zeigen, welche Schwierigkeiten in einer Erstedition Jahrhunderte nach dem Tode des Verfassers auftauchen können. Sie stellen kein endgültiges Resultat dar, sondern wollen vor allem ein verwickeltes Problem entfalten, das sich beim Studium der Ueberlieferungsgeschichte der Paracelsica und bei der Frage nach dem sogenannten «Corpus Paracelsicum» und seiner Disposition für heutige Editoren auftut. Herrn Dr. Rudolph ist es gelungen, durch genaue Fragestellungen die bisher mit Selbstverständlichkeit verwendeten Ordnungs-Begriffe der «Philosophia Magna» und der «Vita-Beata-Schriften» entwicklungsgeschichtlich zu Erfolgen und in ihrer Zurückführung auf Paracelsus kritisch zu überprüfen. Das Ergebnis läßt viele weitere Fragen offen. Abschließende Feststellungen wird man wohl erst treffen können, wenn das Ganze der theologischen Paracelsica bearbeitet ist.

*K. Goldammer*

# Bemerkungen zum sogenannten Jenichen-Flugblatt

Das Flugblatt ist an mehreren Orten in gutem Zustand vorhanden. Wiedergaben finden sich z. B. in: Theophrastus Paracelsus 1493–1541, Salzburg 1941 (zum 400. Todestag Hohenheims), S. 64, in: J. Jacobi, Theophrastus Paracelsus. Lebendiges Erbe, Zürich (Rascher) 1942, S. III (Jacobi fand es in der Graphischen Sammlung der Zürcher Zentralbibliothek), ferner in: Nova Acta Paracelsica Vol. VI (1952), S. II und in: E. Kaiser, Paracelsus, Rohwolt-Bildmonographie 149 (1969), S. 121 (= aus der Sammlung W. Schneider, Pharm.-gesch. Seminar der TH Braunschweig).

Die Bezeichnung «Jenichen-Flugblatt» rührt von der Annahme her, der Nürnberger Kupferstecher, Radierer und Kunstdrucker Balthasar (Balz) *Jenichen* (zuweilen auch: Jenischen), gestorben 1590, habe das Blatt angefertigt, da diesem ein Paracelsusbild zugrundeliege, das Jenichen nach der authentischen Radierung des Monogrammisten AH (=Augustin *Hirschvogel)* geätzt habe. Die Platte des Hirschvogel-Porträts von 1540 befindet sich übrigens in der Wiener Albertina.

## *Merkmale des Paracelsus-Porträts*

Wie bereits erwähnt, geht es auf das authentische Hirschvogel-Porträt aus dem Jahre 1540 zurück. Die erste uns bekannte Nachbildung dieses Stiches erschien 1553 (mit der Jahreszahl 1552) im «Labyrinthus medicorum errantium pp.» bei Neuber in Nürnberg, der deutschen Einzel-Erstedition dieser Paracelsus-Schrift. Das Porträt, gegenüber dem Hirschvogel-Bild in verkehrter Gesichtsrichtung («Gegenstich») mit leicht geändertem Gesichtsausdruck und neuem Hintergrund (abgebildet in: 1. Abtl., XI, S. VII) wird B. Jenichen zugeschrieben (vgl. J. Strebel, in: NAP III, 1946, S. 111). Aus diesem «Gegenstich» wurde wohl das Paracelsusporträt, das sogenannte «Rosenkreuzerporträt», entwickelt, das dann wahrscheinlich als Vorbild für das Flugblatt diente.

Das «Rosenkreuzerporträt» erschien erstmalig 1567 in der «Astronomica et Astrologica ... Paracelsi», gedruckt in Köln, im Verlag von Arnold Byrckmans Erben (vgl. K. Sudhoff, Bibl. Parac., Nr. 85). Eine Wiedergabe findet sich z. B. in: D. Kerner, Paracelsus. Leben und Werk, Stuttgart (Schattauer) 1965, S. 96,

und auf dem Schutzumschlag. Auf dem Bildrahmen steht in großen Lettern mit geringfügigen Abweichungen derselbe Text wie im vorliegenden Flugblattrahmen und Mittelzeile. Die beiden Randvignetten sind der «Prognostikation auf 24 zukünftige Jahre» (1536) des Paracelsus entnommen (16. und 25. Figur, in: 1. Abt. X, S. 600 und 609). Aufschlußreich sind jedoch die Abänderungen gegenüber diesen Vorlagen (leichte Abweichungen in der Physiognomie sollen hier übergangen werden).

Der Knauf des Schwertgriffes ist gegenüber dem Hirschvogel-Bild vergrößert und trägt die Aufschrift AZOTH — ein mehrdeutiger Begriff der Alchymie und Theosophie, in jenem Umkreis von sowohl spiritueller, als auch elementischer Bedeutung. Im Zusammenhang des Bildes in der Byrckman-Ausgabe ist auf ein Gedicht des Philaletes 1567 zu verweisen, wonach Azoth als der Name des im Knauf enthaltenen Geheimmittels zu gelten habe. Ansonsten wäre an einen mehrdeutigen Sinn zu denken, als Chiffre zur Anrufung Gottes auf der höheren geistigen Ebene der Alchymisten und Adepten (zur Bezeichnung des Inkommensurablen, wie bei JHWH), zur Bezeichnung des actus purissimus ac maxime divus, und im elementischen Sinne der «niederen Alchymie» als «Mercurius», d. i. Quecksilber. Genese des Wortes möglicherweise aus den Anfangsbuchstaben des lat. und griech. Alphabetes, hinzukäme noch der Endbuchstabe des hebr. Alphabets (Tau oder Thau). Vgl. dazu bereits J. Strebel, Azoth, in: NAP IV (1947), S. 55–68. Es sei noch darauf hingewiesen, daß in einigen romanischen Sprachen der Begriff heute noch geläufig ist und «Stickstoff» bezeichnet, während als Bezeichnung für Quecksilber «azogue» neben «mercurio» Verwendung findet.

Die beiden Fensterbilder haben gegenüber der Vorlage eine Veränderung erfahren, die auf die geheimnisvolle Bruderschaft des Rosenkreuzerordens deuten könnte. Die Signets «R», «Rosa», «RX» (linke Vignette) sind in die Blätter eingeschnitten worden, auf die der Kinderkopf aus einer Erdspalte herausguckt (Initiation zur Wiedergeburt des in die Adepta Philosophia Eingeweihten oder Einzuweihenden). Das rechte Fensterbild zeigt eine Männergestalt im Gelehrtentalar mit Rosenkranz, von einem Schlangenkreis (in der «Prognostikation» von Stricken) umwunden, vor zurückgeschlagenen Vorhängen (Zeichen der Enthüllung, apokalypsis), hinter denen eine Art von «Jakobsleiter» steil hinaufführt (zur Astralebene). Die ebenfalls

veränderte Darstellung der Augen soll den Reifegrad des Adepten anzeigen: Das linke Auge fehlt (in unserem Flugblatt ist es mit einem schwarzen Klecks verdeckt), wohl ein Zeichen seiner fortgeschrittenen Erkenntnis, des Aufstiegs vom Kagastrischen (der Welt der Sinneswahrnehmung und des natürlichen Lichtes) zum Iliastrischen (der Geisteswelt, dem «Licht des Geistes»). Vgl. dazu insgesamt z. B. J. Strebel, in NAP III (1946), S. 122–132.

Das *Paracelsus-Bild auf dem Flugblatt* weist gegenüber diesem sogenannten «Rosenkreuzerporträt» folgende Abweichungen auf: Die Gesichtsrichtung ist verkehrt worden und entspricht damit wieder dem Hirschvogel-Original von 1540. Ebenso sind die Anordnung der beiden Fensterbilder vertauscht, der Hintergrund in eine Mauer mit Zinnen umgewandelt worden. Paracelsus stützt seinen rechten Arm auf ein Buch «Cabala». Die Fensterbilder sind auch im einzelnen verändert worden, z. B. der Hintergrund (Vorhang, bzw. Landschaft), ein Spruchband mit der Aufschrift «Was ist das»; die Bücher, auf die der Kinderkopf blickt. Die «Rosenkreuzer»-Symbolik ist aber vollständig beibehalten worden. Außerdem sind dem Bild zwei Zahlentafeln beigegeben worden, vergleichbar den sigilla planetarum in der pseudoparacelsischen «Archidoxis Magica» (liber VII, 1. Abt. XIV, 492 ff.). Die linke Tafel entspricht — wenn auch in veränderter Aufreihung — dem dortigen sigillum martis, das nach der Archidoxis Magica «uberwindet alle seine feint und nimpt von keinem schaden» (494). Die rechte Tafel entspricht um 90° nach rechts gedreht genau, also auch in der Aufreihung, dem sigillum iovis, das «gibt lieb, hult und gunst von allen menschen» (493). Neben dem Hinweis auf die Grabstätte mit dem Salzburger Epitaph und diversen Zitaten des Paracelsus, u. a. Bibelsprüchen, findet sich ein Gedicht, in dem dieser auch gegen die Anschuldigungen seiner Feinde verteidigt wird. Ein Teil des Gedichts stimmt bei geringfügiger Abweichung mit einem Spruch überein, den Balthasar Jenichen unter einen Paracelsus-Stich von 1572 (in der Wiener Hofbibliothek) gesetzt hat; abgedruckt in: Theophrastus Paracelsus 1493–1541, Salzburg 1941 (zum 400. Todestag), S. 63.

Die nach Humanistenmanier in griechischer Sprache und lateinischer Uebersetzung aufgeführten Distichen (unten links und rechts neben dem paracelsischen Wappen) weisen auf den Pariser Prof. Jacques Gohory, der 1567 in Paris unter dem Pseudo-

nym Leo Suavius (I. G. P.) ein Kompendium paracelsischer Schriften herausgegeben hat. Dort findens ich (S. 82) acht griechische Distichen des Πετρος Μορελλος und deren lateinische Uebersetzung des Gilius (= Aegidius) Pinautus. Vgl. K. Sudhoff, Bibl. Paracelsus, Nr. 89 und Nr. 99 (1567 und 1568).

### *Ort, Autorenschaft, Datierung*

Alle drei Angaben sind ungewiß, entsprechend unterschiedlich sind die betreffenden Bemerkungen in der vorliegenden Literatur.

Das renommierte Salzburger Gedenkbuch zum 400. Todesjahr des Paracelsus (1941) setzt das Flugblatt vor dem sogenannten «Rosenkreuzerporträt» an und bezeichnet jenes als ersten Beleg für das am Schwertknauf angebrachte «AZOTH». Als Autor wird Balthasar Jenichen genannt, als Datum «vor 1565» angegeben. Welche Anhaltspunkte zu dieser Feststellung führten, ist mir noch nicht ersichtlich. 1565 ist für die Geschichter der Paracelsus-Porträts deshalb wichtig, weil hier erstmalig eine Nachbildung des Hirschvogel-Porträts von 1538 in dem Byrckman-Druck Libr. II De causa et Origine Morborum erscheint. Ob hierzu eine Verbindung von den Autoren der Salzburger Angabe gezogen wurde, kann ich nicht erkennen.

Für *Aberle* (Grabdenkmal, Schädel, Abbildungen pp., in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 1888, S. 320) ist das «Rosenkreuzerbildnis» (Ausdruck nicht von Aberle verwendet, der die Veränderungen bei den Vignetten gegenüber den Abbildungen der Prognostikation noch nicht beachtet hatte) «von Jenichen oder in seiner Kunstanstalt für Köln» erarbeitet worden und erstmalig 1567 in dem Byrckman-Druck abgebildet worden. Zu unserem Flugblatt findet sich dann folgende Feststellung (S. 321 – Zitate sämtlich nach J. Strebel, NAP III, 1946, S. 118): Es zeige «einen späteren Charakter» und sei wohl von Abraham Hoogenbergh vor 1606 verfertigt worden. Die Hoogenberghs (neben Abraham noch Franz und Hanns) wirkten in Köln. J. Strebel (a.a.O., S. 120) vermutet mit guten Gründen in dem älteren Bruder Abrahams, Franz H., den Zeichner des sogenannten Rosenkreuzerporträts.

Noch eine weitere Ueberlegung läßt die Angaben des Salzburger Gedenkbuches weniger wahrscheinlich erscheinen: auf

dem oben bereits einmal erwähnten Jenichen-Stich von 1572, dem Hirschvogel-Porträt von 1538 (ebenfalls in verkehrter Gesichtsrichtung) nachgebildet, ist der in der unteren linken Ecke sichtbare Schwertknauf ohne die Aufschrift «AZOTH» gezeichnet. Was sollte Jenichen bewogen haben, dieses wichtige Detail wegzulassen, wenn er es in früheren Stichen («vor 1565») verwendet hätte? Vielmehr könnte folgende Annahme weiterführen: Es gab zwei Traditionsstränge, die von Hirschvogel-Jenichen ausgingen. Die einen stellten Paracelsus als Magier, Kabbalisten, Alchemisten heraus, den anderen blieben solcherart Anspielungen fremd. Zu diesen letzteren gehörte dann z.B. auch der Holzschnitt von 1567 in einem Görlitzer Codex, der — in derselben verkehrten Gesichtsrichtung wie im «Rosenkreuzerporträt» — der Jenichen-Nachbildung des 1540er Porträts entspricht (wiedergegeben im Salzburger Gedenkbuch, S. 62).

Die enge Verwandtschaft mit dem sogenannten «Rosenkreuzerporträt» weist tatsächlich nach Köln, ohne daß hier etwas Sicheres angenommen werden kann. Bekanntlich bestanden rege Verbindungen unter den «Paracelsisten» im damaligen Europa, wenn auch die Angehörigen dieser Paracelsus-«Gemeinde» in den einzelnen Kristallisationspunkten, z. B. Schlesien, Böhmen, Pfalz, Köln, Basel, Paris, durchaus unterschiedliche Motive besaßen, sich als solche zu verstehen.

Wichtiger als solche geographische Ortsbestimmung ist wohl die inhaltliche Zuordnung des Flugblattes. Der erste Augenschein weist bereits auf die Kabbalistik, die sich im Unterschied zum «Rosenkreuzerporträt» in unserem Flugblatt mit dem Buch «Cabala», auf das sich P. im wahrsten Sinne des Wortes stützt, sichtbaren Eingang in das Reich Hohenheims verschafft hat. Die astralischen Signaturen, das «Azoth», der Inhalt der beiden Spruchtafeln, die wohl jeweils dem Fensterbild zuzuordnen sind, über dem sie stehen, lassen darüber hinaus den gesamten Zusammenhang jenes in der Renaissance wurzelnden «Synkretismus» aus neuplatonischen, hermetischen, kabbalistischen, magischen und alchemistischen Traditionen anklingen, wie er z. B. die Schriften des Paracelsisten Oswald *Croll* zu Beginn des 17. Jahrhunderts kennzeichnet.

Eine Verbindung des Flugblattes zu den «Rosenkreuzern» sollte allerdings nicht zu schnell behauptet werden. Wohl kann man davon ausgehen, daß das «Rosenkreuzerporträt» dem Flugblattautor als Vorlage diente, obwohl auch hier nichts Si-

cheres gesagt werden kann (das Salzburger Gedenkbuch enthält in seinen Bildkommentaren indirekt die Annahme einer Datierung des Flugblattes *vor* dem ebenfalls «vor 1565» datierten «Rosenkreuzerporträt»), schon allein deshalb, weil die mir vorliegenden Reproduktionen noch Fragen offen lassen. Besteht z. B. der Kranz im «Rosenkreuzer»bildnis, der den Einäugigen umfängt, aus Schlangen oder — wie in der Prognostikation und wohl auch im Flugblatt — aus Stricken? Sind Landschaften und Bücher auf dem Kinderkopfbild der Prognostikation-Abbildung näher oder eine Weiterentwicklung der «Rosenkreuzerporträt»-Vignetten? Ist der Vorhang im linken Fensterbild des Flugblattes eine vereinfachende Weiterbildung des «Rosenkreuz»-Vorhangs oder dieser umgekehrt eine vertiefende Interpretation des Flugblatt-Vorhangs? Deutet das Spruchband beim Kinderkopf «Was ist das» auf eine Distanz zu den «Rosenkreuzern», ist es möglicherweise sogar einer der im 17. Jahrhundert dann mehrfach unternommenen Versuche, die Fraternitas aus ihrer Anonymität herauszulocken, oder bildet der Spruch lediglich eine Ergänzung zum übrigen Inhalt des Bildes? Oder ist das «Rosenkreuzer»bild mit dem Fortfall des Spruches, der anderen Anordnung und Zeichnung der Bücher, Rollen und Zettel eine Weiterentwicklung?

Die mit solchen Fragen angedeutete noch vorhandene Unsicherheit bleibt bestehen, wenn hier eine Abhängigkeit des Flugblatts vom sogenannten «Rosenkreuzerporträt» angenommen wird.

Auch die Datierung kann nur vage bleiben: Die oben bereits beschriebenen Details lassen eine Datierung *vor* 1567 unwahrscheinlich, wenn auch nicht ausgeschlossen, erscheinen. Die rechte Spruchtafel «Auf diese gegewertige zeit» enthält zwar ein «Datum»: «Nach meinem dot bej (= binnen) 20 Jarn.» Keinesfalls darf daraus nun aber schon auf 1561 oder die frühen sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts als Datum geschlossen werden. Eher läßt sich denken, daß dieses Flugblatt aus diversen Vorlagen zusammengesetz wurde, die zu einem wichtigen Teil zwischen 1564 (Epitaph, vgl. Bibl. Parac. Nr. 63, S. 97) und 1567 («Rosenkreuzerporträt» im Byrckman-Druck, Morellos-Pinautus-Verse in Paris) im Druck erschienen.

Ein terminus ad quem ist wohl noch schwieriger zu finden. Wie schon für das Salzburger «vor 1565» konnten auch die Gründe für Aberles «vor 1606» bisher nicht eruiert werden.

*Zusammenfassend:* Ein Flugblatt aus Paracelsistenkreisen des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts, möglicherweise, aber keineswegs sicher, von Franz Hoogenbergh in Köln hergestellt im Auftrag eines Kreises, dem auch die Byrckman-Drucke der Jahre 1564–67 zu verdanken sind und die vielleicht in Verbindung mit den sogenannten «Rosenkreuzern» zu sehen wären.
*H. Rudolph*

# Paracelsus im Werk von R. A. Benthem Oosterhuis

Am 27. September 1975 feierte in Amsterdam Dr. med. R. A. Benthem Oosterhuis, der Nestor der niederländischen homöopathischen Aerzte, seinen 90. Geburtstag. Vor bald vierzig Jahren promovierte der Jubilar an der Universität Leiden mit einer medizin-historischen Doktorarbeit über «Paracelsus en Hahnemann, een renaissance der geneeskunst» einer gründlichen, 300-seitigen Studie, die alsbald auf so viel Interesse stieß, daß der Verleger A. W. Sijthoff in Leiden die Dissertation im gleichen Jahr (1937) als Buch in den Handel bringen konnte. Aus sprachlichen Gründen war jedoch die Verbreitung des Werkes von Anfang an fast nur auf die Niederlande beschränkt. Obwohl es vielen klar war, daß eine deutsche Uebersetzung zweifellos genügend Interessenten finden würde, verhinderten die Kriegsumstände den Plan einer deutschen Ausgabe. Es erscheint mir gerechtfertigt, im Augenblick, da die Nova Acta Paracelsica wieder zu erscheinen beginnen, auf die bedeutende Arbeit von Oosterhuis aufmerksam zu machen und damit zugleich den greisen Autor zu ehren.

Wir beschränken uns vorderhand auf die Veröffentlichung von drei charakteristischen Kapiteln, von denen Oosterhuis selbst eine deutsche Fassung vorbereitet hat. Ich habe diese Rohübersetzung mit dem holländischen Original verglichen, bereinigt und für den Druck eingerichtet. Es handelt sich um die Abschnitte:

1. *Paracelsus' leer der drie essentien* (pp. 52–57 des Originals), 2. *Concrete nosologie en therapie* (pp. 57–60 des Originals) und 3. eine Partie aus dem zweiten Teil des Werkes (pp. 156–163), die von der *Arzneizubereitung und Dosierung* handelt und sich auf das «viert Buch von Ursprung und Herkomen der Franzosen Doctoris Theophrast von Hohenheim» bezieht. Sämtliche Paracelsus-Zitate sind der Ausgabe von Sudhoff-Matthießen entnommen; in den Quellenangaben wird jeweils auf deren Band- und Seitenzahl verwiesen.

*Willem F. Daems*

*Paracelsus' Lehre von den «Drei Essentien»* [1]

Jede gebildete Substanz, sowohl im Pflanzen- als auch im Tierreich, so wie sie aus ihrem (ihren) Element(en) hervorgegangen ist, kann in drei Bestandteile zerlegt werden, nämlich in *sal*, *sulphur* und *mercurius*. Aus der Vereinigung dieser drei kommt ein Corpus zustande. Dieses «corpus» darf nicht im gewöhnlichen Sinne von «Körper» aufgefaßt werden, sondern bedeutet den inneren Zusammenhang des Körpers sowie der Kräfte und Gesetze, durch die derselbe erhalten wird. Die Substanz tritt bei der Zerstörung der Körper oder durch bestimmte Bearbeitungen, wie Extrahieren, Verbrennen oder Sublimieren, zutage.

Die Wirkung der gebildeten Substanzen ist dreifach:

1. Diejenige des *sal* = Salzes. Die Funktion desselben besteht im Purgieren (= reinigen), Mundifizieren (= säubern), Balsamieren und anderen derartigen Prozessen, die darauf gerichtet sind, Form und Struktur zu bewahren, indem Verwesung und Autolyse verhindert und die spezifischen Spannungen und Ladungsunterschiede erhalten werden. Das Einbalsamieren bezweckt besonders die Erhaltung der Form [2].

2. Die Wirkung des *sulphur*, d. h. des Brennbaren in kolloidaler Form. Letzteres läßt sich aus der Abhandlung «De Pestilitate» [3] ableiten: «so ist nun ein ieder sulphur oeliger art» [4] und aus dem Traktat «Von den ersten dreien essentiis» (Kap. 1): «eins ist ein oleitet die ist sulphuris» [5]. Hiermit meint er offenbar den kolloidalen Zustand der oxydablen Substanz. Seine Funktion bezieht sich auf diesen oxydablen Teil der Substanzen. Sie beherrscht die Assimilation, d. h. sie regelt die Aufbau- und Abbauprozesse, welche die Asche und den flüssigen Teil der Substanzen betreffen. Die Funktion des Sulphur ist daher eng mit dem Sal und dem Merkur sowie mit den Wirkungen dieser beiden verbunden.

3. Die Wirkung des *mercurius*, d. h. des Flüssigen, wobei in er-

1 Von den ersten dreien essentiis, daraus componirt wird das generatum, 1526/27=I/3,3–11

2 Vgl. über Erhaltung der Form durch Sal: Ed. Schubert und K. Sudhoff, Paracelsus-Forschungen II (Frankfurt 1887), S. 109–10

3 I/14, 593–661

4 I/14, 605

5 I/3, 3

ster Linie an das Blut gedacht werden muß. Seine Funktion regelt die Zufuhr von Verbrauchsmaterial und die Abfuhr der Stoffwechselschlacken. Ein anderer Teil der Funktion ist die Auflösung der für den Verbrauch nicht mehr in Frage kommenden oder dazu ungeeigneten Stoffwechselprodukte; denn ohne Entfernung dieser Produkte der unvollkommenen Verbrennung würde der chemische Prozeß zum Stillstand kommen.

Bei den Krankheiten hat man nicht mit einer dieser drei, Sal-, Sulphur-, Merkur-, oder mit einer Grundfunktion zu tun, sondern mit zwei oder drei in verschiedenem Maße. Je nachdem muß der flüßige, kolloidale oder Aschenbestandteil des geeigneten Simplex [6] zubereitet werden, nämlich durch Entzug oder Hinzufügung eines bestimmten Bestandteiles. So heißt es im 7. Kapitel der erwähnten Abhandlung, daß die Arzneien immer wieder in die erforderliche «Exaltation» [7] gebracht werden müssen.

Paracelsus unterscheidet zwischen *lesio* und *morbus*, zwischen lokalem und allgemeinem Kranksein. Für eine «lesio» muß ein anderes Mittel verabreicht werden, als für einen «morbus». Vielleicht deutet dies darauf hin, daß nur beim «morbus» mit dem Teil der Konstitution, in dem die Gesamtheit der drei essentiellen Funktionen enthalten ist, gerechnet werden muß. Für die Heilung würde somit diejenige Arzneisubstanz, welche Wirkungen zeigt, die einer der drei Essentien adäquat sind, das «konstitutionell» entsprechende Mittel sein. Es ist jedoch auch möglich, daß Paracelsus nur meint, daß in der Arznei allein der Teil (Sal, Sulphur oder Merkur) überwiegen soll, der die Eigenschaft (austrocknend usw.) besitzt, die der kranke Körper braucht.

Im weiteren Verlauf seiner Abhandlung erklärt Paracelsus die reinigende Wirkung des Sal-Anteils und die austrocknende, verzehrende Wirkung des Sulphur-Anteils. Dem Merkur wird per exclusionem dasjenige zugeschrieben, was nicht zum Sal- und Sulphurgebiet gehört. So schreibt er dem Merkur die Krankheiten des Mesenchyms zu (die Krankheiten der Sehnen, Gelenke und Gefäße usw.).

Im 5. Kapitel [8] setzt Paracelsus die Einteilung der Krankheitsgruppen der Essentien fort, geht sogar hier und da noch

6 Einfache Arzneidroge oder Präparat
7 I/3, 9
8 I/3, 7

weiter, indem er die einzelnen Krankheiten und die der Konstitution entsprechenden Substanzen nebeneinander stellt. Es gibt drei Genera, das sind natürliche Krankheitsgruppen: ex sale, ex sulphure und ex mercurio. Mit dem Sal hängen die Krankheiten der Form zusammen (der morbus laxus); Merkur hat seine Beziehung zum Mesenchym; dem Sulphur wird ein deutlicher Zusammenhang mit den parenchymatösen, inneren Organen, in welchen die Oxydation stattfindet, zugeschrieben. In jeder Gruppe von Krankheiten müssen Arzneien angewandt werden, die einen kausalen Zusammenhang haben mit dem gestörten, kranken Substrat. Sie müssen auch der Stelle, wo die Krankheit auftritt, entsprechen. Paracelsus drückt dies auf folgende Weise aus: «es gehet die cura durch das das den morbus generirt hat und derselbigen stat» [9]. Auch der übermäßige Einfluß einer der Essentien, der von Paracelsus mit den Bezeichnungen «hoffart» oder «empörung» angedeutet wird, gilt als Krankheitsursache. Die Stellen, wo die Krankheiten auftreten, stehen ebenfalls im Zusammenhang mit den drei Substanzen, wie bereits oben bemerkt wurde. Paracelsus arbeitete noch mit einem System statisch-substantieller Begriffe, er war denn auch trotz seines Bemühens nicht in der Lage, den wichtigsten Funktionen des menschlichen Organimus in ihren Erkrankungen damit gerecht zu werden und sie zu klassifizieren.

So fällt offenbar der Flüssigkeitsstrom und der Feuchtigkeitswechsel im Körper nach Intensität und Qualität dem Merkur zu (das Eintrocknen von Gelenken und Sehnen, Erkrankungen der Arterien, Verhärtungen). Der Gaswechsel gehört zum Sulphur und damit auch die Störungen des Gas-Stoffwechsels der inneren Organe. Der Salzwechsel hat mit Sal zu tun. Je nach der Eindickung oder Auflösung verursacht das Sal Straffheit oder Schlaffheit der Struktur bestimmter Gewebe. Es ermöglicht auf diese Weise die Entstehung von Fistelausscheidungen und auch die Krustenbildung der Ekzeme. Es beherrscht die Sekretionen und Exkretionen und spielt die wichtigste Rolle bei deren Störungen, insofern diese nicht vom Stoffwechsel der inneren Organe, vom Sulphur, abhängig sind.

Die Konsequenzen dieser Auffassungen treten bei der Behandlung des Hydrops zutage. Hier muß zuerst der Salzwechsel durch ein Sal beeinflußt werden, ferner muß der Stoffwechsel

[9] I/3, 6

der inneren Organe, z. B. der Leber, mit einem Sulphur behandelt werden. Paracelsus betrachtet den Rückgang des Hydrops durch Sal als eine palliative Behandlung.

Auch Paracelsus selbst war diese Dreiteilung zu schematisch; sie reichte nicht aus, um darin die ganze Pathologie und Pharmakotherapie aufgehen zu lassen. Um die Vielfältigkeit der biologischen und pathologischen Erscheinungen umfassen zu können, konstruierte er Untereinteilungen, und zwar tat er dies bereits in der genannten Abhandlung, also von Anfang an. Die drei fundamentalen Krankheiten und Arzneien vergleicht er mit den Stämmen dreier verschiedener Baumarten. Jeder dieser Stämme teilt sich in viele einzelne Krankheiten und Arzneien. Der «arbor salis», «arbor sulphuris» und «arbor mercurii» verzweigen sich über dem leblosen Kosmos und der lebenden Welt — wie Paracelsus es ausdrückt: «in den elementen und in rebus». Diese letzteren, die «res», sind dann die aus dem Elementarzustand hervorgegangenen Bildungen des Pflanzen- und Tierreiches. Zu dieser «organischen Natur» rechnet Paracelsus einerseits die Mineralien, andererseits die Krankheiten.

Die «elemente» stellen bei Paracelsus das natürliche Material dar, die «res» das organisch geformte Produkt. Derartige natürliche Produkte sind auch die Krankheiten, und Paracelsus betrachtet sie ebenso als statische Bildungen, wie Pflanzen oder Edelsteine. Er stellt sie auch in dasselbe Verhältnis zum natürlichen Material, aus dem sie entstanden sind.

Innerhalb der Grenzen der drei Genera können die Krankheiten den heilenden Arzneien entsprechend differenziert werden (Kap. 6). Die drei Genera haben alle, wie sich aus dem Vorangehenden ergibt, zwei Quellen: eine, welche in den Elementen ihren Sitz hat, und eine zweite, welche in dem aus den Elementen hervorgegangenen Material vorhanden ist. Hinter diesen beiden Ursachen steht dann noch eine in sich selbst geschlossene schöpferische Kraft, der *Archaeus*.

Im 9. Kapitel versucht Paracelsus offenbar die Lücke auszufüllen, welche die substantialistische Einteilung offengelassen hat. Das Beibringen des erforderlichen Materials, die nutritive Therapie, gibt an und für sich noch die «sterkend kraft» [10], den Lebensanreiz. Ebenso wie in den Elementen eine schöpferische Kraft arbeitet, die «sterki des elements» [10], so entfaltet der Ar-

[10] I/3, 11

chaeus in der organischen Natur die Wachstums- und Bildekräfte. Diese Kräfte formen den Samen zu dem Baum und walten in allen lebenden Wesen; sie sind in allen natürlichen Produkten vorhanden

Die in den Elementen wirkende, formbildende Kraft, der Archaeus der Elemente, hat ebenso Organe wie der in der lebenden Natur wirkende Archaeus, der mit Hilfe von Organen im Organismus wirksam ist. Der kosmische Archaeus entspricht dem mikrokosmischen. Dasjenige, was aus dem Herzen des makrokosmischen Archaeus stammt, d. h. Gold, Smaragd und Korallen, stärkt auch das Herz des Mikrokosmos. Hier wird deshalb ein Stoffwechsel (der von der kosmischen Kraft ausgeht) auch bereits im Kosmos angenommen. Aurum = sol, im Mittelpunkt des Kreislaufes, treibt die Herzbewegung an; die Planeten entsprechen den einzelnen Organen.

Paracelsus setzt außerdem noch eine eigene Selbsterhaltungskraft voraus, die er «spiritus naturae» nennt. Diese ist fest verbunden mit dem Körper der Dinge, womit in diesem Zusammenhang die organische Schöpfung gemeint ist. Dieser «spiritus naturae», der in jedem Geschöpf verkörpert ist, stärkt den Menschen, wenn sich nichts seiner Funktion widersetzt, wenn er «erkannt» wird. So geht die Kraft aus den «Organen» des Kosmos, die interkosmische bildende Kraft, durch Vermittlung des Pfanzenreichs in den Menschen über. Man kann sich dies so vorstellen, daß die anorganischen Kräfte, z. B. die Sonnenstrahlen, durch Vermittlung des Pflanzenreichs auf den Menschen übertragen werden. In «De viribus membrorum» [11] trägt die Lebenskraft des Mikrokosmos, des menschlichen Körpers, den Namen eines «spiritus vitae». Dieser differenziert sich in den verschiedenen Organen, bleibt jedoch «(. . . ) der einig geist und die eine virtus, vis und operatio» [12]. Die Lebenskraft kann nur vermehrt werden, insofern sie die Aufrechterhaltung und Stärkung der verschiedenen Organe dirigiert. Und so spinnt Paracelsus weiter, verstrickt sich jedoch wieder in seiner substantiellen Auffassung, wenn er davor warnt, daß die Oeffnungen für die Lebenskraft nicht versperrt sein dürfen. Sonst tritt partieller Tod, Verwesung, Fieber und Schüttelfrost auf. Bildlich gespro-

11 I/3, 15–28=Kap. 2 von «De viribus membrorum», auch «De Spiritu Vitae» genannt
12 I/3, 15

chen könnte man sagen, daß das statisch-substantielle Gewand, in das Paracelsus in seiner Abhandlung «Von den ersten dreien essentiis» die lebende Natur hüllt, nur zum Teil das energetische Unterkleid verdeckt, das hier und da weiter durchschimmert.

### *Konkrete Nosologie und Therapie*

> Wisset, daß ein Kranker Tag und Nacht seinem Arzt soll eingebildet sein und er ihn täglich vor Augen trage; all sein Sinn und Gedanken soll der Arzt in des Kranken Gesundheit stellen mit wohlbedachter Handlung. – Ein Arzt soll kein Larvenmann sein, kein altes Weib, kein Lügner, kein Leichtfertiger, sondern ein wahrhafter Mann. – Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe. *(Th. von Hohenheim)*

Zu den Ergebnissen wie oben geschildert, kam Paracelsus — man braucht dies wohl kaum zu betonen — auf anderen Wegen als denen unserer naturwissenschaftlichen Methoden. Die durch Intuition, Analogie und Deduktion erhaltenen Resultate des Paracelsus passen in das Bild des «romantischen» Gelehrten, das Ostwald uns gezeichnet hat, in Abweichung vom klassischen Typus.

Betrachten wir nun den Erkenntnisumfang, den Paracelsus brauchte, und die Instrumente, die er schmiedete, um methodisch die Krankheit zu diagnostizieren [13]. Es sind vier Säulen, die den Tempel seiner Heilkunst stützen: die Philosophie, die Astronomie, die Alchimie und die Virtus. Zusammen bilden diese vier die Naturphilosophie des Paracelsus.

Die *Philosophie* [14], welche die beiden Elemente Erde und Wasser umfaßt, klassifiziert alle Einzelheiten, die sie am und um den Kranken bemerkt. Paracelsus' Aufmerksamkeit gilt mehr den philosophischen Qualitäten des Arztes als der Quantität der Untersuchungsdaten. Die Fähigkeit, diese voll und ganz zu ermitteln, ist übrigens abhängig von der zur Kunst erhobenen Geschicklichkeit im Hantieren des Instrumentes der Philosophie. Große Liebe zur Natur und ethische Perfektion voll-

13 Das Buch Paragranum (Liber quatuor columnarum artis medicae) 1530=I/8, 135–221
14 I/8, 139–160

enden die Bildung und erheben die Kunst. Und so wird die Imagination geweckt.

Die *Astronomie* [15] umfaßt die Elemente Feuer und Luft. Sie stellt die Kenntnis der astralen Welt dar, nicht nur des Firmaments, sondern auch der Astra des Menschen und aller sichtbaren Dinge. Die Astra dieser kleinen Welten werden von ihren Eigenschaften und aus der Konkordanz mit der großen Welt abgeleitet. Der sichtbare Himmel ist der Führer zum inneren Himmel. Auch das Erkenntnisvermögen ist ein Astrum an diesem Himmel, und der Arzt muß selber auch ein «Astrum» sein. «Der Astronom ist nichts anderes als ein gesteigerter Philosoph» (Spunda).

Die *Alchimie* [16] bringt die makrokosmischen Kräfte und die mikrokosmischen Stoffe zu einander. Hierzu bedarf es jedoch der Hilfe des Arztes. Dieser vollbringt dasjenige, wozu die Natur von sich aus nicht in der Lage ist, nämlich die Verarbeitung des Rohstoffes, das Lösen, Binden und Mischen. Die gleiche makrokosmische Korrelation, die zum Menschen besteht, gibt es auch für den äußeren Himmel, die Pflanze und das Mineral. Der Alchimist bringt durch seine Kunst die verborgenen Tugenden und die kosmischen Wirkungen am irdischen Material zum Vorschein und ruft alle Kräfte desselben hervor. Und es sind immer die in Kraut und Pflanze verborgenen Kräfte, die Paracelsus finden will, im Gegensatz zu den Apotheken seiner Zeit, die nur neue Stofflichkeiten suchten. Die alchimistische Kunst ist eine ganz besondere: sie verlangt vollkommene Hingabe an ihre Arbeit, weil sie mit den sich wandelnden Kräften arbeitet, je nach Wachstum, Zeit und Fall. Jede Zubereitung bildet einen Spezialfall und fordert eine eigene Beurteilung. Die Quintessenz der Arznei ist ihre möglichst von allen Ballaststoffen befreite Essenz. In dieser Quintessenz ist die Heilkraft konzentriert. «Dieweil nun der himel durch sein astra dirigirt und nit der arzt, so muß die arznei dermaßen in luft [d. h. in einen sehr verfeinerten Zustand] gebracht werden, das sie von astris mögen geregirt werden» [17].

Die *Virtus* [18], die Tugend, ist die vierte Säule; sie ist die

[15] I/8, 160–180
[16] I/8, 181–203
[17] I/8, 185
[18] I/8, 203–21

Vermittlerin zwischen seiner Naturwissenschaft und seiner Theologie; sie stellt sein Wissen, das auf den drei genannten Säulen beruht, in den Dienst der christlichen Nächstenliebe.

Paracelsus findet in diesem Traktat Worte, die mit den allerschönsten wetteifern, die jemals über den Arztberuf geschrieben wurden. «Nit weniger sol er auch eines guten glaubens sein, dan der, der eins guten glaubens ist, der leugt nicht und ist ein volbringer der werk gottes» [19]. Der Arzt muß immer tiefer in seine Wissenschaft vordringen, «dan der arzt sol wachsen»! Da der vollkommen ausgebildete Arzt die wissende Natur verkörpert, kann der Heileffekt nicht über die Kräfte der Natur und den Willen Gottes hinausgehen. «(. . .) so wissent was im kranken sein sol: ein natürliche krankheit, natürlicher will, natürliche kraft, in disen dreien stehet des arzts werk zu vollenden. so nun etwas anderst im selbigen wer als dis, wie gemelt, so wird er vom arzt kein heilung erwarten (. . .) weniger ist die kraft des arzts dann gottes selbst. dan niemants ist müglich [= niemand vermag] wo gott fürdert oder hindert, zu erkennen» [20].

Auf die Wesensbetrachtung und die Bestandesaufnahme der Sinneserscheinungen folgt die Ursachenlehre, die Aetiologie, die im «Paramirum» [21] beschrieben wird. Paracelsus unterscheidet fünf Krankheitsbereiche:

1. Ens astrale [22],
2. Ens venale [23],
3. Ens naturale [24],
4. Ens spirituale [25],
5. Ens dei [26].

Das *Ens astrale* bezieht sich auf atmosphärisch-tellurische Einflüsse, so wie auch wir diese verstehen. Obwohl Paracelsus sich mehrmals gegen die damalige astrologische Spekulation wendet, nimmt er hier astrologische Beeinflussung an.

19 I/8, 207
20 I/8, 217–18
21 Bruchstücke des Buches Von den fünf Entien, genannt Volumen medicinae Paramirum de medica industria, um 1520=I/1, 165–239
22 I/1, 176–88
23 I/1, 189–201; im Text auch *ens veneni, ens venenale*
24 I/1, 202–14
25 I/1, 215–24; im Text auch *ens spiritale*
26 I/1, 225–33; im Text auch *ens deale*

Das *Ens venale* bezieht sich auf die Gifte, die von außen her in den Körper hineinkommen, auf Gifte, die bei der Verdauung entstehen und auf Autointoxikation sowie auf Giftwirkung, die durch falsche Zusammenstellung der Nahrung entsteht.

Die *Ens naturale* bezieht sich auf die angeborene Anlage zu verschiedenen Krankheiten.

Das *Ens spirituale* bezieht sich auf die Beeinflussung anderer durch geistige Kräfte, z. B. durch Suggestion oder Imagination.

Das *Ens dei* schließlich bezieht sich auf die göttliche Fügung: «(. . .) und ihr sollt die krankheit des menschen teilen in zwen weg, in natürliche und in flagellum» [27]. Die ersten vier Ursachen stammen aus der Natur, die fünfte ist als eine direkte Strafe Gottes anzusehen.

Ebenso wie eine fünffache Aetiologie unterscheidet Paracelsus auch fünferlei therapeutische Methoden und Aerzte [28]:

1. Die *Naturales:* sie behandeln nach den äußeren Erscheinungen, «wie die natur ein ietliches durch sein widerwertiges lernt vertreiben» [29]. Vertreter sind Avicenna (Ibn Sina), Rasis (ar-Razi) und Galen.

2. Die *Specifici:* «aus ursachen das sie durch formam specificam und durch ens specificum heilen alle krankheiten, als ein exempel. der magnet zeucht eisen an sich, das er nit tut aus der natur seiner qualiteten, alein specifica (. . .) deren sind gewesen die experimentatores und die ir nennent empiricos von wegen euers gespöts. und alle naturales, aus ursachen das si purgiren das aus forma specifica kompt und naturalibus nit zustehet, fallen von einer sect in die andere» [29].

3. *Characterales:* die durch ihren Charakter, d. h. durch die Macht ihrer Persönlichkeit, heilen. Gemeint ist die suggestive Behandlung.

4. *Spiritales:* «aus ursachen daß sie den geisten der kreutern und wurzeln gebieten und bezwingen können, den kranken zu erledigen (. . .)» [30].

5. *Fideles:* die kraft des Glaubens Heilungen vollbringen in der Nachfolge der Heilungen Christi und seiner Jünger.

Paracelsus war einer der ersten, der die Chirurgie — welche

27 I/1, 226
28 I/1, 167–8
29 I/1, 167
30 I/1, 168

damals, ganz im Gegensatz zu heute, als ein minderwertiger Teil der Heilkunde betrachtet wurde — mit der inneren Medizin zu verbinden versuchte. Er gab aber in der Heilkunde wo immer möglich konservativen, d. h. erhaltenden Methoden den Vorzug, und seine «Große Wundarznei» handelt viel mehr von äußeren und inneren Heilmitteln als vom operativen Eingreifen.

Trotz seiner strengen Unterscheidung in Naturales und Specifici und trotz seiner Abneigung gegen Galen bediente er sich reichlich der Rezeptur der galenisch-arabistischen Schule, so wie er sich auch in vielen Beziehungen Aristoteles und die Scholastik weiter zunutze machte [31].

Wiederholt sagt Paracelsus, daß «die heilung die ursach anzeigt» [32]. Das ist die Betrachtungsweise der Empirie, und diese, wie auch die Signatur und die innere Begabung und Einstellung, wie auf Seite 33 beschrieben [33], werden ihn auf die Spur der Specifica gebracht haben. Wir werden sehen, daß Paracelsus in seinen Erwägungen über die Specifica so weit kommt, daß er nicht nur die körperlichen Krankheiten heilen will, sondern auch die Krankheitsanlage; er möchte den inneren Menschen so reinigen, daß dieser sich — im vollen Besitz seiner vitalen Kräfte — als Krone der Schöpfung empfinden kann.

### *Das viert Buch von Ursprung und Herkomen der Franzosen Doctoris Theophrasti von Hohenheim* [34]

Das vierte Buch handelt von der *Zubereitung der Arznei;* diese muß von ihrem «corpus», d. h. dem Ballast, befreit werden. Denn dieser Ballast beschwert sie und wirkt betäubend auf die übrigen Glieder (Teile) der Arznei und verhindert, daß die wahre Affinität in Kraft tritt, die «lust der natur» [35] (des Organis-

31 Hinsichtlich der arzneitherapeutischen Auffassungen des Paracelsus über die Arznei und ihre Auswahl verweise ich auf die Kapitel VI und VII in Oosterhuis' Buch, wo dieser Abschnitt durch Vergleichung mit Hahnemanns Methode deutlicher beleuchtet wird. Im Vorangehenden konnte ich nur den Hintergrund skizzieren, weil sonst der Teil über die «Arznei» hier in einem zu grellen Licht erscheinen würde.

32 zum Beispiel I/1, 169

33 In Oosterhuis' Buch

34 Vom Ursprung und Herkomen der Franzosen samt der Recepten Heilung, acht Bücher (1529) =I/7, 185–366. Das vierte buch=I/7, 261–82

35 I/7, 262

mus) zur Arznei, die etwas Immaterielles ist. Mit der «lust» wird das Essentielle der Krankheit (oder wie Paracelsus sich ausdrückt, das corpus der Krankheit) bezeichnet; «aus dem lust sol folgen die arznei und nicht aus der völle» [35]. Die qualitative Affinität und nicht das quantitative Massenverhältnis ist bei den Arzneien maßgebend. Die Arznei muß also so zubereitet werden, daß sie leicht vom kranken Organismus aufgenommen wird, so wie eine Speise vom hungrigen Magen. Darauf bezieht sich das folgende Zitat [36]: «dieweil nun also die arznei, wie sie gewachsen ist, nit mer dan gleich wie ein korn im feld ist; dasselbig korn ist noch kein speis, der leib begerts auch nit zu essen, sondern es ist ein corpus, daraus weiter gemacht wird die speis des Menschen; das ist, aus korn wird das bracht, dasselbig ist dem leib angenem, das fleisch ist ein speis und ein corpus der speis, aber nicht also wie es ist sonder bereit; dise bereitung ist der natur bequem. also wie die erden das korn in ein ehern macht, das ist sein ultimum; also wie der erden die kraft geben ist, dermaßen ist auch dem menschen geben ein solche kraft, das er das ultimum der natur für sein primum nimpt und macht hieraus den eher, das ist der natur ir volkomens. dan merken hierauf, das die natur in dem rohen kein freud hat, sonder allein in dem bereiten. daraus verstehn, in was weg ichs mein, das rohe nit sol geben werden und das das alles rohe ist, wie es von der erden geben wird.»

*Bemerkung:* So wie es bei den Speisen nicht auf die unverdauliche Masse ankommt, sondern auf die passende Zubereitung für die Aufnahme (Assimilierbarkeit) im Körper, so ist auch bei der Arznei die Affinität für den Kranken das wichtigste Moment. Das Zitat weist deutlich in die Richtung der Kräfteentfaltung durch Verfeinerung des Arzneirohstoffes.

*(Fortsetzung des Zitats)* [37]: «(. . .) und zu gleicherweis wie ir sehent, das die natur iren lust wil gebüßet haben, aus dem lust sol folgen die arznei und nicht aus der völle. dan wie ir sehent, das der lust wol speiset und furet, also werden auch die krankheiten in solchem lust gefuret und gespeiset. darumb in dem mein fürnemen weiter ist, das die arznei dermaßen bereit werde, auf das sie der krankheit an zu nemen sei mit solchem hunger und durst, als einem hungerigen magen sein speis.» Hier also

[36] I/7, 261–2
[37] I/7, 262

auch wiederum Hinweis auf Affinität und Verfeinerung der Arznei.

*(Fortsetzung des Zitats)* [38]: «(. . .) dan dise fülle, die den magen und den bauch füllet, gibt ein narcoticum den andern gliedern, das sie in irem appetit schlafen und gleich rugen, als legen sie im dwalm. also auch in der arznei, damit eine soliche völle für einen narcoticum ausgehet, aus welichem der feind der gesundheit schlaft (. . .) dan im leib sol nichts schlafen, es sol alles wachen und sol frölich und lustig begern und nemen, das im zustet. dieweil nun solches genomen wird, das ein ursprung ist nachfolgender krankheiten, also dermaßen sollent ir mich auch versten an dem ort von der bereitung der arznei. dieweil das corpus der essentia anhanget, dieweil ist ungescheiden des corpus eigenschaft, das ist sein ventositas, sein impuritas, sein incoctio. so nun die mit der essentia laufen, so bleibt das esse essatum dem corpus unzerrüt, welche wirkung stupefactivisch anlaufet und stupefactirt die stett der krankheit, also das narcoticum die arznei ist.»

*Erläuterung:* Mit dem Ballast-Corpus beschwert, wird die Arznei in ihrer Wirkung gehemmt; ihre spezifisch-führenden, anregenden Eigenschaften (wie die eines Reizmittels) können nicht handelnd eingreifen, weil der Organismus, der die Ballaststoffe überwinden muß, ermüdet wird.

*(Fortsetzung des Zitats)* [39]: «(. . .) auf das wissent, das die arznei dermaßen so bereit werden, das sie ein speis des hungers sei und nicht ein entschlefung desselbigen, das ist, durch ir anblehen und anfallen, das allein aus dem corpus kompt, welches corpus hindan sol gescheiden werden. dieweil nun mein fürnemmen hie an dem ort allein isz, das die arznei von dem corpus der narcotischen art sol gescheiden werden und die, so nicht gescheiden seind, der arznei an dem ort nicht zu gehören.»

*(Fortsetzung des Zitats)* [40]: «(. . .) also auch ist die arznei in deiner hand. du sihest nichts in ir, du weißt aber, das etwas in ir ist gleich als ein samen, der sihet seinem end nicht gleich, dahin er kompt, die erden bringt in aber dahin, und dieweil er dahin nicht kompt, so ist nichts in im. also auch ist die arznei in deiner hand nur ein samen. disen samen mußt du machen

[38] I/7, 263
[39] I/7, 264
[40] I/7, 265–6

wachsen, auf das du denselbigen bringest, dahin er gehört. also hast du golt und weißt, das im gold groß tugent ligen, du hast sie aber nicht darumb, das sie darinen ligen. dan dich hindert das, das es nicht gewachsen ist in dem baum der arznei. darumb wie der archeus in der erden handlet, kochet und macht, also sol der arzet der ander archeus sein, der da zu gleicherweis auch also fürfare in seim gewechs als der archeus in der erden. sein baum der get zu golt, dein baum get zu der arznei; er ist in der großen welt, du in der kleinen. darin verstehent, laßt das golt den samen sein, seie du die wachsent kraft. laß den athanor sein die erden, und also wirst du das gold aufbringen in die frucht. aus disen früchten magst du speisen die krankheiten, deren ursprung dir noch mir müglich seind zu erkennen. und zu gleicherweis wie oben stet, das die gewechs der erden in ir gewicht gehent, in ire corporalische größe und treflich wunderbarlich zu nennen. also auch was dort am corpus zunimpt, das nimpt hie zu in tugenden. in disem stehet die bereitung der arznei.»

*Erläuterung:* Die Bereitung der Arznei aus dem Rohstoff kann mit einem Wachstumsprozeß verglichen werden, mit einer Kräfte-Entfaltung, nicht aber mit der Zunahme der Masse während des Wachsens.

Das sechste Kapitel dieses vierten Buches handelt vom «universellen Charakter der Arznei».

Zur *Erläuterung* der nachfolgenden Zitate: Die Arznei muß für den Körper dasselbe bedeuten, was die Sonne für die Erde bedeutet; sie muß «universalisch» sein, wohltuend für den ganzen Körper («erfreuen»). Die Arznei darf nicht «particular» sein, d. h. nicht für jede erstbeste lokale Krankheitserscheinung allein verordnet werden. Die «particulare» Arznei wird mit dem Mond und mit den Sternen verglichen im Gegensatz zur «universalischen», die mit der Sonne und ihrem Licht verglichen wird. (Konstitutionelle Behandlung, Dynamismus).

*(Zitat)* [41]: «das ist, als wenig die sonn geteilt wird, ein teil den blumen, ein teil den beumen, ein teil den steinen etc., also wenig mögen wir die kraft der arznei teilen. das ist, wir mögen nicht im grund der arznei wandern, dieweil wir wöllent den leib aussuchen, was disem teil, was dem andern zustande, sonder was einem gesund ist, ist des andern selikeit, was eins seli-

[41] I/7, 269–70

keit, ist des andern gesundheit. dan unmüglich ist uns, zu sehen und erfaren, was im leib sei, auch kein warheit, wie eins oder das ander kome, sonder allein was uns die große welt anzeigt . . .».

*(Zitat)* [42]: «(. . .) also im leib verstehen, das zu gleicherweis wie gemelt ist, die arznei im leib sol allen glidern dienen. dan in inen ist die anziehend kraft, auch ir begern, iren schaden zu wenden. so du nun ein particularische arznei inschüttest, so gibst du eim teil, laßt die andern ler stehen und weißt nicht, ob der teil oder der ander am notwendigsten bedörfte der arznei. darumb hierin ligt die gesundheit, zu geben in allen maßen, wie die sonn den tag und nicht wie der mon die nacht erleucht.»

Die Kapitel 11, 12 und 13 handeln von der Zubereitung der Arznei.

*(Zitat)* [43]: «darumb dises in der bereitung der erst punkt ist zerbrechung der erden . . .».

*(Zitat)* [44]: «(. . .) also sollen wir die gradus erhöhen, in dem ligt die gradation und hierinen ligt die zal graduum, die sich vergleicht der substanz, als ein korn, das da wigt ein dragma und ist von einer dannen, dise substanz zeiget und lernet den gradum zu zelen, wie vil tausentmal größer die substanz ist dan das korn, wie viel tausentmal mehr nuz darvon entspringt dan vom korn aus dem es gewachsen ist. also ermessent und lernent die kunst der gradirung. sehet ein solch korn an, wie groß sein feuer sei, und sehent darnach an, wie viel tausent grad mer das gewechs gibt das aus im entsprungen ist. also dermaßen unsichtbar in arcanis dieselbig kraft aufsteiget und gradirt wird, nit in der substanz der quantitet sonder in der kraft und derselbigen quantitet, so es dahin kompt das in ir ernden gebracht wird und nicht gebraucht wie sie gefunden wird.»

*Erläuterung:* Die Zubereitung der Arznei, das Herausarbeiten ihrer Tugenden oder Kräfte, wird von Paracelsus mit dem Wachstumsprozeß verglichen. Zur Vorbereitung des Wachstums muß die Erde (Erdrinde) zerbrochen werden; analog muß der Arzneirohstoff mechanisch zerteilt werden. Nun ist alles parat für den eigentlichen Wachstumsprozeß, der bei der Arznei-

42 1/7, 270
43 1/7, 277–8
44 1/7, 278–9

zubereitung im «Gradiren» sein Aequivalent findet. So wie das primum (der Same) von der Natur in sein ultimum (die Frucht) gebracht wird, so soll auch der Arzt die rohe Arznei verbessern und zur Vollkommenheit bringen. Paracelsus unterläßt es, an dieser Stelle eine konkrete Beschreibung der Gradierung zu geben. Zimpel (1800–1878) meinte dazu, daß Gärungs-, Destillations- und Veraschungsprozesse das Wesentliche der Gradierung darstellen, aber dies ist nicht mit Sicherheit bewiesen.

*(Zitat)* [45]: «(. . .) und ist allein die ganz summa, so die arznei bereit wird, das das narcoticum durch den bemelten weg entzogen werde und ingefürt die universalisch cur und ausgeton die particularitet . . .». Abtrennung des inaktivierenden Ballasts und Zubereitung im Hinblick auf eine zentrale Allgemeinwirkung statt einer peripheren Wirkung. Die Verfeinerung der Arznei ermöglicht einen universelleren Effekt.

*(Zitat)* [46]: «darumb so wissent, so die gesundheit dermaßen im leib durch die bemelten arzneien gemacht ist, so folgt weiter kein zerbrechung demselbigen zu. auf solches wird dis fürnemen gescheiden von deren fürnemen, die zukünftige krankheiten wider warten seind . . .».

*Erläuterung:* Die Zubereitung der Arznei bürgt für eine dauerhafte Heilung, nicht für eine vorübergehende Beseitigung der Symptome. Aus allem geht hervor, welch großen Wert Paracelsus der richtigen Zubereitung beimißt, besonders, weil er die Entfaltung der Arzneikräfte als den Kernpunkt betrachtet und den Stoff als den retardierenden Teil. Da er keine konkreten, speziellen Hinweise gibt und sich nur in Vergleichen ausdrückt, kann man sich seine Lehre der Heilmittelzubereitung auch so vorstellen, daß sie ihren Kernpunkt in dem Herauslösen der wirksamen Substanzen findet. Gleichwohl spricht Paracelsus zu deutlich von zwei Prozeduren: dem Befreien des Corpus vom Ballast — dem Anfang, und der Gradation — der Entfaltung der Kräfte: so kann also seine Zubereitung nicht nur ein Reinigungsprozeß sein. – Es ist eine wichtige Frage, ob Paracelsus' Gradation mit der Potenzierung in der Homöopathie identifiziert werden kann. Letztere beruht auf einer mechanischen Zerteilung des Stoffes, aber es ist unwahrscheinlich, daß Paracelsus mit seiner Gradation eine mechanische Behandlung gemeint hat:

45 I/7, 281
46 I/7, 282

vielmehr müßte man an eine Reihe von chemischen Prozessen denken (Gärung, Destillation usw.). Konkrete Hinweise findet man wohl bei seinen Nachfolgern, den Paracelsisten, und bei diesen sind nur chemische Prozesse und Verfeinerung der Arznei angegeben. Man kann sich jedoch vorstellen, daß die Potenzierung und Gradation für den Stoff dasselbe Resultat ergeben könnten.

Die nächsten Abschnitte [47] handeln von der Verabreichung der Arznei.

*(Zitat)* [48]: «(. . .) aus dem folgt nun, das im menschen alle krankheit ligen, wie im himel alle stern, und dieweil sie in ir eignen complex bleiben, so ist kein krankheit im leib. so aber die widergeburt derselbigen anget und wird durch die ascendenten imprimirt, alsdan ist das regimen anderst. aus dem folgt nun, das die krankheit ein *regimen* ist und nicht der stern selbs; das regimen sol gearzneiet werden und nicht die complex, darumb die arzet irrent, die da sagen, das corpus und materia der krankheiten entwachsen sei und sei ein ding, und wöllen also das corpus hinweg treiben, auf das die krankheit auch hinweg gang, welches nicht beschehen mag.»

*Erläuterung:* Die Krankheit sei als eine Störung des Regulierungsprozesses aufzufassen, die Arznei habe eine zentrale funktionalistische Aufgabe. Konstitutionsbehandlung und Dynamismus. Paracelsus lehnt die materialistische Auffassung der Krankheit und Heilung ab, die durch das Austreiben des Corpus und der Materie die Krankheit heilen will, als würde sie daran haften.

*(Zitat)* [49]: «(. . .) das ist, das die arznei geben werd, auszufüren den geist der krankheit und nit die materiam, die ir nennent peccantem. (. . .) so nun nit materia, sonder der spiritus peccans sol ausgetriben werden, so wird die materia bleiben . . . darumb die arznei dermaßen sol in der administrirung fürgenomen werden, das das corpus ungelezt bleibe und der spiritus aus im gang, welcher das corpus gelezet hat.» Diese Ausführungen decken sich mit der dynamischen Auffassung Hahnemanns.

[47] Das fünft buch von ursprung und herkomen der franzosen=I/7, 283–303
[48] I/7, 286–7
[49] I/7, 296–7

Das elfte Kapitel [50] des fünften Buches handelt von der *Bedeutung des Arzneigewichtes;* es sei hier ungekürzt wiedergegeben: «Dieweil nun vollendet ist der merer teil der administrirung, so wissen auch hierin, das weiter von dem gewicht der administrirung zu reden ist. dan als ir wissen, so haben ir die gewicht so ir wöllent die corpora austreiben, wie vil ir auf einmal ingeben, und dasselbig heißen ir dosim. nun aber hie, wiewol ich sag von dem gewicht des ingebens, wird doch nit begriffen für ein dosim; dan dises ist nit arzneiisch. wan nit in dem gewicht, sonder außerthalb dem gewicht sol die arznei administrirt werden; dan wer kan den schein der sonnen wegen, wer kan den luft wegen, wer wigt den spiritum arcanum? niemants. in disem ligt nun die arznei und weiter in keim schwererm, darumb das dises nit mag hie gestat werden, sonder ein anderer weg der administrirung fürzunemen in disen krankheiten veneris und luxus, dergleichen auch in andern, von denen ich meldung in disen büchern begriffen hab. nun aber in was weg die arznei sol im leib als ein feuer wirken, wie bisher von den elementen erzelt ist worden, und sol dermaßen so gewaltig in den krankheiten handlen, als ein feuer handelt in einem scheiter holz haufen. nun wissen, das in solcher gestalt das dosis erfunden wird, wie irs heißen. mag man ein feuer gewicht finden, wie vil auf ein holzhaufen gehöre, denselbigen zu verbrennen, oder wie vil feuers zu einem haus? nein, man mag auch nit das feuer wegen. nun sehet ir aber, wie ein fünklin schwer gnug ist, ein wald zu verbrennen. nun ist das fünklin on gewicht. also dermaßen verstant auch die administrirung der arznei. zu gleicher weis wie das fünklin handelt in dem holz und macht sich groß oder klein, nach vile desselbigen, also sollent ir auch wissen, das ir die arznei dermaßen sollent erkennen, auf das so irs gebent, vil werde im leib, so vil krankheit darin sei, und wenig, so wenig krankheit darin ligen. welcher wolt solchs dem gewicht befelen? niemant, dan es gehört den tugenden zu, und nit darumb so vil corpora seind oder große gewicht derselbigen, das darumb vil virtutes mitlaufen, sonder betrachten, das die virtutes nit zu wegen seind. und das sie nit sollent gegen der krankheit auf die wag gelegt werden, als lege die krankheit auf der einen seiten und die arznei auf der andern. und gleich also als wenn zwen mit einander zu ringen verordnet würden. also be-

[50] I/7, 300–302

gert die krankheit nit iren fechtmeister zu haben, sonder ein fünklin, das sich sterkt und schwecht, wie das fünklin im stro nach vile desselbigen groß oder klein wird also hie an dem ort auch, die arznei dahin gebracht sol werden, wo krankheit sei, das da arznei sei, und wo nit, das da kein arznei sei, wie wo kein holz ist, da ist kein feuer und ist doch feuer da.»

Auch aus dem zwölften Kapitel [51] noch folgendes Zitat [52]: «Also merken in disem buch, in was weg ich die administrirung sez, das nit die quantitet des corpus sonder das fünklin sol betracht werden als ein element, das sein widerwertigs verzert und macht sich stark und groß, so sein feint groß und stark ist. welches groß machen nit mag mit gewicht erstat werden, als wenig man mag gegen ein holzhaufen, als schwer er were, so vil schwerer feuer hinzu sezen. und als unsichtbar das feuer ist und groß wird, also unsichtbar ist die zu- und abnemung der arznei. und wie sich das feuer im holz freuet, also freuen sich auch die arznei in den krankheiten. dieweil nun kein gewicht dem holz gebürt zu geben, sonder allein das wenigst anzünden gnug ist, also sol auch die administrirung der krankheiten dermaßen verstanden und erkent werden . . .».

*Erläuterung:* Hier wird klar dargelegt, daß das Gewicht für eine Arznei keine Bedeutung hat, wenn sie einen Prozeß in Gang bringen soll, oder — um die heutige Terminologie zu gebrauchen — wenn sie als Katalysator wirken muß. Die Schlußfolgerung, zu der Paracelsus aus seiner dynamischen Auffassung von Krankheit und Heilung für die Dosierung kommt, stimmt im Prinzip vollkommen mit derjenigen Hahnemanns überein. Man kann die Kraft der Wirkungen nicht wägen. – Man beachte auch, daß Paracelsus das Wort «gewicht» am liebsten in der heutigen Bedeutung von «Dosis» gebraucht. Die Dosis hat bei ihm, wie sich bereits aus dem Vorangehenden gezeigt hat, oft die Bedeutung des richtigen Mittels, je nach Zeitpunkt, Ort und Gelegenheit.

Abschließend nochmals ein Zitat [53] aus dem elften Kapitel [54] des sechsten Buches [55]: «(. . .) als ein exempel: ir sezen von euern arzneien das dosim, wie vil und nit mer zu geben ist. nun,

[51] I/7, 302–3
[52] I/7, 302
[53] I/7, 304–23
[54] I/7, 320–21
[55] I/7, 320

was kunst ist in demselbigen? nichts, dan das ir sovil getöt haben und dadurch erfarn: weniger und nit mer, so vil und nit darüber. solchs alles ist allein darumb, das euch töten gewitziget hat. das heißt kein kunst der arznei, sonder ein erfarenheit aus dem mörderischen weg.» Hier geißelt Paracelsus die Anwendung von Maximaldosen; er sucht, wie dies auch in der Homöopathie geschieht, die optimale Dosis.

Wie wir bei Redaktionsschluß erfahren, feierte Dr. WILLEM F. DAEMS, unser verdienstvoller Mitarbeiter, am 3. Dezember 1976 seinen 65. Geburtstag. Wir wünschen dem Jubilar von Herzen jene drei Dinge in reichlichem Maße, die der Forscher und Lehrer braucht: Gesundheit, Schaffensfreude und innere Heiterkeit!

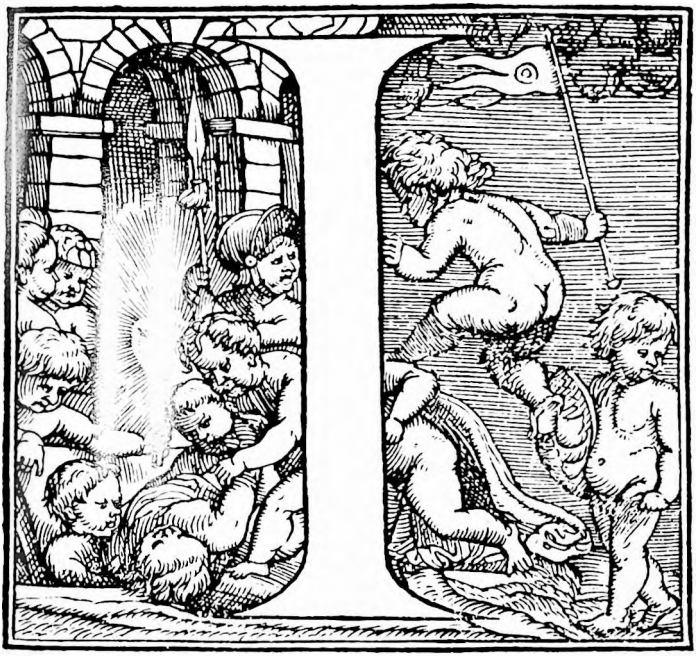
*Die Redaktion*

# Zur Deutung der Initiale I in Vesals «De Humani Corporis Fabrica libri septem»

von Adolf Faller

Der medizin-geschichtliche Wert der um die Initialen von Vesals Fabrica gruppierten Szenen wurde schon von Holländer (1903) erkannt. In neuerer Zeit haben sich Rosenkranz (1938), Schmutzer (1938), Faller (1948, 1951, 1952 und 1971), Anson (1945, 1949 und 1952) und Herrlinger (1950, 1953 und 1963/64) sowie Loetzke (1970) damit beschäftigt. In der vorliegenden Studie will ich eine Deutung der in die große Initiale I des 7. Buches eingeschriebenen Bilder versuchen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte der Buchdruck einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen. Die meisten großen Ausgaben wurden mit künstlerisch wertvollen Titelblättern und Initialen geschmückt. Unter den Initialalphabeten waren solche mit Kinderszenen besonders beliebt, wie das von Hans Holbein in Basel für Curio entworfene Kinderalphabet von 1525 zeigt. Schon die römische Kaiserzeit verwendete auf den Wandmalereien von Pompeii oder als Brunnenschmuck Kinderfiguren dekorativ. Von der Renaissance wurde diese Art der Dekoration, die etwas Spielerisch-Liebenswürdiges hatte, erneut aufgegriffen. Wenn die beiden Vesaliusausgaben der Jahre 1543 und 1555 von Hans Herbst, latinisiert Johannes Oporinus, sich eines ähnlichen Buchschmuckes bedienten, so lag das durchaus im Zuge jener Zeit. Auch die kirchliche Kunst verwendete nicht selten die Kindesgestalt Christi. Neben dem «Schmerzenskind» der Passion stößt man in der deutschen Graphik auf Kinderdarstellungen des Auferstandenen. Man wollte die Einheit von Geburt und Wiedergeburt in der Auferstehung betonen. Viel interessanter als die Putten selbst ist jedoch ihre Tätigkeit. Schon die ersten gedruckten deutschen Bilderbibeln hatten den Versuch gemacht, dem Bildschmuck der Initialen den Charakter von Textillustrationen zu geben. Die in die Initialen der Fabrica eingeschriebenen Szenen entstammen dem Gebiet der Anatomie oder demjenigen der Medizin. Die großen Initialen, welche die Dedicatio an Karl V sowie die einzelnen Bücher einleiten, dienen nicht nur der Verschönerung des Satzspiegels, sondern erläutern gleichzeitig den Inhalt der Bücher. Für die



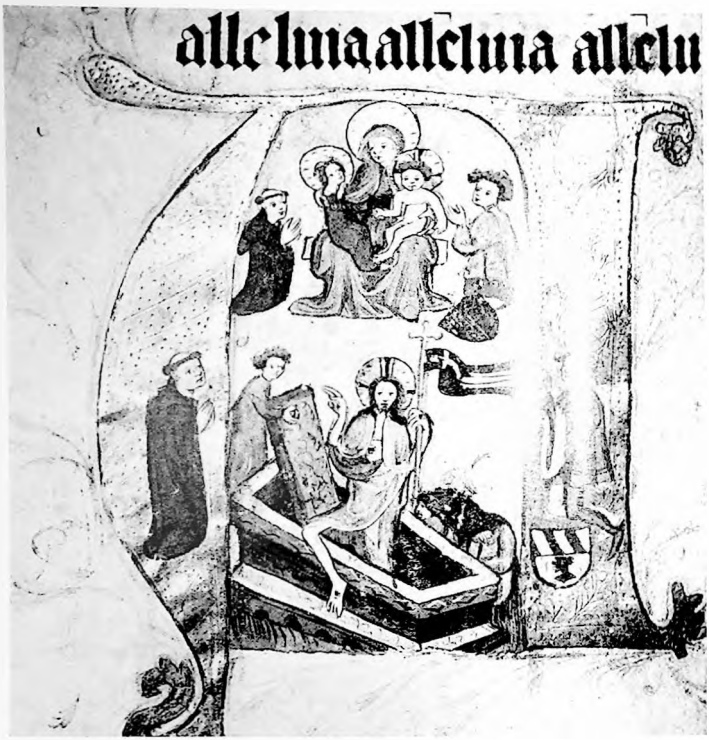
cipatum in corde collocari, neru

Abb. 1

Vergrößerte Wiedergabe der großen Initiale I zu Beginn des 7. Buches der 2. Ausgabe der Fabrica von 1555 (Bibliothek der Anatomie Zürich)

Abb. 2 (umseitig) Christus mit der Siegesfahne

Miniatur aus einem zu Beginn des 15. Jahrhunderts in Nürnberg entstandenen Missale im Kunstmuseum Basel (Bildarchiv des wissenschaftlichen Informationsdienstes der Ciba Basel).




Die Initiale erinnert stark an eine Zittauer Miniatur um 1400. Der Auferstandene hat bereits einen Fuß außerhalb des Grabes. Seine Rechte ist segnend erhoben, die Linke stützt sich auf die Siegesfahne. Christus zeigt die Wundmale und die Seitenwunde. Die anatomischen Einzelheiten sind eher etwas ungeschickt. Die Wächter ducken sich ängstlich hinter das Grab. An das Zittauer Vorbild erinnert auch der Engel, der an einem Ring den aufgestellten Grabdeckel hält. Nur fehlen ihm die Flügel, was fast wie eine Rationalisierung der ganzen Szene wirkt. Um die Perspektive des Grabes und darüber, ob der Deckel auch darauf passen würde, hat sich der Künstler keine Sorgen gemacht. Über dem Auferstandenen Sankt Anna selb dritt. Christus als Kind und der Auferstandene werden mit einander verbunden. Die Beifügung der Gottesmutter und der heiligen Anna zu einer Auferstehung ist eher selten.

Buchstaben V, O, T und Q ist es augenscheinlich dort der Fall, wo sie zum ersten Mal verwendet werden. Wenn der Buchstabe I ein einziges Mal als große Initiale vorkommt, nämlich am Anfang des siebten Buches, so wird man auch hier nicht fehlgehen, wenn man nach einem sinnvollen Zusammenhang mit dem zugehörigen Buch sucht. Vermutlich wurde, sobald ein Buch druckfertig vorlag, eine dazu passende Initiale geschnitten. Dafür spricht auch der Umstand, daß die 12 Zeilen hohen Blöcke der Initialen der Bücher nicht genau dieselben Ausmaße haben. Die Breite schwankt zwischen 71 und 75 mm, die Höhe zwischen 72 und 75 mm. Es könnte somit auf Grund der Initialen geschlossen werden, daß zunächst die Dedicatio, das erste, das zweite und das siebente Buch der Fabrica in Druck gegangen sind. Das große V leitet die Widmung und das 5. Buch ein. Die Initiale O steht am Anfang des 1. Buches und wiederholt sich zu Beginn des 2. Buches. Für das 2. Buch muß Vesal eine ganz besondere Vorliebe gehabt haben. Die Beschreibung ist besonders eingehend und umfaßt nicht weniger als 62 Kapitel. Auch ist das 2. Buch das einzige, das zwei große Initialen aufweist, nämlich das T und das Q. Mit einem großen T beginnt auch das 4. Buch, mit der Initiale Q auch das 6. Buch.

Vesalius, der einen guten Blick für künstlerische Wirkung gehabt haben muß, hatte in Stephan von Calcar einen bedeutenden Zeichner für seine anatomischen Abbildungen gefunden. Die «frühbarocke Denkweise» (Pfister 1942) des Künstlers kommt am schönsten in der 12. Figur des 5. Buches zum Ausdruck, auf welcher der Bauchsitus in einen antiken Torso eingezeichnet ist. Holländer (1903) hat ganz selbstverständlich Stephan von Calcar auch als den Autor der Initialen betrachtet: «Van Calcar hat zur Verzierung einer großen Reihe von Initialen medizinische Vorgänge benützt, und gerade an der derben Zugabe erkennen wir den Bauernhumor seines Landes ... Solchen derben Humor war nur ein Verwandter von Teniers und Breughel fähig». Diese Ansicht teilt auch Anson (1949): «The blocks, and especially those of the larger series, are believed to have been done by Calcar, who also designed the anatomical plates». Dem gegenüber betont Herrlinger (1950) mit Recht: «Es ist jedoch nicht erwiesen und nicht abwegig, es in Zweifel zu ziehen, daß sich der Verfasser des anatomischen Textes und sein Zeichner — oder auch nur der letztere — mit

Arbeiten belastet haben, die herkömmlicherweise des Verlegers sind.» Er wirft die Frage auf, ob nicht etwa Oporinus «die Initialen hat schneiden lassen oder gar selbst geschnitten hat.» Herrlinger hat darauf hingewiesen, daß die Kapitelsinitialen der 2. Auflage, die 1555 erschienen ist, kaum von Calcar stammen können, weil dieser bereits 1546 gestorben war. Für die großen Initialen der Bücher hat dies jedoch keine Gültigkeit, weil sie unverändert aus der 1. Auflage übernommen worden sind. Sie übertreffen an Feinheit sowohl die kleinen Initialen der 2. Auflage wie auch die der ersten. Letztere zeigen eine eher grobe Technik, die stark von derjenigen der Textabbildungen abweicht. Bei den großen Initialen der Bücher könnte man es sich vorstellen, daß sie aus Calcars Hand hervorgegangen sind. Man achte nur etwa auf die Regelmäßigkeit der Schraffur des Hintergrundes.

Das 7. Buch ist das letzte der Fabrica. Es behandelt auf 70 Seiten das Gehirn und seine Häute und beginnt mit der Initiale I, die in keinem andern Buch zur Verwendung kommt. Wie wir gesehen haben, wird aller Wahrscheinlichkeit nach ein innerer Zusammenhang mit dem Inhalt des Buches bestehen. Die bildliche Darstellung ist aber keineswegs so leicht zu deuten wie in den übrigen Liber-Initialen. Anson (1949) meint: «Cherubic curators secure an anatomical specimen in letter I by robbing a grave; here, outdoors and against a background of masonry arches, the putti exhume a corpse — one holding a candle to illuminate the crypt, another keeping watch. Curiously, a soldier, present and seeming sympathetic, does not interfere with the scientic garnering of laboratory material.» Auch Herrlinger (1950) sieht in dieser Szene nichts anderes als «die Beschaffung von Leichen — damals wie heute ein Problem». Mir scheint es, die Beziehungen zum Inhalt des 7. Buches der Fabrica sind andere und ergeben sich ungezwungener aus der religiösen Welt des 16. Jahrhunderts. Das Gehirn als Zentralorgan des Lebens hat den Holzschneider an Begräbnis und Auferstehung denken lassen (Faller 1951). Eine genaue Betrachtung der Initiale I( Abb. 1) liefert dafür eine ganze Reihe von Anhaltspunkten.

Der Balken des I schneidet den Block in zwei gleich große, von einander völlig unabhängige Bildhälften. Andeutungsweise ist dies schon bei der Initiale V der Fall; drei zeitlich aufeinander folgende Szenen werden hier durch das gemeinschaftliche

Band des durchgehend gezeichneten Hintergrundes zusammengehalten. Beim Initialbuchstaben I sind die beiden Hälften durch den verschiedenen Hintergrund völlig getrennt. Auf der einen Seite wird der Hintergrund von einem aus Bruchsteinen aufgebauten gewölbten Mauerwerk beherrscht. Auf der andern Seite spielt sich die Szene vor einer horizontalen Schraffur ab, die wohl den Himmel andeuten will. Zwei Reihen stilisierter Cumuluswölkchen begrenzen den Hintergrund nach oben. Die beiden Gruppen von Putti sind in sich geschlossen. Die eine ist in Form eines V angeordnet, die andere entspricht einem umgekehrten V. In beiden V-Figuren entspricht die Spitze dem Schwerpunkt des Interesses, im einen Fall dem Kopf der zu begrabenden Leiche, im andern Fall dem Putto mit der Fahne, welche die emporstrebende Bewegung noch unterstützt.

Die linke Bildhälfte zeigt acht Putti. Im Zentrum der Gruppe strahlt das Licht einer großen Kerze oder Fackel. Es handelt sich um ein Begräbnis bei Nacht und unter militärischer Bewachung. Die Grabstelle ist ein gemauertes Gewölbe. Das Grab selber ist von einer schweren Steinplatte gedeckt. Durch den beigegebenen Wächter mit Lanze und Helm wird die Deutung Ansons (1949), daß die Szene einen Leichenraub darstelle, recht unwahrscheinlich. Sehen wir in dieser Szene jedoch eine Nachbildung der Grablegung Christi, so steht der römische Soldat mit vollem Recht als Kontrollorgan dabei. Die Pharisäer hatten ja von Pilatus eine Bewachung des Grabes erbeten: «Laß darum das Grab bis zum dritten Tage bewachen» (Matthäus 27, 64). Der die Fackel haltende Putto hält mit seiner rechten Hand die auf ihre Kante gestellte Grabplatte fest. Sein Kamerad ist bereits einige Stufen in die Krypta hinuntergestiegen und schaut nur noch mit Kopf und Schultern zur Grabesöffnung heraus. Er nimmt den Leichnam von zwei andern Putti entgegen, die die Gestalt des Wächters zum Teil verdecken. Der auf der Kante des Grabes Sitzende hat anscheinend die Leiche, Gesicht nach unten, auf seiner rechten Schulter getragen und sie eben nach unten gleiten lassen. Ein zweiter Putto gibt sich Mühe diese Bewegung zu verlangsamen. Er hält den rechten Arm der Leiche zurück, der auf der linken Schulter des andern liegt. Die beiden, welche sich im Hintergrund vor dem steinernen Pfeiler ernsthaft diese Szene betrachten, sind wohl Joseph von Arimathaea und Nikodemus, die nach Johannes 19, 38 und 39 die Grablegung anordneten. Der eine davon zeichnet

sich vor allen andern dadurch aus, daß er eine Art Mütze auf dem Kopfe trägt.

Die rechte Bildhälfte hat bisher noch keinerlei Deutung erfahren. Die Komposition besteht im Gegensatz zur andern Hälfte nur aus 3 Putti. Zwei davon stehen fest auf der durch grasbewachsene Schollen angedeuteten Erde. Den einen, der einen reichverzierten Schild trägt, sehen wir in halber Vorderansicht. Er dreht den Kopf zur Seite und schaut gegen den Boden außerhalb des Bildes. Der andere, welcher einen weiten Mantel trägt, springt eilends fort. Sein halber Oberkörper und sein Kopf werden uns durch den Buchstaben I verdeckt. Ueber beiden schwebt, springend dargestellt, ein Putto, den wir in halber Rückansicht sehen. Wir betrachten diese Gruppe als Abbild österlicher Auferstehung. Hinweis darauf ist die Siegesfahne in der Rechten des entschwindenden Putto. Sie ist auf sehr vielen Auferstehungsbildern zu finden. Schon im Münchner Evangeliar Heinrichs II, einer der ältesten abendländischen Darstellungen der Resurrectio, trägt Christus einen Stab mit dem Siegeskreuz. Die Initiale E zur Epistel der Ostermesse im Orationale von Sankt Erentrud in München ist eines der ersten Beispiele einer Siegesfahne am Kreuzesstab.

Die allerersten Auferstehungsbilder zeigen nur das leere Grab. Das Wunder bleibt Geheimnis. Später wird Christus im Grabe stehend abgebildet, wobei nur die obere Hälfte der Gestalt sichtbar ist. Dann setzt er den Fuß auf den Rand des Grabes (Abb. 2), um auf diese Weise die Rückkehr in die Welt anzudeuten. Mit Leonardo, Raffael und Michelangelo wird die Auferstehung ein Hervorbrechen und Emporsteigen aus der Gruft. Die alte Vorstellung von den «Saltus» durch große Räume, die es zu überwinden gilt (vergleiche die weihnachtliche Herabkunft und die Himmelfahrt), mag bei dieser Auffassung noch mitwirken. Diese Tendenzen finden bei Tizian ihre volle Entfaltung. Der Nachweis ähnlicher Bestrebungen bei van Calcar wäre somit durchaus erklärbar. Die über dem Boden schwebende Gestalt des Putto ist deutlich die eines Springenden. Die halbe Rückansicht unterstreicht den Eindruck des Enteilens. Eine solche Perspektive ist den Auferstehungsbildern nicht ganz fremd, wenn sie auch nur selten vorkommt, wie zum Beispiel auf dem Tafelbild von Meister Francke in der Hamburger Kunsthalle. Ist im Verlaufe der Jahrhunderte die Gestalt des Auferstandenen immer körperlicher und menschlicher empfun-

den worden, so stellt die Szene der Initiale I eine letzte Verweltlichung des Mysteriums dar, das hier ins Spielerische umgebogen erscheint.

Aber selbst in dieser Form sind für das 16. Jahrhundert Begräbnis und Auferstehung noch Symbole des leiblichen Todes und des ewigen Lebens, die den Arzt, besonders wenn er anatomisch tätig ist, beschäftigen. Für Menschen des 16. Jahrhunderts wie Andreas Vesalius und Stephan van Calcar konnte eine Sinngebung nur aus dem christlichen Glauben kommen. Schon beim Apostel Paulus ist der Glaube an die Auferstehung Christi das Fundament des ganzen Christentums. Unter allen Darstellungen christlichen Glaubensgutes hat deshalb die österliche Auferstehung einen ganz besondern Platz eingenommen. Wir glauben darin auch den Schlüssel zu der bisher so rätselhaften Initiale I des siebten Buches von Vesals berühmter Fabrica gefunden zu haben.

*Anson B. J.* The Initial Letters of 1555 Edition of Vesalius's Fabrica. Quarterly Bulletin, Northwestern University Medical School Chicago 19 (1949) 326.
– Anatomical Tabulae and Initial Letters in Vesalius's Fabrica and Imitative Works. Surgery 89 (1949) 97.

*Faller A.* Die Entwicklung der makroskopisch-anatomischen Präparierkunst von Galen bis zur Neuzeit. Acta Anat. Suppl. 7 (1948).
– Anatomie und Chirurgie im Spiegel der Initialen von Vesals «Fabrica», 1555. Verh. Schweiz. Naturforsch. Ges. Luzern 1951. 188.
– As Iniciais da IIa Edição (1555) da obra «De Humani Corporis Fabrica libri septem» de Andreas Vesalius. Festschr. Io Congresso Brasileiro de Historia da Medicina. 1951. Rio de Janeiro.
– Eine neue Deutung der großen Initiale I des 7. Buches der Vesalschen «Fabrica». Gesnerus 28 (1971) 56.

*Herrlinger R.* Vesals «Anatomische Tafeln» von 1538. Ärztliche Praxis 2 (1950) 12. Nr. 16.
– Die Initialen in Vesals anatomischem Lehrbuch. Ärztliche Praxis 2 (1950) 12. Nr. 26.
– Die Initialen in Vesals «Fabrica». Index zur Geschichte der Medizin, Naturwissenschaften und Technik 1 (1953) 1.
– Die Initialen in der «Fabrica» des Andreas Vesalius. Acta Med. Hist. Patavina 10 (1963–64) 97.

*Holländer E.* Die Medizin in der Malerei. Stuttgart 1913.
– Die Karikatur und Satire in der Medizin. Stuttgart 1921.

*Kolb W.* Geschichte des anatomischen Unterrichtes an der Universität zu Basel. Basel 1951.

*Loetzke, H. H.* Die großen und mittelgroßen Initialen in Vesals Hauptwerk. Anat. Anz. 126 (1970) 480.

*Pfister A.* Über Anfänge und erste Entwicklung des Druckes medizinischer Werke in Basel. Festschr. Dr. J. Brodbeck-Sandreuter. Basel 1942. 335.

*Rosenkranz K.* Die Initialen in Vesals Anatomie. Sudhoffs Arch. Gesch. Med. 30 (1938) 35.

*Schmutzer R.* Die Initialen in Vasels Anatomie. Sudhoffs Arch. Gesch. Med. 31 (1938) 328.

*Schrade H.* Ikonographie der christlichen Kunst. Die Sinngehalte und Gestaltungsformen I: Die Auferstehung Christi. Berlin/Leipzig 1932.

# V. Necrologia

Seit der letzten Berichterstattung in Vol.VIII der Nova Acta Paracelsica (1957) hat der Tod in den Reihen der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft reiche Ernte gehalten. Wir gedenken in Ehrfurcht und Dankbarkeit der verstorbenen Mitglieder:

Prof. Dr. M. AMSLER, Zürich
Prof. Dr. P. I. BETSCHART, Salzburg
Prof. Dr. L. BIRCHLER, Feldmeilen
Prof. Dr. D. BRINKMANN, Zürich
Dr. E. BUCHMANN, Basel
Prof. Dr. P. DIEPGEN, Mainz
Kardinal BENNO GUT, Rom
Dr. A. HAAS, Einsiedeln
Dr. A. KAELIN, Schwyz
Dr. M. KAELIN-SULZER, Schwyz
Prof. Dr. F. LIEB, Basel
Prof. Dr. J. B. MANSER, Oberwil ZG
P. P. MERKLEN, Rouffach (Elsaß)
Dr. E. MÜLLER, Beromünster
Dr. P. C. MERKT, Einsiedeln
Dr. R. RINGLI, Einsiedeln
E. ROTH, Einsiedeln
Dr. P. SCHMIDT, Genf
E. SCHNEIDER, Niederteufen
Dr. A. SCHUBIGER, Luzern
Prof. Dr. A. STOLL, Basel
Generalkonsul B. DE TELEPNEF, Luzern
Dr. H. VETTER, Aarau
Dr. P. A. WAGNER, Appenzell
Prof. Dr. E. WÖLFFLIN, Basel
Prof. Dr. O. ZEKERT, Wien
K. A. ZIEGLER, Herrliberg
P. K. ZÜND, Einsiedeln

PAX VIVIS, REQUIES AETERNA SEPULTIS

# ERINNERUNGEN AN DR. P. ILDEFONS BETSCHART OSB

25. November 1903 – 6. Mai 1959

Gesprochen an der Jahresversammlung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft am 22. November 1959 in Einsiedeln

In diesen ganz eigen anmutenden Augenblicken, wo die reichgeladene Persönlichkeit unseres lieben, unvergeßlichen Freundes, Universitätsprofessors Dr. P. Ildefons Betschart, fühlbar ausstrahlt, geht mir ein Wort des Paracelsus von der Teufelsbrücke am Etzel durch den Sinn, welches Wort diesen bedrohten Augenblick zusammenreißt und festhält: Die Welt ist Gottes Haus. Wie sie nun geschaffen ist und geworden, so ist zu wissen, daß sie nicht so hingeht, wie sie hergekommen ist. Sondern da werden bleiben vom Menschen das Herz und von der Welt das Geblühe.

P. Ildefons Betschart im Gespräch mit R.-H. Blaser im Salzburger «Paracelsus-Stüberl» nach den Vorträgen an der Herbsttagung 1952 der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft

Werden bleiben vom Menschen das Herz – – –

Er, dem diese Augenblicke geweiht sind, bleibt mit dem Herzen unter uns, wird mit uns weiter bleiben. Und sichtbar weilt er unter uns dadurch, daß wir seinen betagten Vater in unserer Mitte grüßen dür-

fen – grüßen dürfen mit starker Wehmut im Herzen, grüßen dürfen aber auch mit einer bejahenden Freude über das überaus große Geschenk, das mit P. Ildefons vornehmlich auch uns gegeben wurde, die wir uns zu Paracelsus und seinem reichen Erbe bekennen. Sie, lieber Herr Betschart, schenkten – wir danken. Sie schenkten und hüteten in Ihrer Familie das, was wir sonder Ausnahme an P. Ildefons bewunderten: das Einfache, Schlichte, Selbstverständliche. Indes war diese Haltung bei P. Ildefons derart reich geladen, da sie für uns grenzenlos schien. Wo ist in unsern Reihen nur ein Mensch, der den innern Reichtum bei P. Ildefons nicht erspürte, der sich nicht beschenkt fühlte, der sich durch ihn nicht befriedet wußte?

Der innere Reichtum bei P. Ildefons – ich vermag es nicht zu sagen, ob P. Ildefons in seinen Erinnerungen es mit Paracelsus schreiben konnte: «Von Natur bin ich nit subtil gesponnen, ist auch nit meines Landes Art, daß man etwas mit Seidenspinnen erlange. Wir werden auch nit mit Feigen erzogen, noch mit Met, noch Weizenbrot, aber mit Käs, Milch und Haberbrot: das kann nit subtil Gesellen machen.»

Aber das andere vermag ich zu sagen, daß die ganze köstliche Eigenart, wie sie noch in den Bergen der Innerschweiz lebt, bei Betscharts daheim im Dorfbach zu Schwyz sinnvoll sich gibt. Wem das Glück zuteil ward, zusammen mit P. Ildefons mehr denn einmal im elterlichen Hause zu Schwyz einzukehren, dort die Luft einzuatmen, in der P. Ildefons groß geworden, dort mit ihm sich zu freuen und glücklich zu sein zusammen mit seinen guten Eltern, zusammen mit Brüdern und Schwestern – wem dieses Glück zuteil ward, kam bei P. Ildefons in jene harmonische und rhythmische Nähe, die mit Freundschaft ausgesagt wird.

P. Ildefons wußte sich als Bergler durch und durch – blieb dieser Eigenart durchs Leben treu. Das will sagen, daß er, der aus hohen geistigen Gütern zu schöpfen verstand – und in welch leichter, fast spielerisch anmutenden Gewandtheit sind wir jahrelang Zeugen gewesen, wenn er beinahe in jeder Jahresversammlung unserer Gesellschaft gesprochen, zum letzten Mal am 12. Mai 1957 in Luzern, wo er redete über «Paracelsus im Zwielicht der Jahrhunderte» – kurz: die Berglernatur bei P. Ildefons will sagen, daß er vorsichtig war, anfangs bedächtig, zu warten verstand, sich nicht leicht exponierte. Wenn Gratwanderer (und solch geistige Kühnheit war ihm überaus lebendig), dann nicht vor dem Licht einer oft ehrfurchtslos heischenden Oeffentlichkeit. P. Ildefons ist Bergler geblieben mit dem unendlich reichen, tiefen Gemütsleben, das der Bergler scheu verbirgt, das aber in seiner ganzen Existenz mitschwingt, ja sie von innen her bestimmt. P. Ildefons der Bergler, der sichern und bestimmten Schritts den Weg durchs Leben geht, der Bergler mit seinem wachen Weh nach fernen Ländern und Menschen. Wir alle wissen von den weiten Fahrten des P. Ildefons: er sah mehr denn einmal den Balkan: Ungarn, Siebenbürgen, Rumänien; war in Athen, in Korinth, in Delphoi, Aegina, Olympia; er weilte in

Kopenhagen, kannte Italien von den Alpen bis Sizilien, holte während den Ferien in der Einsamkeit der Insel Ponza seine Kräfte auf; er flog mehrmals nach Berlin, liebte leidenschaftlich die Kaiserdome am Rhein, verlor sich im Frankenland, bewunderte Bamberg; was soll ich nur sagen vom krafterfüllten, rauschenden Barock Süddeutschlands und Oesterreichs, worin sich – wir wagen dies zu sagen – P. Ildefons selbst erkannte. Und schon rüstete er zum Flug nach Nordamerika.

Der Bergler mit seinem Fernweh – der Bergler aber auch mit seinem Heimweh! So gern P. Ildefons seine Leika in den Koffer packte, so gern packte er sie wieder aus daheim. Er wollte daheim sein – mit unsagbarer Gewalt trieb es ihn immer wieder nach seinem Daheim! Am heimischen Herd, bei Mutter und Vater, bei Schwestern und Brüdern war er in ein helles Glück eingefangen. Er wußte sich geborgen, unendlich geborgen hier in diesem Hause, im Stifte Einsiedeln, das er 1926 frohen und begeisterten Herzens sich zur Wahlheimat wählte. Umso mehr griff es ihn im Frühling 1947 an, als er in Sendung und Auftrag seines Abtes nach Salzburg zog, wo sie ihn als Lehrkraft für die Hochschule erbaten. Er fand unendlich viel in seinem Salzburg, das ihn herzlich freute. Er fühlte sich geborgen in der ganz eigenen Atmosphäre, die nun einmal Salzburg erfüllt und nirgendwo anders den Menschen umfängt, eine Atmosphäre, zu der die Berge gehören, die Salzburg umgrenzen. Doch: P. Ildefons fühlte sich im letzten seines Herzens doch wieder allein in seinem geliebten Salzburg . . .

Fernweh und Heimweh eines Berglers – er steht als wandernder Pilger mittendrin. Wenn wir den Grabhügel über P. Ildefons droben auf dem Nonnberg wissen, wir selber fahren müssen, um jene wundersame Stille und jenen heilkräftigen Frieden aufzufangen, die um diesen Grabhügel sind, dann scheint mir der Nonnberg bis zum letzten ein Symbol zu sein für das, was ich sagen möchte: Fremde in der lastenden Trennung von den geliebten Mythen, von seinem teuren Einsiedeln – Heimat dadurch, daß jene Erde durch die pax des Benediktinerstiftes durchdrungen ist, eine pax, aus der heraus P. Ildefons geistig gewachsen ist, die ihn bildete und adelte.

Und noch muß ich eines hier aussprechen: die Natur des Berges ist in P. Ildefons Leben geworden. Der Unerfahrene bestaunt den Berg. Der Berg scheint manchem Menschen unnahbar, fast abweisend. Der Berg ist da, unbekümmert um das, was Menschen über ihn zusammenbrauen; er erfüllt sich durch sein Da-Sein. Der Berg hüllt sich in Nebel und Wolken; eifersüchtig wahrt er sein letztes Geheimnis; die Orientierung an ihm ruft großer Mühe. Der Berg wehrt alles ab, was ihm zu frech, zu verwegen, nicht in entsprechender Haltung und Art sich naht. – Wer aber das Verhältnis zum Berg gefunden; wer mit Ehrfurcht und Schweigen an ihm emporsteigt; wer in Ruhe und Muße auf ihm zu verweilen versteht, dem leuchtet die Sonne wärmer, der weiß sich aufgefangen von der Schöpfung Schönheit und Kraft, der erlebt sich selbst in einer

Art, die voll des Hohen, Unsagbaren, voll des temperamentgeladenen Lebens, voll des tiefen Glückes ist – kurz: «er hat ein himmlisch Gut erworben» (Luther).

Gehen wir fehl, so manche Eigenständigkeit unseres P. Ildefons im Bilde des Berges verstehen zu suchen, aus ihr klug zu werden? Er, der Bergler, hatte weit mehr vom Berg in sich, als er sich dessen wohl bewußt war.

Diesem Sohn der Berge waren reiche Talente zu eigen, und er setzte ganze Kraft ein, diese Talente zu mehren, sie aufzurufen im Dienste des Menschen.

Erst für sich. Wir wissen um die Vorliebe des P. Ildefons für Bücher schon als Gymnasiast daheim in Schwyz, eine Vorliebe, die er durchs ganze Leben wahrte. In der überaus großen Zahl der Bücher, in denen er hier im Stifte lebte, besser: mit denen er lebte, war es ihm eigentlich wohl – wohl auch in Salzburg, wo die Gestelle seiner beiden Zimmer prall gefüllt waren. Man muß einmal in seinem Zimmer hier im Stifte, in seinen Gemächern draußen in Salzburg gestanden haben: ein herrlich schönes Schauen und Atmen in der Atmosphäre des Gelehrten, des Kunstfreundes, des Sammlers. Doch alles andere denn die eines kalten, frostigen Museums. Man spürte es förmlich, daß ein geistig regsamer, geistig hochstehender, ein leidenschaftlicher, temperamentvoller, blutwarmer Mensch Mittelpunkt war – kurz: ein Mensch gab Sinn und Deutung, ein Mensch gab durch die disciplina des Geistes Ordnung in all die herrliche Unordnung hinein! Es ist doch ganz P. Ildefons, wenn er neben sein Breviarium, das Gebetbuch des Mönchs, Catulls Gedichte stellte, daß Tagores Bände neben Aristoteles waren, daß er zwischen die erlesenen Monographien aus der Kunstgeschichte, die im Münchner Hirmer-Verlag erschienen, Ausschnitte aus der NZZ aufstapelte, auf dem Nachttischchen den Nebelspalter liegen ließ – wunderschöne russische Ikonen (P. Ildefons hatte eine beachtliche Sammlung dieser hieratischen Bilder) neben bäurische Hinterglaskunst aufhängte, die verworrene Komposition eines modernen Künstlers neben einem barocken Kupferstich – und überall standen die Plastiken aus dem deutschen Mittelalter und der Barockzeit, auf dem zierlich-schmalen Buffet ein Pfau persischer Herkunft, in Metall geschaffen, das gestellte Rad und die Flügel in Filigran ... Und so Freunde aus der Heimat in diesem Raume saßen, da brach auch das durch, was nicht nur leere Aeußerlichkeit, Gewohnheit dann war, sondern als äußeres Zeichen einer geistig-seelischen Gemeinsamkeit unter echten Menschen seinen Wert hat: P. Ildefons holte einen kräftigen Schwyzerkräuter hervor, den ihm liebe Menschen aus der Heimat durch oder über den Arlberg brachten, jedenfalls heil an Skylla und Charybdis der beiden Zöllner am Rhein vorbei, entkorkte gleich dem alten Horaz für seinen Freund Maecenas eine Flasche, mit der es eine eigene Bewandtnis hatte, und durchs Zimmer zog sich langsam der angenehme Duft

bläulichen Dunstes: P. Ildefons wußte die Brasil-Fehlfarben aus dem Cigarrenladen im Zürcher Hauptbahnhof zu schätzen ...

Mit P. Ildefons zusammen wurde das herrliche Salzburg ganz anders, persönlich erlebt: dieses Salzburg mit seiner Festung, mit seinem Dom, mit seiner Judengasse, mit seinem Bräustübl draußen in Mülln, Salzburg mit seinen sympathischen Menschen, mit seiner Kollegienkirche, mit seinen Antiquariaten und – mit seiner Hochschule! Und nicht nur Salzburg allein – eine Fahrt nach Schwyz, eine Fahrt nach Basel und Luzern, nach Zürich und Freiburg, ja «seinem» Freiburg, das war jedesmal ein helles Fest.

Und mitten in all dem scheinbar so Kunterbunten seines Zimmers hier im Stift und an der Hofstallgasse 5d in Salzburg – mitten drin ER, der Mensch, der als christlicher Mensch all dem einen Sinn zu geben verstand, ER mit seiner eher untersetzten Gestalt, bestimmt mit einem ausdrucksreifen Gesicht: die klaren, großen Augen, die weite Stirn, der feine Mund mit den schelmischen Mundwinkeln – mitten drin ER, wo er Güte, Weisheit, Klarheit strahlte.

Klarheit strahlte: P. Ildefons zeigte sich als eine selbstverständliche, klar gebaute Persönlichkeit, zeigte sich als Mensch, der die maßvolle Kraft der pax in sich hatte, so wie Augustinus sie bestimmte: Ruhe in der Ordnung. Es kommt nicht von ungefähr, daß P. Ildefons auf dem weiten Klosterplatz hier in Einsiedeln bewundernd stille stand, hinauf staunte zur harmonischen, ausgeglichenen Kraft der Klosterfront, die ja tatsächlich eine in Stein gewordene pax ist. Nicht von ungefähr, daß P. Ildefons ganz trunken war über den Plan der ganzen Stiftsanlage; daß er deren Architekten Bruder Kaspar Moosbrugger aus dem Bregenzerwald mit zu den Großen zählte; daß P. Ildefons berauscht und begeistert jedesmal war, wenn er durch unsere Stiftskirche ging, auf der Galerie durch die Gewölbe blickte, wenn er die ganze Dynamik, die ganze Fülle, die ganze Kraft und Ruhe des Raumes in sich auffing, wenn er anfing, den Plan des Stiftes zu deuten, die Kirche, die Front, den Platz: das alles strömte aus dem Innersten eines Menschen, dem die pax selber Element eigener Struktur geworden ist.

P. Ildefons hütete sich wohl, pax auszutauschen mit Bequemlichkeit, Müßiggang, Schablone, Denkfaulheit, feigem Nachgeben, sinnlosem Globetrotteln. Die pax, die ja die Klarheit wesentlich trägt und bestimmt, schaute er als integrierenden Bestandteil menschlicher Würde an. Darum sein Einsatz für den Durchbruch der Klarheit. Dieser Raum, wo wir zusammensitzen, ist erfüllt von dieser Leidenschaft: P. Ildefons lehrte doch von dieser Stelle herab volle zehn Jahre Philosophie, die Logik, die Metaphysik, die Ethik, und hämmerte dabei seinen Schülern unentwegt den Sinn für Klarheit ein.

Nebst der Klarheit prägte die Weisheit das Leben des P. Ildefons. Die Weisheit als das, was sie ist: die letzte Erkenntnis, das letzte Begreifen der Werte in der Welt des Seins. Diese Weisheit brachte ihn

den Menschen nahe, Menschen aller Schattierungen, Menschen jeglichen geistlichen und weltlichen Standes, Menschen jeglichen Alters und Fassungsvermögens. Diese Weisheit ließ ihn auch all das genießen, was der Schöpfer in die Natur gelegt hat. Diese Weisheit stempelte ihn zum erbitterten Feind jeglichen gespreizten und gepflegten, sich als maßgebend aufspielenden Engseins. Weisheit gab P. Ildefons eine grenzenlose Achtung und Ehrfurcht vor der Würde des Menschen. Nichts war ihm zu viel, die Größe der Natur, die Würde der Existenz erahnen, erkennen, erleben zu lassen. Sein Zimmer, sein Herz war jedem Menschen offen, jedem ohne Ausnahme. Und doch eine Ausnahme kannte auch P. Ildefons: es war der Mensch, der bewußt die Würde verdrehte, der unwahre, unechte, der lügnerische Mensch. Um solche Menschen schwieg P. Ildefons. – Lasse ich P. Ildefons kurz selber reden: Wertgeadelte Persönlichkeit führt zu einer tiefen Wesensgüte. Sie äußert sich in Wohlwollen, Mitgefühl, Freude, Mitleid, Hilfsbereitschaft, in herrlicher Geistesweite, in reiner Gesinnung auch und edelster Liebe.

Liebe, Güte – das sind die Kennzeichen bei P. Ildefons; Kennzeichen darum, weil P. Ildefons zutiefst mit der Voraussetzung für die Liebe verbunden war, mit der Wahrheit. Sein ganzes menschliches Dasein wurde durch die Wahrheit bestimmt. «Die Wahrheit leben durch Liebe»: das Wort des Apostels Paulus an die Kirche von Ephesos ist ihm bestimmend fürs Leben geworden. Es ist das die Wahrheit, die Güte, in der Dante die ganze Kraft, den ganzen Sinn, die ganze Schönheit des Kosmos sieht: «l'amor que muove il sol e le altre stelle».

Es war der vergangene 9. Mai – ein sonnendurchleuchteter Tag in Salzburg. Wir begleiteten zum letzten Male den lieben P. Ildefons auf seinem liebgewordenen Weg hinauf zum Nonnberg. Es war ein wehmütiges Schreiten, ein leidvoller Gang zur letzten Ruhestätte. Mit uns trauerte die Stadt. Sie schickte Bürgermeister und Bischof, Hochschule und Volk mit. Drunten am Rathaus wehte die schwarze Flagge. Aber droben auf dem Friedhof war Friede, gotterfüllter Friede, den wir heute alle dem lieben, unvergeßlichen P. Ildefons Betschart wünschen. Wir danken – danken ihm – danken Gott, daß er ihn uns schenkte – rufen ihm zu den Gruß der alten Christen zu Rom: HAVE PIA ANIMA.

*Kuno Bugmann*

## WORTE DER ERINNERUNG AN DONALD BRINKMANN

9. Februar 1909 – 28. August 1963

Der letzte Brief aus Zürich, den ich von Donald Brinkmann erhielt, meldete mir, daß er ins Spital müsse, um sich wegen einer akut gewordenen Infektion operieren zu lassen. Wenige Tage später erreichte mich die Todesnachricht. Der Eingriff war geglückt, das Befinden des Patienten zufriedenstellend, aber in der Nacht zum 28. August 1963 erlag

sein Herz einer Embolie. Noch nicht 55jährig, hat er die Grenze seines irdischen Lebens erreicht.

Es war uns zwar bekannt, daß seine Gesundheit seit längerer Zeit erschüttert war, und in seinem «Abschiedsbrief», in dem er mir unter anderem von seinem Bedauern schrieb, auf die Reise zur 13. Jahresversammlung der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft nach Salzburg (am 18. September 1963) und die von ihm dort geplante Interpretation der «Sieben Defensionen» des Paracelsus verzichten zu müssen, standen die bedeutungsschweren Worte: «Es ist wirklich wie ein Verhängnis. Aber Du bist ja im Bild, daß ich mit meinem Diabetes doppelt aufpassen muß, um nichts Schlimmeres zu riskieren.» Von jeher trug er aber sein Leiden so vorbildlich und setzte sein Leben unentwegt bis an den Rand seiner Kräfte ein, um den vielen Ansprüchen gerecht zu werden, die an sein universales Wissen und sein gutes Herz gestellt wurden, daß keiner zu ahnen vermochte, wie nahe die Stunde der Trennung war.

Größer noch als die Trauer, die uns erfüllt, ist die Dankbarkeit dafür, daß uns ein Freund, wie Donald Brinkmann, gegeben war: ein Mensch, der sich das Wort des Laotse wahrhaft zu eigen gemacht hatte: «Die größte Offenbarung ist die Stille» –, ein Mensch, dem alle äußerliche Betriebsamkeit zuwider war, der mit seinen reichen Gaben, selbst da, wo es öffentlich geschah, bescheiden wirkte –, ein Freund und Lebenskamerad, dessen Herz groß und lauter, ein Lehrer, dessen Urteil aus dem selbsterworbenen Wissen heraus um den wahren Maßstab der Werte gerecht, immer aber tolerant und wegweisend war –, ein Denker, der sich durch unvoreingenommene, realistische Betrachtungsweise auszeichnete und alles Extreme vermied ... Die Summe dieser Eigenschaften prägte das Bild vom Menschen Brinkmann. So wird es in uns lebendig bleiben.

Wir erinnern uns, wenn sein Name fällt, der hochragenden schlanken Gestalt, der ruhigen sachlichen Art seines Vortrags, der unbestechlichen Lauterkeit seiner Gesinnung. Wir erinnern uns ferner, daß er nach dem Rücktritt seines Amtsvorgängers Prof. Dr. Linus Birchler von 1953 bis 1963 die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft präsidierte und deren Jahrbuch, die «Nova Acta Paracelsica», mitherausgab und förderte. Wir denken daran, daß er auch die Pflege der Paracelsus-Tradition in Kärnten mit Wort und Schrift unterstützte und sich nicht zuletzt als Mitherausgeber der von Professor Goldammer geleiteten Edition der theologischen und religionsphilosophischen Schriften Hohenheims sowie als Sachbearbeiter der philosophischen Belange des von der Mainzer Akademie vorbereiteten Paracelsus-Lexikons verdient gemacht hat.

Wir würden aber der Lebensleistung des Verstorbenen nicht gerecht, wollten wir allein sein Paracelsisches Wirken in unsere Betrachtung einbeziehen; wie uns ein Blick auf seinen erstaunlichen Bildungsgang zu zeigen vermag, gibt es nämlich – wir folgen dabei den offiziellen Würdigungen seiner Persönlichkeit – kaum ein Gebiet, in das dieser von

dem Wissen um die Not der Gegenwart zutiefst durchdrungene und von christlichem Ethos erfüllte Geist nicht klärend hineingeleuchtet hätte.

Donald Brinkmann wurde am 9. Februar 1909 in Zürich geboren. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war der Knabe gerade schulreif geworden; er durchlief in seiner Vaterstadt die vier Primarklassen und das Kantonale Gymnasium, bestand im Herbst 1927 die Maturität und studierte während anderthalb Jahren an der Eidgenössischen Technischen Hochschule das Maschineningenieurwesen. Früh war in ihm das Interesse für philosophische und psychologische Probleme erwacht. Er befriedigte diese Neigung, indem er – während der Fachausbildung an der Eidgenössischen Technischen Hochschule – regelmäßig Vorlesungen über Philosophie und Psychologie an der Zürcher Universität besuchte. Damals faßte er den Entschluß, sich später ganz auf diese Gebiete zu konzentrieren. Er bestand mit Erfolg die beiden Vordiplomprüfungen an der Eidgenössischen Technischen Hochschule und immatrikulierte sich im Oktober 1929 an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich. Aeußere Umstände bewirkten aber, daß er seine philosophische Lehrzeit nach einem Jahr unterbrechen und vorerst sein Ingenieurstudium abschließen mußte. An der Technischen Hochschule in Darmstadt sah er die Möglichkeit, sich neben den rein technischen zugleich auch – was ihm mehr am Herzen lag – in den entsprechenden betriebswirtschaftlichen und psychologischen Fächern weiter auszubilden. Nach sechs Semestern stieg er ins Examen und erwarb mit Glanz das Ingenieurdiplom. Zu den Prüfungsfächern gehörten – neben den technischen Disziplinen des Maschinenbaus – Betriebswissenschaft, Nationalökonomie und Arbeitswissenschaft, das heißt Arbeitsphysiologie und Arbeitspsychologie.

Im Herbst 1933 kehrte Dipl.-Ing. Donald Brinkmann nach Zürich zurück. Er nahm dort mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit seine philosophischen Studien an der Universität wieder auf und schloß sie noch im selben Semester – summa cum laude – mit dem Doktorexamen ab; der Titel seiner Inaugural-Dissertation spiegelt den Doppelbereich seiner Begabung wieder: «Der Einfluß der Blendung auf das Erkennen farbiger Lichtsignale».

Im Mai 1934 wurde der 25jährige auf Empfehlung seiner Zürcher Hochschullehrer als Mitglied in das Anthropologische Institut der Stiftung «Lucerna» aufgenommen, das seinen Sitz an der Universität Basel hatte und in Prof. Paul Häberlin einen ebenso berühmten wie bedeutenden Leiter besaß. Hier war nun dem jungen Wissenschaftler Gelegenheit geboten, seine philosophische und psychologische Ausbildung nach der historischen und systematischen Seite abzurunden und daneben kunstgeschichtliche und literarische Studien zu betreiben. Während drei Jahren bereitete er sich in Basel auf die akademische Lehr- und Forschungstätigkeit vor, zu der er sich je länger, je mehr hingezogen fühlte. In den Ferien besuchte er jeweils philosophische und psycholo-

gische Kongresse im Ausland und unternahm ausgedehnte Studienreisen.

Im Wintersemester 1937/38 habilitierte sich Donald Brinkmann für Philosophie, mit besonderer Berücksichtigung der Psychologie und Aesthetik, an der Universität Zürich mit einer Arbeit «Zur Phänomenologie des ästhetischen Gegenstandes». In seinen Vorlesungen und Seminarien über psychologische und philosophische Themen bemühte er sich, stets auch die speziellen psychologischen Fragen von einem grundsätzlichen Standpunkt aus zu behandeln und so den lebendigen Zusammenhang zwischen Psychologie und Philosophie wieder herzustellen, der unter der Alleinherrschaft experimenteller Methoden in Vergessenheit geraten war.

Die Zeit des Zweiten Weltkrieges bedeutete im Leben des jungen Dozenten eine Belastungs- und Bewährungsprobe besonderer Art: Nicht nur forderte die eidgenössische Bürgerpflicht von ihm häufigen und langdauernden Grenzdienst, den er als Hauptmann einer Fliegerabwehr-Batterie leistete, er wurde auch vom Kommando der 6. Division mit der Durchführung von Informationskursen zur Stärkung der geistigen Widerstandskraft der Wehrmänner beauftragt. Daneben unterrichtete er an der Polnischen Internierten-Universität in Winterthur. Außerdem bemühte er sich, seine Lehrtätigkeit an der Universität aufrecht zu erhalten, wenn auch in beschränktem Umfang. In Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn der Regierungsrat des Kantons Zürich im Wintersemester 1944/45 zum Titularprofessor und erteilte ihm einen Lehrauftrag für Philosophische Propädeutik. Diese Neuerung im Lehrplan der Universität fand bei den Zürcher Studenten großen Anklang; begeistert folgten sie seinen Kollegien und praktischen Uebungen, denen er neben der philosophischen und psychologischen Forschung seine besten Kräfte widmete. Prof. Brinkmann erblickte die Hauptaufgabe seiner Lehrtätigkeit darin, der studierenden Jugend wieder einen Weg zu zeigen, der aus bloßer Fachausbildung und immer weitergreifender Spezialisierung zurückführt zu den Quellen echter Bildung im Sinne einer lebendigen «Universitas litterarum». Zahlreiche bedeutende Dissertationen, die unter Brinkmanns Leitung entstanden sind – ich denke hier in erster Linie an die beiden hervorragenden Studien «Die Angst des modernen Menschen» und «Soeren Kierkegaards Angstexistenz als Spiegel der geistigen Krise unserer Zeit» – zeugen vom hohen Niveau seines Unterrichts.

Am Geistesleben außerhalb der Universität nahm Brinkmann nicht minder lebhaften Anteil. So gehörte er dem Vorstand der von Professor C. G. Jung geleiteten Schweizerischen Gesellschaft für praktische Psychologie seit der Gründung im Jahre 1935 an; bald wählte ihn auch die Schweizerische Gesellschaft für Psychologie und ihre Anwendungen in ihren Vorstand. Er war außerdem Vizepräsident der Zürcher Philosophischen Gesellschaft und zweiter Vorsitzender der Gruppe Zürich der Neuen Helvetischen Gesellschaft; hier wirkte er als Kommissions-

mitglied an den Beratungen zur Vorbereitung des neuen Volksschulgesetzes aktiv mit und bemühte sich als Mitglied der Städtischen Schulbehörde, den lebendigen Zusammenhang zwischen Universität, Primar- und Sekundarschule herzustellen. In engem Kontakt mit der Studentenschaft an den Universitäten des In- und Auslandes sammelte Professor Brinkmann einen reichen Schatz wertvoller Erfahrungen auf dem Gebiet der Pädagogik. Er wurde deshalb immer wieder von Rektoren verschiedener Universitäten und technischer Hochschulen zu Gastvorlesungen über philosophische, psychologische und pädagogische Themen eingeladen (so von Hamburg, Köln, München und Darmstadt sowie vom Württembergischen Kultusministerium). Eine große Vortragsreise führte ihn 1949 durch die bedeutendsten Städte Südamerikas und fand ihre Anerkennung in der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft der «Universidades Nacionales Argentinas». Er gehörte ferner zu den ständigen Dozenten der unter dem Patronat des Grafen Lenart Bernadotte alljährlich auf der Insel Mainau abgehaltenen Kurse für Psychologie und Kulturphilosophie. Zuletzt stand ihm die Berufung an die Technische Hochschule in Berlin bevor, und 1955 – zufällig am Tage seines Todes – erschien in Buenos Aires die spanische Ausgabe seines Werkes «Mensch und Technik» (Bern 1946): «El hombre y la técnica».

Echter Caritas war das Herz Donald Brinkmanns weit aufgetan. Als Psychologe und Psychotherapeut im besten Sinne stellte er sich in den Dienst der Blindenbetreuung; er war ein aktives, stets hilfsbereites Mitglied des «Lions International» und lebte als Vizepräsident der Zürcher Diabetiker-Gesellschaft seinen Leidensgenossen das ermutigende Beispiel einer positiven Lebenseinstellung vor. Auch im Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Filmologie setzte er sich, besonders im Hinblick auf die Jugendgefährdung, für den gesunden Film ein.

Wenn man bedenkt, daß der Verstorbene dieses gewaltige Maß tätiger Arbeit mit reduzierten Kräften geleistet hat, will es fast unbegreiflich scheinen, wann der solchermaßen beanspruchte Zeit und Muße gefunden hat, gegen hundert selbständiger Publikationen – von ungezählten Zeitungsaufsätzen, Festschriftenbeiträgen, Buchbesprechungen und unveröffentlichten Vortragsmanuskripten abgesehen – zu verfassen. Ich möchte nur drei seiner bedeutendsten Werke hervorheben: «Probleme des Unbewußten», «Mensch und Technik», «Einführung in die Farbenlehre» sowie zwei wichtige Arbeiten, die aus Kärntner Vorträgen hervorgegangen sind: «Das Perpetuum mobile, ein Sinnbild abendländischen Menschentums», und «Technik und Naturwissenschaft im Zeitalter der Wasserstoffbombe». Auch zur Paracelsus-Forschung hat Donald Brinkmann Wertvolles beigetragen; die Titel einiger Veröffentlichungen deuten Tiefe und Spannbreite der behandelten Themen an: «Mythos und Logos im Weltbild des Paracelsus», «Paracelsus und die Seele der modernen Technik», «Augustin Hirschvogel und Paracelsus», «Die Temperamentenlehre im Menschenbild des Paracelsus» und sein

gehaltvoller Essay, den er 1955 den «Septem Defensiones» in der Landes-Ausgabe der sogenannten «Kärntner Schriften» des Paracelsus (Klagenfurt 1955) gewidmet hat.

Die Kraftquelle, die dieses reicherfüllte Leben gespeist hat, ist dieselbe, aus der Paracelsus seine Weisheit schöpfte: «Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe». Nächstenliebe und Nächstenfürsorge waren bei Brinkmann die tiefsten Motive seines Denkens und Handelns. Sie erklären auch sein Hauptanliegen, das sich durch sein ganzes Werk verfolgen läßt: die Lösung des so komplexen, bis in irrationale Tiefen reichenden Problems der Technik, an die er, dem als Ingenieur die Praxis technischen Gestaltens vertraut war, als Philosoph immer wieder die Sinn- und Wesenfrage stellte. Er hatte erkannt, daß die faustische Hybris des technischen Menschen – eines Produkts der Neuzeit und der Glaubenskrise des Abendlandes – mitverantwortlich ist für die in jüngster Zeit über die Menschheit hereingebrochenen Katastrophen. Da diesem Menschentypus die Ehrfurcht fehlt, wird man vor weiterer Zerstörung der Natur und der Verwüstung der Landschaft nicht zurückschrecken. Ebenso ist diese Hybris schuld an der stetig fortschreitenden Sinnentleerung unseres von tausend Apparaturen beherrschten Daseins. Nicht die Technik an sich betrachtete Brinkmann als ein Verhängnis; aber er warnte vor jenem Menschentum, das glaubt, mittels technischen Gestaltens die Schranken seiner Kreatürlichkeit aufheben und sich in seinem Hochmut an Gottes Stelle setzen zu können. Er hielt es daher für falsch, die Technik zu verdammen und ihre Segnungen zu verachten. Vielmehr ist der Mensch in seiner Verantwortlichkeit aufgerufen, die Grenzen, die ihm als Geschöpf gesteckt sind, zu erkennen und sich in Bescheidung zu üben.

Besser können wir, glaube ich, das Andenken Donald Brinkmanns nicht ehren, als daß wir uns diese an jeden gerichtete Mahnung zu Herzen nehmen.

*Robert-Henri Blaser*

## LINUS BIRCHLER ZUM GEDÄCHTNIS
## (1893–1967)

Es gehört mit zu jenen beglückenden Selbstverständlichkeiten, daß Linus Birchler zu den energiegeladenen und impulsiven Kräften zählte, die im September des Kriegsjahres 1941 hinter der vierten Centenarfeier standen, die in Erinnerung an den Tod des Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, zu Salzburg in Einsiedeln durchgeführt wurde. Der Kongreß war irgendwie eine Trotzhandlung, die vorausgehende, gezielte und propagandistisch arg aufgebauschte und mächtig eingepaukte Manipulationen am vielseitigen Bild des Paracelsus

auslösten, welches Bild in die diktatorisch gelenkte Geschichtsdeutung des Dritten Reiches eingezwängt wurde. Linus Birchler ist damals wortgewandt, überzeugend und temperamentvoll wie eh und je aufgestanden zu Gunsten eines saubern Paracelsusbildes – er selber «scienter nescius» unverwechselbare Aussage paracelsischer Haltung des «alterius non sit, qui suus esse potest». Der Einsatz lohnte sich. Vertreter der schweizerischen Hochschulen, der Behörden, des Heeres schritten feierlich über den weiten Klosterplatz – eine «Demonstration» für freie Forschung und freie Rede. An jenem Kongreß wurde das neue Paracelsus-Denkmal in Einsiedeln enthüllt, zu dem Linus Birchler den Anstoß gegeben und für dessen Sockel er paracelsische Leitsätze auswählte. Als Frucht dieser Paracelsus-Gedenkfeier taten sich ein Jahr später, am 12. Oktober 1942, Freunde zur Gründung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft in Einsiedeln zusammen; Linus Birchler wurde deren erster Präsident und blieb es, bis ihn Donald Brinkmann im Herbst 1952 ablöste. Linus Birchler – immer im Element – leitete die Jahresversammlungen in Einsiedeln und Zürich mit viel Geist, Humor, sprühender Kraft, oft auch in überbordender Leidenschaft. Er fühlte sich Paracelsus verpflichtet als echter und bewußter Einsiedler, als Gelehrter mit einem staunenswert weit gesteckten Horizont, nicht zuletzt in der harten Ueberzeugung, durch die Mutter des Paracelsus zur Sippe der Hohenheim zu gehören. Er wußte es lautstark zu verkünden, daß der aus Stuttgart flüchtige Arzt Wilhelm von Hohenheim, der Vater des Paracelsus, an der Teufelsbrücke am Etzel nur eine Ochsnerin ehelichte (der Familienname dieser Frau ist urkundlich nicht faßbar) – die Ochsner am Etzel treten auch in Linus Birchlers Stammbaum auf!

Sicher hatte Linus Birchler seine hohe Zeit in Fragen der Kunstgeschichte in ihrer ganzen Fülle und Weite. Auf dieser Ebene agierte er frei, anregend, ungewollt impulsiv. Er wußte prächtig auszuschlagen, wo er Enge und Kleinlichkeit im Spiel entdeckte, wußte gezielt aufzurütteln und wachzuhalten, um sinkende Werte über Wasser zu halten und zu retten. Linus Birchler war nur zum Teil der landauf landab bekannte laute Kritiker und – vor allem in den letzten Lebensjahren – verbissene Reaktionär. Seine Geistesanlagen waren verblüffend vielseitig, als solche schon in früher Jugend und am Gymnasium ausgebrochen. Alles Große und Schöne und Wertreiche im Geistesleben hat ihn gefesselt und ergriffen. Er wußte um die Zusammenhänge in den Strömungen der Geschichte; es war ihm leicht gemacht, seine fachlichen Probleme nicht isoliert anzugehen, sondern sie in ihren Proportionen zu sehen und darzulegen. Was verschlägt's, wenn die satten Jahre nach dem zweiten Weltkriege dem alternden Gelehrten ein Rätsel geworden sind? In «seiner» Zeit war der Drang nach Wirkung, Mehrung, Vertiefung geistiger Werte und Größe derart bestimmend, daß bei uns die zwanziger, dreißiger, vierziger Jahre ohne Linus Birchler nicht zu denken sind.

Linus Birchler hauste nicht in einem Wolkenkuckucksheim. Er fuhlte sich zeitlebens in der einsiedlischen Waldheimat gesichert und geborgen. Es war kein leeres Zeichen oder ein Anflug einer Augenblickstimmung, daß er in den letzten Lebensjahren sich zum Bau eines neuen Heims in prächtiger Lage über dem Sihlsee entschloß, von wo die freie Sicht geht über den See, die dunklen Wälder, die weichen Linien der Berge hin zu den Schwyzer Voralpen, hinunter in die nahe Ferne seines Einsiedelns mit dem tausendjährigen Benediktinerstift, dessen schwere Glocken ihn über die herbe, unberührte, friedreiche Landschaft zurückholte in die Enge des verwinkelten Dorfes, dessen eigenwilliger Lebensrhythmus auch den Jahresablauf des ausgewanderten Gelehrten in Feldmeilen über dem Zürichsee prägte. Leider blieb das erträumte Glück Linus Birchler durch den Tod versagt. In einem Vortrag über die Kindheit des Paracelsus hat Linus Birchler die Einsiedler Gotteshausleute (bis zur französischen Revolution war der Abt des Stiftes auch Herr über das Dorf) als gewandt, vielseitig, temperamentvoll und anpassungsfähig vorgestellt – mit Recht. Diese Eigenheiten sah er in Paracelsus – wir erlebten sie auch im gelehrten Professor der ETH: sei es in den überbordenden Tagen der Fastnacht, sei es in den feierlich-würdigen Tagen der Karwoche: die beiden starken Pole im Jahresablauf eines Einsiedlers.

Es ist weiter kein leeres Zeichen, daß Linus Birchlers großer Wunsch erfüllt ist: er ruht nun in «Gotteshauserde», in der Gangulfskapelle

(erbaut im 11. Jahrhundert) auf dem Brüel neben dem Stift. Gotteshauserde: es war Linus Birchler, der die Größe, die Kraft, die strahlende Schönheit des barocken Einsiedeln und seines Architekten, Br. Kaspar Moosbrugger, in den zwanziger Jahren entdeckte, welche Welt ihn durchs ganze Leben im Banne hielt, und der er seine Treue und Liebe wahrte.

*Kuno Bugmann*

## BASILIO DE TELEPNEF (1886–1963)

Wer sich die Mühe nimmt, den letzten Band unserer Jahrbücher (Vol. VIII, 1957) auf Seite 129 aufzuschlagen, sieht sich auf der dort wiedergegebenen vortrefflich gelungenen Aufnahme dem Erscheinungsbild von Generalkonsul Basilio de Telepnef gegenüber. So haben ihn die älteren Mitglieder gekannt und noch in bester Erinnerung als «Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle», wie es im nebenstehenden Begleittext heißt, den wir damals dem Jubilar zum 70. Geburtstag widmeten. «Don Basilio», wie ihn seine Freunde nennen durften, weilt heute nicht mehr unter uns; er ist am 21. Februar 1963 im 77. Altersjahr nach längerer Krankheit in Luzern gestorben.

Basilio de Telepnef, den Dr. Strebel gelegentlich als seinen «Schüler» und «eifrigsten Paracelsusadepten» zu bezeichnen pflegte, hat in unserer Gesellschaft, deren Vorstand er viele Jahre lang ideell und materiell großzügig unterstützte, den Typus des überaus kultivierten, vielseitig interessierten und begeisterten Paracelsus-Verehrers verkörpert, der seine Nachforschungen mit dem Enthusiasmus des echten Liebhabers betrieb und dessen Hingabe an Werk und Persönlichkeit des Paracelsus keine Grenzen kannte. Davon legen die in den Nova Acta publizierten Studien aus seiner Feder, vor allem aber sein biographischer Essay «Paracelsus. A Genius amidst a troubled world» aus dem Jahre 1945, beredtes Zeugnis ab. Daß ihm dabei manchmal die Entdeckerfreude den kritischen Blick etwas getrübt hat, so etwa bei seinen allzu unbekümmerten Rekonstruktionsversuchen der Paracelsischen Wanderwege, tut der warmherzigen Redlichkeit seiner Bemühungen keinen Abbruch.

Alle, die Basilio de Telepnef, dem grundgütigen Menschen, begegnen, seine Liebenswürdigkeit erfahren und sich seiner Freundschaft erfreuen durften, werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

*R. H. B.*

## FRITZ LIEB (1892–1970)

Eugène Porret, seinerzeit reformierter Pfarrer in Rochefort im Val-de-Travers, hat in seinem pastoralen Lebensrückblick («Hôtes d'un Presbytère», Neuchâtel/Paris 1953) Fritz Lieb «l'homme le plus extraordinaire que je connaisse» genannt. In der Tat – Fritz Lieb, unser lang-

jähriges Mitglied, dessen bewegtes und rastloses Leben am 6. November 1970 nach kurzem, schwerem Krankenlager in Basel erlosch, war – in Geist und Impetus dem wie er kleinwüchsigen, «seltsam wunderlichen Mann» Paracelsus in mancher Hinsicht vergleichbar – «ein ungewöhnlich vielseitiger und tiefgründiger Denker und Forscher, ein Gelehrter und zugleich Streiter besonderen Gepräges», wie es E. Gasche (in den «Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft» 1971, 257–262) in seinem Nachruf auf den Verstorbenen formuliert: «Er war Theologe, Religionsphilosoph und -historiker, Altorientalist und Slawist und war ein ausgezeichneter Kenner der Ostkirchen, insbesondere des russisch-orthodoxen Christentums, der russisch-slawischen Geistesgeschichte und Kultur. Ueberdies beschäftigte er sich in seiner Freizeit eingehend mit paläontologischen und stratigraphischen Forschungen, vor allem im nordschweizerischen Jura.» Liebs Veröffentlichungen auf diesem Gebiet illustrieren sein weit über das Niveau eines Laien hinausgehendes Wissen in den geologischen Disziplinen. Mit Rührung denkt der Verfasser dieser Zeilen an eine Ende der sechziger Jahre mit dem greisen Petrefaktensammler ins Baselbiet unternommene Exkursion, bei der viel von Brachiopoden und Ammoniten, nicht weniger aber von Paracelsus die Rede war, dessen Werk und Persönlichkeit ihn faszinierte. – Fritz Lieb war aber auch «ein unerschrokkener und leidenschaftlicher, eigenwilliger und jedem Zwang und Kompromiß abholder Politiker und Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, ‚für den (E. Moor) militantes Christentum und militanter Sozialismus identisch und unzertrennlich waren'».

Der beschränkte Raum dieser Rubrik verbietet uns leider, hier mehr als die wesentlichen Daten seines außergewöhnlichen Lebensganges festzuhalten; wir entnehmen sie, auszugsweise, dem meisterhaften Nekrolog, den Dr. Gustav Adolf Wanner dem Verstorbenen am 10. November 1970 in den «Basler Nachrichten» gewidmet hat: «Als Student befaßte sich der am 10. Juni 1892 geborene Pfarrerssohn von Rothenfluh BL mit Forschungen über die Welt des alten Orients, insbesondere des assyrisch-babylonischen Kulturkreises, als Privatdozent (seit 1924) an der Basler Universität mit Fragen der systematischen Theologie und der allgemeinen Theologiegeschichte; doch fesselte schon damals die slawische Welt und im besondern die östliche Kirche sein Interesse. Als Extraordinarius in Bonn (1930–1933) fand er Gelegenheit, weiter im Bereich der Theologie des Ostens und der russischen Geistesgeschichte zu arbeiten, bis der Sieg des Nationalsozialismus seiner Lehrtätigkeit in der heutigen deutschen Bundeshauptstadt nach drei Jahren ein jähes und brutales Ende bereitete. Keinen Abbruch aber erfuhr Fritz Liebs Beschäftigung mit dem östlichen Christentum; sie ging intensiv weiter, zunächst in Paris (1934–1936), wo er in engem Kontakt mit den dortigen russischen Emigranten, namentlich mit seinem väterlichen Freund, dem Religionsphilosophen Nikolaj Aleksandrovitsch

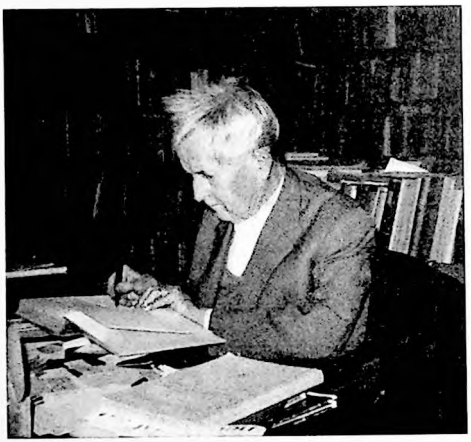
Berdjaev, eine lebendige Anschauung vom Wesen der orthodoxen Kirche gewann, und ebenso in Basel, das ihn 1936 als Extraordinarius zurückholte und ihm einen Lehrauftrag für Dogmatik und Theologiegeschichte mit besonderer Berücksichtigung der östlichen Kirche erteilte. 1958 zum persönlichen Ordinarius erhoben, vollendete er hier den Aufbau seiner in Westeuropa wohl einzigartigen slawischen Bibliothek, die er in großzügiger Weise der Universitätsbibliothek zum Geschenk machte. Dank seiner tiefgreifenden allgemeinen Kenntnis des Ostens blieben die Vorlesungen von Professor Lieb nicht auf Lehre und Liturgie der orientalischen Kirche beschränkt; auch die gesamte russische Geistesgeschichte fand in ihm einen kompetenten Interpreten. Vorübergehend war ihm sogar die Leitung des Slawischen Seminars der Universität anvertraut. Im Sommer 1947 und 1948, während des kalten Luftkriegs und der Währungsreform, gab Fritz Lieb ‚unter dem sehr liebenswürdigen «Schutz» sowjetrussischer Bajonette mit oft knurrendem Magen und schwachen Beinen', wie er später erzählte, ein «Gastspiel» an der Theologischen und der Philosophisch-Historischen Fakultät der Berliner Universität, wo er über evangelische Dogmatik und russische Geistesgeschichte dozierte; doch sah er sich mit der zunehmenden Bedrohung der Lehrfreiheit gezwungen, diese Tätigkeit nach zwei Semestern wieder abzubrechen.

Mit dem ihm eigenen Temperament nahm Fritz Lieb seit jungen Jahren teil an der aktiven Politik. Bereits 1915 schloß er sich der Sozialdemokratischen Partei an, in deren Reihen er lange Jahre auf dem äußersten linken Flügel kämpfte, bis er später in der Erkenntnis der Diskrepanz zwischen dem modernen Kommunismus und dem echten und ursprünglichen Sozialismus die Konsequenzen zog. Als Redaktor der «Schweizerischen Zeitung am Sonntag» (1938/39) stieg er am Vorabend des Zweiten Weltkrieges tapfer in die Arena gegen die totalitären Mächte. Anderthalb Dezennien (1938–1953) gehörte Fritz Lieb auch dem Basler Großen Rat an; ebenso diente er der Oeffentlichkeit während längerer Zeit als Ersatzrichter am Appellationsgericht.

Auch das literarische Oeuvre von Fritz Lieb setzt durch die Vielfalt seiner Thematik in Erstaunen; erwähnt seien daraus die Jugendgeschichte Franz von Baaders (1926), die Studie über «Glaube und Offenbarung bei Hamann» (1929), die Arbeit über das westeuropäische Geistesleben im Urteil russischer Religionsphilosophen (1929), die vielgelesene, in mehrere Sprachen übersetzte Schrift «Rußland unterwegs» (1952) und der willkommene Sammelband von 1962, der unter dem Titel «Sophia und Historie» eine große Zahl verstreuter Aufsätze zur östlichen und westlichen Theologie- und Geistesgeschichte vereinigte. Unvergessen bleibt Fritz Lieb ferner die Herausgabe der (wenn auch nur kurzlebigen) Zeitschrift «Orient und Occident», die er von 1929–1934 zuerst mit Paul Schütz in Leipzig und nach dem Verbot durch die nationalsozialistischen Machthaber mit Berdjaev redigierte. In einem program-

matischen Aufsatz ihres ersten Heftes sprach er aus, was ihn mit der Kirche des Ostens so tief verband: In ihrem treuen Festhalten am alten kirchlichen Bekenntnis zur Trinität und Christologie betrachtete er sie als Predigerin der Wahrheit gegenüber einem Protestantismus, der in nachreformatorischer Zeit den Glauben an die Dreieinigkeit wie an die Gottheit und leibliche Auferstehung Jesu Christi mehr und mehr erweichte.»

Mit seinem letzten größeren Werk: «Valentin Weigels Kommentar zur Schöpfungsgeschichte und das Schrifttum seines Schülers Benedikt Biedermann» (Zürich, EVZ-Verlag 1962), einer literarkritischen Untersuchung zur mystischen Theologie des 16. Jahrhunderts, hat Fritz Lieb einen auch für die Paracelsus-Forschung wichtigen Beitrag geliefert, weshalb hier näher darauf eingegangen werden soll.



Prof. Dr. Fritz Lieb in seinem Studierzimmer. Auf dem Schreibtisch liegt griffbereit ein Band der Goldammerschen Paracelsus-Ausgabe (Aufnahme vom Oktober 1968)

Von besonderem Interesse für das Studium des Fortlebens und der Transmission Paracelsischen Gedankengutes sind die Schriften des Zschopauer Hauptpfarrers *Valentin Weigel* (1533–1588), jenes eigenwilligen Denkers zwischen Paracelsus und Sebastian Franck einerseits und Jakob Böhme anderseits, der die mystisch-spiritualistische Ansicht ver-

trat, der göttliche Funke entwickle sich in der Menschenseele durch unmittelbare Erleuchtung von oben und die solchermaßen Erleuchteten stellten über alle konfessionellen Grenzen hinweg die unsichtbare wahre Kirche dar. Hatten bisher *Israels* (1888) und *Zellers* (1940) Untersuchungen der Werke Weigels im wesentlichen Klarheit geschaffen über die echten Schriften und deren chronologische Einordnung, so blieben doch die zahlreichen, dem Meister unterschobenen, nicht minder wichtigen sogenannten Pseudoweigeliana hinsichtlich Verfasserschaft und Chronologie noch immer rätselhaft. Fritz Lieb ist es aber nun gelungen, durch sorgfältige literarkritische Studien – er selbst qualifiziert sie bescheiden als «Einleitung zu einer größeren Monographie über das Weigelsche und vor allem das pseudoweigelsche Schrifttum» – nicht nur Valentin Weigel als Autor der «Viererley Auslegung Uber Das Erste Capitel Mosis / von der Schöpfung aller Dinge» sicherzustellen, sondern auch den Urheber nahezu des ganzen Corpus der Pseudoweigeliana zu ermitteln sowie überzeugende Argumente für deren chronologische Abfolge zu finden. Der fragliche Verfasser ist *Benedikt Biedermann* (ca. 1545–1621), der seit 1571 neben Weigel als Diakon in Zschopau wirkte, 1588 sein Nachfolger wurde und bis zur Absetzung im Jahre 1599 amtierte. Wie Liebs Untersuchungen ergeben, ist praktisch das ganze umfangreiche Opus Biedermanns, das Traktate, Traktätchen und oft nur tagebuchartige Notizen umfaßt, zu Lebzeiten Weigels entstanden; die Pseudoweigeliana stammen also nicht, wie man bisher vermutete, aus der Zeit nach dem Tode Weigels. Das Lebenswerk dieses eigenartigen, oft hochinteressanten, seinem Meister zuweilen kaum nachstehenden, dann aber in der Spätzeit immer mehr in abstruse apokalyptische Phantastereien versinkenden Schülers Valentin Weigels läßt sich, wie Lieb überzeugend dartut, nach der chronologischen Festlegung der einzelnen Schriften periodisieren und in vier deutlich getrennte Entwicklungsphasen aufteilen. Das sind außerordentlich wichtige Erkenntnisse, deren Tragweite sich noch vertieft, wenn man Weigels und Biedermanns Lehre und schriftstellerische Eigenart konfrontiert. Gegenüber Weigel ist Biedermann ohne Zweifel Epigone; er ist sein Schüler und bekennt sich zu seinem Meister, allerdings nicht, ohne mit der Zeit immer mehr eigene Wege zu gehen und schließlich sogar auf Abwege zu geraten. Bei Biedermann wird «der Spiritualismus der ‚Theologia Deutsch' und vor allem der noch viel extremere eines Sebastian Franck im Unterschiede zu Weigels Entwicklung immer mehr zurückgedrängt durch einen eigenartigen, sich der kirchlichen Lehre manchmal wieder nähernden Realismus etwa in seiner die Paracelsisch-Schwenckfeldische, von Weigel übernommene Lehre vom himmlischen Fleische Christi ablehnenden Christologie, die durch eine Trinitätslehre neuplatonischer Prägung überhöht wird, für die der zum Unitariertum neigende Weigel keinerlei großes Interesse zeigt.» In der Periode der Anfänge – also um 1574 – huldigt Biedermann, wie sein einziger Traktat dieser Zeit, die

«Einfältige Uebung», erkennen läßt, einem erbaulichen Christentum vom «inneren Menschen», verbunden mit einer stark an Sebastian Franck orientierten spiritualistischen Tendenz. Biedermanns Produktion der folgenden fünf Jahre, die sogenannten Frühschriften (1575: «Vom seligen Leben» und Pseudoparacelsus: «De secretis creationis»; 1576: «Via perveniendi» und «Vom Gebet»; 1576/78: «De Loco Mundi», «De Arbore vetita» und «Fiat Lux»; 1578: «Concordienformel»; 1578/79: «Fünfte Auslegung von Genesis 1», «De Luce et Caligine», «De Creatione hominis» und «Informatio»; 1579: «Anacrisis»; 1579/80: «Informatorium theologicum» und «Libellus Disputatorius»), ist, wie Lieb in einer aufschlußreichen Gegenüberstellung demonstriert, durch eine starke Gebundenheit an Valentin Weigel und dessen schriftstellerische Tätigkeit gekennzeichnet. Die dritte Phase – sie reicht von 1580 bis 1583 – markiert die Ablösung Biedermanns von Weigel und die Entwicklung seiner Lehre von der «combinatio contradictorum» in ständiger Auseinandersetzung mit der «informatorischen» Lehre vom Primat des Lumen naturae mit der Beschreibung und Beschreitung des Weges zu Gott.

Diese Hoch-Zeit Biedermannschen Schaffens repräsentieren 1579/80: «Contemplativa directio»; 1580: «Clavis compendiosa»; 1581: «Von der Seligmach. erkenntnus»; 1582: «Collatio utriusque cognitionis» und «Rationalis et mentalis Theologia»; 1581/82: «De Coelo et Mundo»; 1582/83: «Facilis Methodus». In der Periode der Spätschriften (von 1583 bis etwa 1590) bleibt die Idee der «combinatio contradictoriorum» im Vordergrund des spekulativen Denkens, und das Kreuz Christi tritt nun deutlich in den Mittelpunkt der Betrachtung. Zugleich verfällt Biedermann immer mehr den Phantastereien des Nürnberger Malers Paul Lautensack im Anschluß an die Auslegung der Apokalypse. Diese Endphase der schriftstellerischen Produktion Biedermanns umfaßt noch 1583: «Vom Apfelbiß», «Vom Alt. u. Neuen Menschen» und «Vom Alten und Neuen Jerusalem»; 1583/84: «Moyse Tabernaculum»; 1584: «Theologica Weigelii»; 1586: «Esaiae 5. cap. Wehe denen . . .»; 1587/88: Lautensack-Schriften (Predigten in Weigels Postill) und «Gnothi Seauton, Th. II & III»; 1590: «Studium Universale». – Die ausgezeichnete Darstellung von Fritz Lieb darf als eine ebenso bedeutende historische wie theologische Leistung bewertet werden. Sie bereichert die Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts um ein wirklich neues Kapitel. Nicht nur erfährt das Schrifttum Weigels, der mit Paracelsus, Sebastian Franck und anderen zu jenen Denkern gehört, die, zwischen Reformation und Gegenreformation stehend, so etwas wie eine «dritte Front» bildeten, eine völlige Erhellung und sorgfältige Interpretation, wodurch das Verständnis der Theologie und Philosophie des 16. Jahrhunderts wesentlich gefördert wird, sondern es taucht auch in der Gestalt des Weigel-Schülers Benedikt Biedermann ein Mann aus dem Dunkel des Vergessenseins, in dem wir jetzt den Verfasser einer Reihe von bisher irrtümlich dem Meister zugeschriebenen Schriften erkennen dürfen, und der es

schon dieser Leistung wegen verdient, im Kreise derer genannt zu werden, die das Jahrhundert der Reformation illustriert haben.

In der Ansprache, die Max Geiger im Namen der Basler Theologischen Fakultät bei der Abdankungsfeier für Fritz Lieb am 11. November 1970 gehalten hat (abgedruckt im «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz» 126. Jahrgang, Nr. 24, 1970, 373/74), stehen die bedeutsamen Sätze: «Wenn wir in Worte zu fassen versuchen, was uns an der Person, am Denken und Existieren unseres Kollegen und Freundes mehr als nur wertvoll war, dann ist es wohl das Vorhandensein jenes Feux sacré, das wir im Umgang mit ihm bis in die von Krankheit gezeichneten letzten Lebensjahre hinein so unmittelbar zu spüren bekamen ... Viele haben es bei Fritz Lieb gespürt, und vielen ist er darum zu einem besonders gesuchten und geliebten Freund und Gefährten geworden.» Anderseits: «Wir wundern uns nicht, daß der Universalismus und die Leidenschaft des Theologen und Menschen Fritz Lieb innerhalb und außerhalb der Universität nicht nur Anerkennung gefunden, sondern auch Anstoß erregt hat.» Auch hier lassen sich Parallelen zu Paracelsus ziehen, denn «in der Kompromißlosigkeit seines Einsatzes war Fritz Lieb kein bequemer Zeitgenosse; doch das focht ihn in seiner muntern Unbekümmertheit nicht an. An seinem Grab aber – so schrieb G. A. Wanner – neigen sich auch seine einstigen Gegner vor der Treue, mit der er für seine Ueberzeugung stritt. Vor allem aber wird er als origineller Lehrer unserer Universität und als bedeutender Forscher, der durch sein Wirken nach mehr als neunhundertjähriger Trennung eine neue ökumenische Begegnung von östlichem und westlichem Christentum anbahnte, in die Erinnerung eingehen.» *R. H. B.*

## EDMUND MÜLLER (1898–1976)

Kurz vor Redaktionsschluß dieses Bandes erreichte uns die schmerzliche Nachricht, daß am 27. Mai 1976 – «am Auffahrtag, als die Prozession im Flecken einzog», wie die Todesanzeige bekannt gab – unser verehrtes Gesellschafts- und langjähriges Vorstandsmitglied Dr. med. Dr. h. c. Edmund Müller, Beromünster, im Alter von 78 Jahren ganz unerwartet rasch im Kantonsspital Luzern verschieden ist. Der hochgeachtete Arzt und Ehrenbürger von Beromünster, Alt-Bürgerratspräsident, Magistral-Ritter des S. M. Malteser et H. Ritterordens und Großoffizier des Ritterordens vom Hl. Grab wurde am 1. Juni im Kreuzgang des Stiftes St. Michael feierlich beigesetzt.

In den letzten Jahren scheinen die Beschwerden des Alters Dr. Müller nicht verschont zu haben, denn er blieb – sich gesundheitshalber entschuldigend – von unseren Tagungen fern, die er früher unentwegt besucht hatte, und zog sich 1973 auch vom Vorstand zurück, dem er seit 1957 als Beisitzer angehörte.

Wir haben bereits anläßlich seines 60. Geburtstages die Laufbahn des lieben Verstorbenen (in den Nova Acta Paracelsica Vol. VIII, 129/30) gewürdigt und beschränken uns hier darauf, daran zu erinnern, daß Edmund Müller, Spezialarzt FMH für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe, Amtsarzt seines Bezirkes und beliebter Allgemeinpraktiker, in der Nähe des berühmten Chorherrenstiftes im malerischen Landstädtchen Beromünster das alte Doktorhaus «zum Dolder» bewohnte, das seit dem 19. Jahrhundert die Arztfamilie Müller-Dolder beherbergte und weit über die Grenzen unseres Landes hinaus als einzigartiges, von Kennern viel besuchtes Privatmuseum bekannt war.

Die Sammelleidenschaft steckte schon den Ahnen von Dr. Müller im Blute. Von seinen Vorfahren, die mütterlicherseits seit dem Ururgroßvater, väterlicherseits seit dem Urgroßvater ebenfalls Aerzte waren, hatte er eine bereits ansehnliche Kollektion volksmedizinischer Gegenstände, wie Schutzbriefe, Schluckbildchen und Amulette, ferner Autogramme sowie hauptsächlich innerschweizerische Antiquitäten (Möbel, Gemälde, Stiche, Aquarelle, Plastiken, Zinn, Porzellan und Fayencen) geerbt. Als er noch ein Knabe war und schon eifrig Briefmarken und seltene Siegel sammelte, schenkte ihm, wie er mir erzählte, ein Großonkel, der Missionar bei den Dakota-Indianern war, einen Steintomahawk, die lederne Pfeiltasche und krallenverzierte Ausrüstungsgegenstände des berühmten Häuptlings Sitting Bull. Diese und andere von einem weitgereisten Verwandten (er war einer der ersten schweizerischen Hochseekapitäne) stammenden Objekte bilden den Grundstock seiner exotischen Sammlung von Figuren, Masken, Fetischen, Amuletten, Arbeiten aus Elfenbein, Bronze, Jade und Stein sowie besonders schönen Geweben und Geflechten, die er mit teils auf eigenen Reisen, teils durch Tausch mit befreundeten Forschern oder auf Auktionen erworbenen Stücken im Laufe der Jahre ergänzt und bereichert hat. Daneben besaß Dr. Müller, wie ich mich erinnere, auch eine prächtige Bibliothek, in der er unter anderen Kostbarkeiten mit besonderem Stolz eine Reihe seltenster Paracelsica (Inkunabeln und Bildnisse) hütete, als Wertvollstes wohl eine theologische Handschrift des Hohenheimers, die durch meine Vermittlung im Variantenapparat von Prof. Goldammers kritischer Edition der theologischen und religionsphilosophischen Schriften des Paracelsus (vgl. Band II, 165, XIII und XXII) unter der Signatur *Bo* Aufnahme fand.

Es ist zu hoffen, daß die Rechtsnachfolger des Verstorbenen zu diesen Schätzen Sorge tragen und sie weiterhin, wie er es selbst stets großzügig getan, ernsthaften Interessenten und Forschern zugänglich machen.

*R. H. B.*

# VI. Libri

*Vorbemerkung der Redaktion:* Die Veröffentlichung der nachstehenden Rezensionen aus unserem Interessengebiet erfolgt zum Teil mit erheblicher Verspätung, da eine Fortführung der NOVA ACTA PARACELSICA seit 1957 erst heute möglich ist. Wir bitten sowohl die Verlage als auch unsere Mitglieder dafür um Nachsicht und Verständnis. Da wir aber der Ansicht sind, dass die im folgenden besprochene Paracelsus-Literatur nichts an Aktualität eingebüsst hat, glauben wir, dass es sich trotzdem lohnt, unsere Leser nachträglich darauf aufmerksam zu machen.

*Walter Pagel:* Paracelsus – An Introduction to Philosophical Medicine in the Era of the Renaissance. S. Karger Basel/New York 1958. XII+368 p., 36 fig.

Ein umfassendes Werk, das erstmals grundlegend aus der heute kaum zu überblickenden Fülle des Paracelsus-Schrifttums zieht, – als das ist die großartige Studie von Walter Pagel zu bewerten und als die wohl bedeutendste Leistung seit Sudhoffs Paracelsus-Forschungen uneingeschränkt zu anerkennen. Daß der traditionsreiche Verlag S. Karger, der schon 1922 Karl Sudhoffs «Handbuch der Geschichte der Medizin» als 3. und 4. Auflage von J. L. Pagels «Einführung in die Geschichte der Medizin» herausbrachte, sich der wertvollen Publikation angenommen hat, ist besonders zu begrüßen, denn auch Walter Pagels «Paracelsus» ist dazu qualifiziert, ein Standardwerk zu werden; ohne Zweifel wird ihm die englische Sprache die verdiente Verbreitung in Fachkreisen der ganzen Welt wesentlich erleichtern.

Eine Einführung in die philosophische Medizin der Renaissance zu bieten, ist das anspruchsvolle Ziel, das sich der Verfasser gesteckt und dank seiner erstaunlichen Stoffbeherrschung auch souverän gemeistert hat. Ungemein aufschlußreich ist der Gang, den da Pagel zu den Müttern der Paracelsischen Gedankenwelt antritt; seine Forschungen zeigen überzeugend, wie das in vielen Fazetten verwirrend schimmernde Weltbild des Paracelsus seine Einheit gewinnt, wenn man es auf seine Quellen untersucht, die vom spätantiken Gnostizismus, der Kabbala, Plotin, Nicolaus von Cusa, Marsilio Ficino, Giordano Bruno und Pico della Mirandola bis zu Raimundus Lullus, Arnald von Villanova und Agrippa von Nettesheim reichen. Sind das sprechende Belege dafür, daß Paracelsus einerseits als Kronzeuge mittelalterlicher Spiritualität gelten konnte, so wurde er anderseits zum leidenschaftlich umstrittenen Neuerer durch seine starke Neigung zur Alchimie, die ihn zum eigentlichen Begründer der Iatrochemie werden ließ, durch seine kompromißlose Verwerfung der zeitgenössischen medizinischen Schrift- und Schulweisheit, an deren Stelle er die aus der unmittelbaren Beziehung zur Natur und zum kranken Menschen gewonnene Erfahrung setzte, und

durch die von ihm aus einer tiefen, oft reformatorisch-protestantisch anmutende Religiosität postulierte «Freiheit des Christenmenschen».

Walter Pagels Buch – es ist nebst anschaulichen Illustrationen mit vielen bibliographischen Hinweisen und einem vortrefflichen Register ausgestattet – stellt nicht nur für den Fachgelehrten, sondern auch für jeden, der sich in Werk und Gedankenwelt des Paracelsus vertiefen möchte, eine unschätzbare Fundgrube dar. *R. H. B.*

*Gerhard Eis:* Vor und nach Paracelsus. Band 8 der Schriftenreihe «Medizin in Geschichte und Kultur», Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1965, 183 S.

Seit 1941, als man den 400. Todestag des Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, in der Fachwelt feierlich beging, ist das Interesse an diesem Schweizer Arzt, Philosophen und Naturforscher an der Schwelle der Neuzeit wiedererwacht. Eine weitläufige Literatur über Paracelsus ist herangewachsen; Tausende von Schriften beschäftigen sich mit ihm, die bezeugen, daß es kaum ein Wissensgebiet gibt, das sich nicht zu ihm in Beziehung setzen ließe. So faszinierend die Frage seiner Nachwirkung sein mag, so bedeutsam erweist sich aber auch die Erkenntnis seiner Verbundenheit mit der Tradition des deutschen Spätmittelalters. Einigen Einzelproblemen aus diesem Fragenkomplex ist der Heidelberger Germanist und Wissenschaftshistoriker Gerhard Eis in einer Reihe von Untersuchungen nachgegangen, die unter dem Titel «Vor und nach Paracelsus» erschienen sind.

In seinem ersten Beitrag «*Zur Beurteilung der Tierversuche des Paracelsus*» nimmt der Verfasser kritisch Stellung zu der dem Hohenheimer neuerdings (von Pagel u. a.) zugeschriebenen Priorität, ätherähnliche Substanzen und ihre narkotisierende Wirkung gekannt sowie tierexperimentell – bei Hühnern – erprobt zu haben, und erbringt anhand von Belegen aus dem alten Erfahrungsschatz der Fischer und Jäger den Nachweis, daß man schon viel früher Tiere, und zwar mit verschiedenen pflanzlichen und tierischen Substanzen, sogenannten Tollködern, betäubt hat. Die vom Verfasser aus mittelalterlichen Handschriften beigebrachten Rezepte haben zweifellos wiederholte Beobachtungen am lebenden Tier zur Voraussetzung. Auch Alkohol sowie Schwefelverbindungen, wie sie Paracelsus als Betäubungsmittel benutzte, waren schon rund hundert Jahre vor ihm bekannt.

Auch in den beiden nächsten Studien – «*Utilitas venarum pro minutione*» und «*Zum deutschen Wortschatz des Paracelsus*» – geht es dem Verfasser darum, die Verdienste Hohenheims (hier auf dem Gebiet der medizinischen Fachsprache) ins rechte Licht zu rücken. Ohne seine sprachschöpferische Leistung im ganzen schmälern zu wollen, weist Eis eine ganze Reihe von bisher dem Paracelsus zugeschriebenen Wortprägungen nach, die sich, wenn man außer der gedruckten Literatur des

frühen 16. Jahrhunderts auch die dem Buchdruck vorausgehenden Handschriften berücksichtigt, schon bei älteren Autoren finden lassen. So begegnet man den bisher für rein Paracelsisch gehaltenen Bezeichnungen für die Aderlaßstellen des menschlichen Körpers bereits in einer bayrischen Handschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; dasselbe gilt für folgende sprachliche Belege, die aus vorparacelsischer Quelle stammen: Asphaltus, Brandsalbe, Eiweiß, Kolik, korrosiv, Petroleum, Phlegma, Spiritus, Wacholderöl, Wismut.

In einer Kurzmitteilung über «*Hans Suff von Göppingen*» stellt Eis einen mittelalterlichen Chirurgen vor, den Paracelsus als Autorität anerkannte. Suff war bis 1489 Stadtwundarzt von München und amputierte 1493 mit vier anderen Chirurgen ein an Altersbrand erkranktes Bein Kaiser Friedrichs III. Paracelsus erwähnte ihn namentlich in seinen Basler Vorlesungen des Winters 1527/28 und empfahl den Studenten nicht nur das Originalrezept eines der Suffschen Stichpflaster, sondern zugleich eine verbesserte Variante eigener Erfindung. Da die Aufzeichnungen des Göppingers nie gedruckt worden sind, kann Hohenheim davon nur aus Handschriften – wahrscheinlich aus Textsammlungen von Berufsgenossen – Kenntnis erlangt haben.

Noch immer ist die Frage ungelöst, ob die Syphilis erst nach der Entdeckung Amerikas aus Westindien in Europa eingeschleppt wurde oder ob sie dort schon früher bekannt war. Als ein Beweisstück für das Vorkommen der Lustseuche im mittelalterlichen Europa galt bisher ein Zitat aus der «Wundarznei» des Deutschordensbruders Heinrich von Pfolspeundt (1460), worin die allgemeinen Weisungen und Verbote aufgezählt werden, die ein guter Wundarzt zu beachten habe: das Gebot der Nüchternheit, das Verbot bestimmter Speisen (Zwiebeln und Erbsen), die den Atem verunreinigen, das Verbot außerehelichen Beischlafs. An einer späteren Stelle hält Pfolspeundt die Chirurgen ferner dazu an, sich vor der Berührung der Verwundeten die Hände zu waschen. Diese voneinander unabhängigen Vorschriften hat ihr Kommentator A. Widmann, wie Eis in einer Untersuchung über «*Kultische Keuschheit in der mittelalterlichen Medizin*» nachweist, irrtümlich zusammengefaßt und so interpretiert, daß die Forderung, wonach die Wundversorgung nur von «keuschen» Personen durchgeführt werden solle, darauf schließen lasse, daß man Fälle von Uebertragung venerischer Krankheiten durch die ungereinigten Hände von Wundärzten beobachtet habe. In Wirklichkeit sagt aber das Pfolspeundt-Zitat gar nichts über das Alter der europäischen Lues aus, denn bei der Reinheitsforderung der damaligen Chirurgen war nicht der leiseste Gedanke an eine Infektion mit Syphilis im Spiel. Das Keuschheitsgebot stammt vielmehr aus kultisch-magischen Traditionen, die den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Aerzten (auch Paracelsus) gleicherweise bekannt waren; es wurzelt in

der schon im Altertum, aber noch heutzutage in Australien, Neu-Guinea und Afrika verbreiteten Vorstellung, daß Enthaltsamkeit eine Voraussetzung für das Gelingen bestimmter Handlungen und Unternehmungen sei.

«*Medizinische Rezepte aus Schwazer Gewerken.*» – Bekanntlich weilte Paracelsus um 1515 in Schwaz, wo er, wie es heißt, zur Erforschung der Alchimie eine Zeitlang in den Silberminen Siegmund Fiegers (oder Fuegers) tätig war. Man kann sich fragen, ob es wirklich nur alchimistische, nicht etwa auch medizinische Interessen waren, die der junge, ehrgeizige Arzt bei diesem Aufenthalt in Tirol verfolgt hat. In einer medizinischen Handschrift, die 1532 in Südtirol entstand und Eintragungen mehrerer Schreiber enthält, stieß Eis auf Rezepte mit dem Namen Fuegers als Herkunftsvermerk. Dieser hat somit in Schwaz schon vor der Anstellung von Bergärzten medizinische Aufzeichnungen besessen, und es ist durchaus denkbar, daß Paracelsus mit ihm nicht nur alchimistische und metallurgische, sondern auch medizinische Probleme erörtert hat. In den von Eis analysierten Schwazer Quellen finden sich ferner mehrere Pestrezepte, so daß wohl angenommen werden darf, Paracelsus habe bei seinen Studien in Schwaz auch für seine späteren Pestschriften Anregungen empfangen.

In der Einleitung zum «Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris» des Paracelsus (einer systematischen Abhandlung über die Behausungen, die Gewohnheiten und den Ursprung von Elementargeistern) findet sich eine auffallende Textstelle in Form einer vierfachen Seligpreisung, deren «unüberhörbarer Rhythmus» und «fast bis zum Ende streng durchgeführter Gleichlauf der Sätze» Eis sie als Nachbildung eines Priamels erkennen ließ, einer jener kurzen, volksmäßigen gnomischen Dichtungen also, wie sie im deutschen Sprachgebiet seit dem 12. Jahrhundert bis ins 16. Jahrhundert üblich und beliebt waren. In seinem Aufsatz «*Hohenheims Priamel von den Elementargeistern*» analysiert Eis diesen merkwürdigen Spruch, den er «in der Tradition der komparativischen Seligpreisungen verankert» sieht, und eruiert darin konkrete Anhaltspunkte für Hohenheims Vertrautheit mit der zeitgenössischen und älteren deutschen Literatur. Schon allein die Nachahmung der Priamelform ist ein Zeugnis für seine Kenntnis der erwähnten Spruchdichtung. Außer in den Ordensregeln und deren Auslegungen muß sich Paracelsus in den Anleitungen zu gutem Benehmen bei Tisch (zum Beispiel «Tannhäusers Hofzucht»), ferner in den illustrierten Lehrbüchern der Kriegs- und Fechtkunst sowie den im Spätmittelalter dem Frauendienst gewidmeten lehrhaften Minnereden und Minneallegorien ausgekannt haben. Neben der Tannhäusersage und der Undinen-Novelle des Egenolf von Staufenberg erwähnt Paracelsus expressis verbis Dietrich von Bern, Hildebrand, Sigenot und die Christophoruslegende.

*Von der Rede und dem Schweigen der Alchemisten.*» – Große Schwierigkeiten bereitet heute das Lesen alchimistischer Schriften. Wie eine philosophische Schule arbeitete die Alchimie mit eigenen Begriffen. Da sie mit besonderen Stoffen, Geräten und Vorgängen umzugehen hatte, mußte ihre Fachsprache besonders vielseitig sein. Für das Verständnis der Alchimistensprache wurden – vornehmlich zur Erhellung Paracelsischer Schriften – bereits seit dem Ende des 16. Jahrhunderts Wörterbücher herausgegeben. Dabei sind es weniger die Fachausdrücke der gewöhnlichen Sprache oder die Metaphern und Differenzierungen der gehobenen Sprache, die das Verständnis so sehr erschweren. Die Hauptschwierigkeit bietet die «Arkansprache», der alchimistische Geheimstil, dessen sich die Alchimisten häufig bedienen. Der zur Regel gewordene Brauch der Alchimisten, ihre Erkenntnisse geheim zu halten, hat verschiedene Gründe. Zur Zeit ihrer frühesten Entfaltung in Aegypten war die Alchimie das Geheimwissen der Tempelpriester, eines von der Masse des Volkes stark abgehobenen Standes. Die Kunst des Schmelzens, Mischens und Färbens wurde zu sakralen Zwecken ausgebildet und sollte nicht allgemein verbreitet werden. Im ausgehenden Mittelalter nötigte die Gefahr einer Anklage vor den Ketzergerichten die Alchimisten zur Zurückhaltung. Als sie erkannten, daß zwangsläufig ihre Bücher den Unbefugten nicht für immer unerreichbar bleiben konnten, gestalteten sie als weitere Sicherung ihre Texte so, daß der Uneingeweihte nichts damit anfangen konnte. Die Kunst der schier unauflösbaren Verschlüsselung wurde am virtuosesten in den Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts gehandhabt. Es gibt zahlreiche Zeugnisse dafür, daß es die Rücksicht auf die Mitmenschen war, die den Alchimisten bewog, seine Kenntnisse aus sozialethischem Verantwortungsbewußtsein zu verbergen: Die «Kunst» soll nicht in die Hände von Geizhälsen gelangen, deren unersättliche Gier sich «in Ueppigkeit erlustigen» will, und sie darf nicht in die Gewalt der «Bösen» kommen, die sie zu «eußersten Schaden und Verderben» der Mitmenschen mißbrauchen würden. Die Einhaltung des Schweigegebots erforderte große Selbstzucht; schwere Verzichte auf persönlichen Vorteil und Ruhm mußten geleistet werden. Das erscheint nur glaubhaft, wenn man bedenkt, daß der Alchimist von einer philosophischen, fast religiösen Idee erfüllt war. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde das gemeinsame Band, das die Alchimisten aus aller Herren Länder in internationaler Solidarität zusammengehalten hatte, durch die sich nun immer stärker entfaltenden nationalökonomischen Triebkräfte gesprengt. Man verließ die alte philosophische Grundlage, die Schweigepflicht fiel, der Alchimist hörte auf, ein Weiser zu sein, um Chemiker oder gar Unternehmer zu werden.

Von speziellem Interesse für die Paracelsus-Forschung sind einige «*Späte Paracelsus-Exzerpte aus unbekannten Handschriften*», die der

Verfasser in Ergänzung zu Sudhoffs grundlegendem Verzeichnis der Handschriften und Drucke, die Paracelsica enthalten (1894), zum Teil aus den wertvollen Beständen seiner eigenen Sammlung, beizubringen vermag. Es handelt sich um Niederschriften vermischten Inhalts vom ausgehenden 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts aus verschiedenen Gegenden und von Personen verschiedenen Standes.

Im Jahre 1927 erhielt der Wiener Psychiater Julius Wagner-Jauregg den medizinischen Nobelpreis für seine Forschungen und praktischen Erfolge auf dem Gebiet der Fiebertherapie bei Geisteskrankheiten, besonders bei progressiver Paralyse (syphilitischer Gehirnerweichung). Wagner-Jauregg gilt seither als Entdecker der günstigen Wirkung des hohen Fiebers. Eis zeigt in seiner Studie «*Künstliches Heilfieber im 16. und 17. Jahrhundert*», daß ein Verfahren zur künstlichen Fiebererzeugung schon lange vorher bekannt war und gezielt zu Heilzwecken angewendet wurde. Er stützt seine These mit dem Hinweis auf mehrere Druckschriften von Paracelsisten des 16. und 17. Jahrhunderts, in denen, zum Teil unter Berufung auf Paracelsus, sowohl die Heilwirkung des Fiebers als auch die Mittel zu seiner künstlichen Erzeugung beschrieben werden. Bedauerlicherweise gerieten diese Erkenntnisse, wohl weil man – Chinin war damals in Europa noch nicht bekannt – das Fieber noch nicht unter Kontrolle halten konnte, wieder in Vergessenheit.

Einen interessanten Hinweis auf die Tatsache, daß späte Anhänger des Paracelsus «über dessen Zeit hinweg direkt auf mittelalterliche Quellen zurückgegriffen haben», liefert die Kurzarbeit *Andreas Jeßner über die Edelsteine*». Andreas Jeßner von Wittenberg war Paracelsist; schon der Titel seines Buches «Kunstkammer darin findet die Theoprastische Geheimnüß usw.» (1580 bzw. 1595) deutet an, daß seine Arbeit in der Gefolgschaft Hohenheims steht. Eis konzentriert seine Untersuchung auf einen Abschnitt des Werkes, der ein zusammenhängendes «Edelsteinbüchlein» darstellt, dessen Text er im Anhang buchstabengetreu nach dem sehr seltenen Exemplar seiner eigenen Sammlung wiedergibt. Der Stil (rhythmische Prosa mit stellenweise gereimten Wörtern) dieses Exkurses von der «Thugent der Edelsteine», der auf mehreren mittelalterlichen Quellen beruht, ist auffällig. Es handelt sich in der Tat, wie Eis anhand einiger besonders schlagender Gegenüberstellungen deutlich macht, um die nicht sehr geschickte Wiedergabe einzelner Partien aus dem sogenannten «Steinbuch von Volmar», einem Reimwerk des 13. Jahrhunderts.

«*Eine Aeußerung über die Physiognomie der deutschen Stämme aus dem Jahre 1601.*» – W. Hellpach hat in seiner mehrfach – auch in verschiedenen Sprachen – aufgelegten «Deutschen Physiognomik» die Auf-

merksamkeit auf die «Naturgeschichte der Nationalgesichter» gelenkt. Dabei ist die Feststellung sogenannter National- und Stammesgesichter keineswegs eine moderne Erkenntnis. Auch Hellpachs Behauptung, die Renaissancezeit habe nichts Wesentliches zur Physiognomik beigetragen, ist irrig, denn gerade der Ausgangs- und Mittelpunkt seiner «Deutschen Physiognomik» ist schon bei einem deutschen Paracelsisten zu finden: dem als Arzt, Chemiker, Historiker und Schulmann tätigen Andreas Libavius (gest. 1616).

Ueber die wichtige Entdeckung bisher unbekannter Paracelsus-Exzerpte in einer Ueberlinger Handschrift aus dem Jahre 1613 informiert der nächste Beitrag: «*Eine medizinisch-alchemistische Sammelhandschrift des Augsburger Paracelsisten Gabriel Oertel.*» Es handelt sich um kleinere medizinische und alchimistische Texte, deren Hauptpartien von Gabriel Oertels Hand stammen. Das verleiht der Ueberlinger Handschrift besondere Bedeutung für die Paracelsus-Forschung, denn Oertel gehörte zu jenen Paracelsisten, die Autographen Hohenheims besaßen. Er stand in persönlicher Verbindung mit dem Stadtarzt und Spiritualisten Carolus Widemann in Augsburg, dem man die eigenhändige Abfassung einer wichtigen, jetzt in Leiden befindlichen Paracelsus-Sammelhandschrift verdankt. Von höchstem Interesse ist in dem Ueberlinger Codex Oertels Abschrift eines verschollenen Paracelsus-Textes («Liber vexationum») mit der Angabe am Schlusse seines Auszuges, daß er den Wortlaut aus dem Autograph genommen habe.

«*Ein Pesttraktat des Görlitzer Paracelsisten Franz Wendler*», dessen Kenntnis man Eis verdankt, stellt, zumindest in seinen medizinischen Partien, ein bemerkenswertes Dokument ärztlicher und menschlicher Hilfsbereitschaft aus dem ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges dar. In seiner Untersuchung hebt Eis nur dasjenige aus Wendlers Schrift hervor, das ihr medizinhistorische Bedeutung verleiht: ein ausführliches Pestregimen, dessen deutlich Paracelsus verpflichteten therapeutischen Teil er im Originalwortlaut mitteilt.

«*Zur Paracelsusnachfolge im Sudetenraum.*» – Bei Handschriftenstudien in böhmischen Bibliotheken sind Eis ein paar Funde geglückt, die das von Sudhoff bereits eruierte und in seiner «Bibliographia Paracelsica» namhaft gemachte Paracelsus-Schrifttum aus dem Sudetenraum um einige Nummern vermehrt. Ausführlicher beschäftigt sich der Verfasser mit der Gestalt des bislang kaum bekannten Prager Alchimisten Hans Christoph Reinhart d. Ae., von dem er zwei Schriften fand, die ihn als glühenden und wohlunterrichteten Verehrer Hohenheims erweisen. Im Anhang druckt Eis vier unbekannte Gedichte Reinharts ab nach den in seinem Besitz befindlichen Exemplaren des «Tractat der Arcanorum» und des «Liecht der Natur» sowie von Johann Rudolf Glauber, einem fränkischen Paracelsisten, der mancherlei Anregung

durch sudentendeutsche Schriftsteller empfangen hat, eine Prophezeiung «Vom Löwen auß Mitternacht» und des sogenannten Basilius Valentinus «Veneris Jagt» aus «Theutschlands Wohlfahrt» (Amsterdam, 1659).

Ein weiteres bemerkenswertes Zeugnis für den böhmisch-mährischen Paracelsismus liefert der zweitletzte Beitrag mit dem Titel «*Tiere aus der Phiole*». In einer vom Verfasser erworbenen Handschrift aus dem Jahre 1718 findet sich die Kopie eines Berichtes über ein etwa hundert Jahre früher im Laboratorium Karls von Liechtenstein (wohl in Felsberg/Südmähren) angestelltes Experiment: «Krebsen auff Philosophische Weiß geschwinder als in ¼ stund wachsen zu machen.» «Der dem Experiment zugrunde liegende Gedanke beruht auf dem Glauben, daß in der Asche der getöteten und verbrannten Krebse etwas von der Lebenskraft enthalten sei und daß dieses Agens zu neuer Wirkung gebracht werden könnte, wenn die drei Prinzipien (Sal, Sulphur und Mercurius), die Paracelsus für die Grundkräfte alles Lebens hielt, mit ihm in Verbindung gebracht würden.» Der Text ist in mehrfacher Hinsicht beachtenswert. Einmal stellt er ein direktes Zeugnis dafür dar, daß Karl von Liechtenstein (1569–1627) tatsächlich alchimistisch interessiert war, zum anderen erbringt er den Nachweis, daß es dem Liechtensteiner nicht wie der Mehrzahl der damaligen Fürsten in erster Linie um die Gewinnung von Gold ging, sondern um ein im Grunde rein wissenschaftliches Problem: die Entstehung des organischen Lebens. Hier wird, sagt Eis mit einem Hinweis auf die sagenhafte Erschaffung des Golem im Prager Ghetto durch den Hohen Rabbi Löw sowie den auf Paracelsischen Anregungen beruhenden Goethischen Homunculus, «der eigentlich ‚faustische' Drang nach gottähnlicher Schöpferkraft als Antrieb und Ziel der alchemistischen Bemühung sichtbar».

Der letzte Aufsatz im Sammelband von Eis ist dem «*Irrealen Magnetismus in der vorromantischen Fachliteratur*» gewidmet. Nicht nur die alchimistische Fachliteratur hat auf die Zeit der Romantik, besonders auch auf Goethe, einen starken Reiz ausgeübt, der die «attractio electiva» der alchimistischen Terminologie auf menschliche Beziehungen übertragen und dafür den Begriff «Wahlverwandtschaft» geprägt hat. Der Verfasser spürt in älteren deutschen Handschriften mannigfachen anderen «pseudomagnetischen» Vorgängen und Wirkungen nach, die als Nährboden für die romantische Lehre vom tierischen Magnetismus betrachtet werden können: Pflanzen und Zaubersteine, die wie Magneten wirken, Pfeile und Kugeln aus dem verwundeten Körper ziehen oder die tote Frucht aus dem Leib gebärender Frauen treiben, schwache Wehen verstärken, die Geburt beschleunigen oder – entgegengesetzt wirkend – Gebärmutterprolapsen und Mastdarmvorfällen vorbeugen sowie Hernien verhindern usw. Texte, wie die von Eis aus Stein- und Kräuterbüchern beschriebenen bilden neben den Zaubersprüchen

«die Hauptreservoire der alten Magie». Aus solchen uralten magischen Vorstellungen wurden manche alchimistische Begriffe, so auch die verschiedenen Formen und Phänomene des Anziehens, der «Attraktion», entwickelt. Bei Paracelsus erscheint sogar der Mensch als solcher als Magnet: «Sein Magen zieht wie ein Magnet die Speise an sich, und zwar sowohl die wirkliche durch Mund und Speiseröhre als auch die unsichtbare Quintessenz der Speise ohne Benützung der Verdauungswege.» Mit der Theorie des Magnetismus erklärt Paracelsus schließlich in einem theologischen Traktat «Von fasten und casteien» sogar die Behauptung der Legende, der heilige Nikolaus von Flüe (gest. 1487) habe neunzehn Jahre lang, abgesehen von der Eucharistie, ohne Speise und Trank gelebt: Der Magen in seiner Eigenschaft als Magnet habe ihn, ohne den natürlichen Weg des Stoffwechsels zu benützen, geistigerweise Speise zu sich nehmen lassen. *R. H. B.*

*Johannes Hemleben:* Paracelsus – Revolutionär, Arzt und Christ. Verlag Huber Frauenfeld und Stuttgart. 1973. ²1974, 240 S., 3 Abb.

«Zu dem Reizvollen von Leben und Werk des Paracelsus gehört es, daß nichts auf einen Generalnenner zu bringen ist. Man meint, etwas von seinem Wesen und Werk in Gedanken erfaßt zu haben, so fühlt man sich sogleich veranlaßt, auch nach dem Gegenteiligen zu suchen – und in der Regel wird dies mit Erfolg geschehen.» Mit diesen Worten leitet der Verfasser seine Paracelsus-Biographie ein und umreißt damit bereits etwa sein Konzept.

Trotzdem ist das Resultat seiner Arbeit kein wildes Hin und Her, kein Neben- oder Gegeneinander von Fakten und Meinungen, sondern überzeugt als ehrlicher, disziplinierter Versuch, das in Widersprüchen und einem bunten Gemisch von Wahrheit und Legende überlieferte Paracelsusbild dem heutigen Leser in größtmöglicher Klarheit nahezubringen, ein Versuch, der zweifellos geglückt ist. Vor allem öffnet diese leicht und flüssig geschriebene Biographie besonders dem Paracelsus-Nichtkenner die wundersame Geisteswelt unseres Patrons. Er mag – sich persönlich angesprochen fühlend – im eigenen Suchen nach Wissen, Wahrheit und den großen Zusammenhängen menschlichen Seins sich aufmachen, Paracelsi Wort selber kennenzulernen aus seinen Scripten.

Im ersten Buchdrittel findet sich der äußere Lebenslauf, während die beiden weiteren Drittel sich mit dem Werk auseinandersetzen, ausgehend von den Paracelsischen Grundbegriffen: den drei Prozessen, den vier Elementen und den Schlüsselwörtern Tartarus, Archeus, Arcanum und Quinta essentia.

Dann wird ein Querschnitt durch das Schriftenwerk gegeben, wobei viel Sorgfalt auf eine parallelgehende Erläuterung und (vorsichtige) Wertung gelegt wird – ein vielleicht doch nicht ganz ungefährliches Unterfangen, gibt Paracelsus doch letztlich nie ganz sein Geheimnis

preis und bleibt so manche Deutung wohl auf immer Hypothese, wie sorgfältig auch immer sie sich abstützen mag.

Um Wahrhaftigkeit ist der Autor bemüht und untermauert seine eigenen Ansichten mit Tatsachen und belegten Studienresultaten. (Aber wer Paracelsus kennt, weiß, wieviel Spielraum für Interpretation eben doch noch bleibt.) Deutlich spürbar ist in dieser Arbeit die von Liebe und Ehrfurcht getragene Einfühlsamkeit des Verfassers, wie denn auch das Buch geschmackvoll illustriert und in seiner Aufmachung ebenso sympathisch wirkt wie sein schriftstellerischer Inhalt. *S. U.-P.*

*Paracelsus, Werk und Wirkung.* Festgabe für Kurt Goldammer zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Sepp Domandl. Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Oesterreichs, Wien 1975 (erschienen als Folge 13 der Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung). XI+395 S.

Die von sechsunddreißig Autoren Univ.-Prof. Dr. Kurt Goldammer zum 60. Geburtstag dargebrachten Arbeiten bilden, zusammen mit der autobiographischen Skizze des Jubilars, einen sehr repräsentativen Ueberblick über die wissenschaftliche Tätigkeit der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft und ihres Präsidenten. Der schöne Band wurde von Prof. Dr. Sepp Domandl, dem Generalsekretär dieser Vereinigung, in bewährter Weise betreut. Schade nur, daß die Redaktion der Texte teilweise (vor allem typographisch) zu wünschen übrig läßt und manche Beiträge, wie das bei ad hoc und meist unter Zeitdruck konzipierten Festschriften häufig der Fall ist, wertmäßig recht uneinheitlich sind. Das im einzelnen darzulegen, würde hier zu weit führen. Wir beschränken uns statt dessen auf den Versuch, die Vielfalt der behandelten Themen durch kurze charakterisierende Hinweise anzudeuten, um das Interesse für diese streckenweise hochbedeutsame Studiensammlung zu wecken.

*Heinrich Bornkamm:* Kurt Goldammer und die Paracelsus-Forschung. – Worte persönlicher Wertschätzung des Leipziger Kirchenhistorikers, der die wissenschaftlichen Leistungen des Jubilars für die Paracelsus-Forschung von den Anfängen bis zur Gegenwart verfolgen konnte. Daß Goldammer in seiner Ausgabe der theologischen und religionsphilosophischen Schriften Hohenheims neben den Urtexten auch die vielen überlieferten Kurzfassungen ediert, wird als besonders verdienstvoll hervorgehoben.

*Robert Blaser:* Handschriftliche Hinweise auf die Kenntnis Paracelsischer Theologica in Basel um 1778. – Wortgetreue Uebersetzung einer lateinischen Würdigung des Paracelsus durch den Theologen Johann Wernhard Herzog in einem Basler Gelehrtenlexikon von 1778 nebst unveröffentlichten Marginalien im Handexemplar des Verfassers.

*Lucien Braun:* L'interprétation de la nature chez Paracelse. — Das Verständnis für das Naturkonzept des Paracelsus wird durch eine «semantische Labilität» erschwert. Braun demonstriert dies an der Vieldeutigkeit der Termini «auslegen», «suchen», «nachsuchen», «nachgehen», «lauschen», «offenbaren», «entbergen» und zeigt, wie man zum tieferen Sinn der Zeichen vordringen muß, um ihre wahre Bedeutung zu erfassen.

*Blasius Bugyi:* Persönlichkeit und Lehre des Paracelsus an der königlichen ungarischen Universität (1769–1848). – Zwei medizinische Dissertationen (1837: Stephan Margity; 1839: Paul Lósy) der medizinischen Fakultät der königlichen ungarischen Universität befassen sich mit Paracelsus und seiner Lehre. Sechs weitere «Thesen» setzen sich zwischen 1777 und 1838 mit Paracelsischem Ideengut auseinander.

*Joseph B. Dallett:* Hohenheims Labyrinth – Bilder der Resonanz. – Der kanadische Philologe untersucht die hinter Hohenheims Allegorie vom «Labyrinthus medicorum errantium» stehende metaphorische Tradition und deren Fortleben im 16. Jahrhundert.

*Allen G. Debus:* Van Helmont and Newton's Third Law. – Van Helmonts anti-galenische Einstellung und Angriffe auf die «mathematisch orientierte Philosophie des Aristoteles» werden gegen die Hintergründe des Dritten Bewegungsgesetzes des Isaac Newton diskutiert.

*Sepp Domandl:* Paracelsus, Weyrer, Oporin. Die Hintergründe des Pamphlets von 1555. – Untersuchung der sachlichen und psychologischen Motive, die den Basler Drucker Johannes Oporinus veranlaßten, seinen ehemaligen Lehrmeister Paracelsus in einem Schmähbrief (d. d. 26. 11. 1555) an den Arzt Johann Wier (Weyer) auf gehässige Art zu verunglimpfen.

*Anton Dyk:* Paracelsus und die Evolution. – Die Charakteristika der Evolutionsgedanken bei Kant, Laplace, Lamarck, Darwin u. a. lassen, wenn man sie mit der Denkweise des Paracelsus vergleicht, erkennen, daß «Die Größe und die Bedeutung Hohenheims für uns Heutige darin besteht, daß sich in dem oft zweifellos mittelalterlichen Gestrüpp seiner Vorstellungen Durchblicke und Einsichten zeigen, die jetzt erst langsam beginnen modern zu werden».

*Hans-Rudolf Fehlmann:* Paracelsus und die Rezeptiergewohnheiten seiner Zeit. – Fehlmann nimmt die wenigen Rezepte, die von Paracelsus existieren, unter die pharmaziehistorische Lupe und gibt gleichzeitig die Meinung wieder, die Paracelsus von den «alten» Aerzten und vom zeitgenössischen Medizinalwesen hatte.

*Radoslav Fundarek:* Die Erscheinung der Zementwässer in der Slowakei im Spiegel der Schriften von Paracelsus und seiner Zeitgenossen. –

Die Zementwässer der Slowakei waren für die Alchimisten ein Beweis für die Möglichkeit, Eisen in Kupfer zu transmutieren. Paracelsus erwähnt in seiner Schrift «De Mineralibus» diese Zementwässer. Fundarek geht darauf ein und untersucht auch die Mitteilungen über Zementwässer, die nach ihm Thurneysser, «Basilius Valentinus», Agricola, Mathesius, Wernher und Smoczki gegeben haben.

*Heinz Goerke:* Paracelsus im Urteil von Marx (1840). – Nicht der Begründer des Marxismus, sondern der Göttinger Medizinprofessor Karl Friedrich Heinrich Marx (1796–1872) ist hier gemeint. Dieser hat sich sehr darum bemüht, von Paracelsus ein zutreffenderes und gerechteres Bild zu vermitteln, als dies bis zu seiner Zeit üblich war.

*Alex W. Gutsch:* Dermatologie und Syphilidologie. – Versuch einer Kurzgeschichte der Dermatologie und Syphilidologie, die in eine knappe Charakteristik der Paracelsischen Syphilisauffassung mündet.

*Gerhart Harrer:* Begegnung mit Paracelsus. – Gedenkworte, gesprochen am 6. Oktober 1973 bei der Feierstunde am Paracelsusgrab anläßlich des Kongresses der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft zu Salzburg.

*Ernst W. Kämmerer:* Mensch und Krankheit bei Paracelsus. – Was der Beitrag des Paracelsus zum Thema «Mensch und Krankheit» (Der Mensch als Einheit und soziales Wesen; Heilung und Arzt; Der Grund ärztlichen Tuns) für die moderne, spezialisierte und technisch perfektionierte Medizin bedeuten kann, dies zu zeigen ist das Anliegen von Kämmerer.

*Annemarie und Werner Leibbrand:* Die «kopernikanische Wendung» des Hysteriebegriffes bei Paracelsus. – Die Bezeichnung Hysterie als uterogene sowie weiblich-sexualpathologische Erscheinung fand in ihrem Wesen seit Paracelsus eine grundsätzlich neue, in bestimmtem Sinn bis heute gültige Formulierung. Eine fundamentale Betrachtung der beiden Medizinhistoriker Annemarie und Werner Leibbrand.

*Franz Mauermann:* Angelica archangelica L. Eine wenig beachtete antibiotisch wirkende Heilpflanze aus paracelsischer Zeit. – Eine pharmakognostisch-historische Skizze der Engelwurz (Angelica archangelica L.), deren alte, auf Empirie beruhende Anwendung durch moderne phytochemische Analyse (antibiotische Wirkstoffe) wissenschaftliche Erhärtung und Rechtfertigung gefunden hat.

*Herbert Moser:* Die Gestalt des Paracelsus im Werk von Max Mell. – Wie es der Dichter Max Mell (1882–1971) verstanden hat, die Persönlichkeit des Hohenheimers in seinen Werken (vor allem im «Garten des

Paracelsus» und in dem Gedicht zu dessen 400. Todestag zu verlebendigen, läßt Herbert Moser den Leser mitempfinden.

*Leopold Müller:* Die Welt der Gesteine bei Paracelsus. – Der Verfasser, selbst Montanist und Geologe, berichtet in seinem Beitrag über Gedanken des Paracelsus zur «Geologie», zur Welt der Edelsteine, Metalle und Erze, aus denen er die wichtigsten Heilmittel herstellte. Dabei versucht Müller, die Leistungen des Paracelsus mit geisteswissenschaftlichen Erkenntnissen «an der damaligen Bewußtseinslage der Menschheit zu messen».

*Erwin Neubauer:* Paracelsus, ein Meilenstein am Wege wissenschaftlicher Erkenntnis. – Neubauer möchte anhand einiger Denkstrukturen aus dem Werk des Paracelsus zeigen, daß eine neue Wissenschaftspolitik die Existenz irrationaler Faktoren anerkennen muß, will sie zum Heil der Menschheit wirksam sein.

*Walter Pagel – Marianne Winder:* Die Konjunktion der himmlischen und irdischen Elemente in der Renaissancephilosophie und im echten Paracelsus. – Die Entsprechungen der himmlischen (oberen) und irdischen (unteren) Elemente ist ein Lehrstück der Renaissancephilosophen (Pico, Ficino, Agrippa u. a.). Wie dieses Gedankengut in dem Werk des Paracelsus verarbeitet erscheint, ist das Thema dieser Studie.

*Edwin Rosner:* Weilte Paracelsus dreimal in Salzburg? – Gründliche Untersuchung mit dem Ergebnis, daß die im Titel dieser Studie gestellte Frage positiv beantwortet werden kann: Der bis jetzt fragliche dritte Aufenthalt in Salzburg muß im Frühsommer 1533 stattgefunden haben.

*Erhard Rosner:* Einige Bemerkungen zum gegenwärtigen Stand der vergleichenden Wissenschaftsgeschichte. – Gegenstand dieses Beitrags ist das Werk von Joseph Needham «Science and Civilization in China» (Cambridge 1954), in dem der Autor auf die «tiefe innere Verwandtschaft zwischen Paracelsus und den chinesischen taoistischen Naturphilosophen» hinweist.

*Hans Schadewaldt:* Der Aehnlichkeitsgedanke bei Paracelsus. – Schadewaldt kommt zu dem Ergebnis, daß Hahnemann und Paracelsus in der Auffassung übereinstimmten, indem sie den antiken Lehrsatz «contrariis contraria curantur» ablehnten und an seine Stelle das Postulat des «similia similibus curantur» setzten.

*Heinrich Schipperges:* Zum Begriff der Barmherzigkeit im ärztlichen Denken des Paracelsus. – «Barmherzigkeit als deontologisches Leitbild der Medizin», dann «Der Begriff der Barmherzigkeit bei Paracelsus» und schließlich «Zum Paradigmawandel des Begriffs der Barmherzig-

keit im neuzeitlichen Denken» –, das sind die kompositorischen Motive zum Thema.

*E. H. Schmer:* Zur Arzneiwirkungslehre Hohenheims. – Am «wissenschaftlich anerkannten» Wirkstoffdenken unserer Zeit getestete Betrachtung über des Paracelsus Anschauungen der Arzneiwirkung. Diese ist abhängig von den substanzbildenden Kräften, die mittels pharmazeutischer (alchimistischer, spagyrischer) Prozesse aus dem Arzneirohstoff herausgelöst werden.

*Wolfram Schmitt:* Grundlinien der Epilepsielehre des Paracelsus. – Die Epilepsielehre des Paracelsus als spezielle Ausgestaltung seiner allgemeinen Natur- und Krankheitslehre hebt sich so deutlich von den älteren Epilepsie-Theorien ab, daß mit Paracelsus ein neues Kapitel in der Geschichte der Epilepsie beginnt. Die neuen Anschauungen werden anhand dreier Paracelsustexte dargestellt.

*Rudolf Schmitz:* Ueber einige Marburger Zeitgenossen des Paracelsus. – Andreas Hyperius, Benedikt Aretius, Johannes Dryander, Euricius Cordus und Wilhelm Gratarolus sind die gelehrten Marburger Zeitgenossen des Paracelsus, die Schmitz in seiner biographischen Studie porträtiert.

*Wolfgang Schneider – Monika Klutz:* Die Paracelsus-Rezepte Oswald Crolls. – Oswald Croll (um 1560 – um 1608) verfaßte unter dem Titel «Basilica chymica» ein Rezeptbuch. Schneider und Klutz beschäftigten sich mit dem Studium von 39 «Paracelsus-Rezepten» Crolls mit dem Ziel, diese aus heutiger Sicht pharmazeutisch-chemisch zu klassifizieren.

*Wolfgang Steinitz:* Salzburg zur Zeit des Paracelsus. – Eine Geschichte der Stadt Salzburg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit folgenden Teilaspekten: Die topographische Situation; Die Reformation; Der Handel; Die kulturellen Schwerpunkte; Die Versorgung der Kranken und Armen.

*Joachim Telle:* Paracelsus bei Kaiser Maximilian I. – Sehr detaillierte Analyse der Spruchgedichtüberlieferung im Cod. Voss. Chem. q. 17 (UB Leiden), die unter dem Titel «Historia, Die Geschichte Kaysers Maximilianj, hochlöblicher gedächtnus mitt aim Alchimisten» Legende und Realität vermischt.

*Augustin Tschinkel:* Paracelsus bei König Ferdinand I. – Die Audienz, die Ferdinand I. dem Paracelsus im Jahre 1540 gewährte – bislang mit vielen Fragezeichen versehen – scheint durch textkritische Untersuchung des im Cod. 11.133 (Fol. 11v–16v) der Oesterreichischen Nationalbibliothek in frühneutschechischer Sprache überlieferten «Collo-

quium Ferdinandi regis cum D. Theophrasto Paracelso Suevo», die Tschinkel anstellte, nunmehr geschichtlich verbürgt.

*Hans Urner:* Schnitzlers Paracelsus. – Im Jahre 1898 schloß Arthur Schnitzler sein bereits am 11. September 1894 entworfenes Versspiel «Paracelsus» ab. Urner bespricht dieses Werk und versucht die Frage zu beantworten, inwiefern Hugo von Hofmannsthal und dessen Verbindungen zum österreichischen Barock auf seinen Freund Schnitzler eingewirkt haben.

*Karl-Heinz Weimann:* Eine neu aufgefundene Paracelsus-Handschrift. – Weimann erkannte sehr verdienstvoll die Hs. I, 22 der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover – im Katalog nur mit dem Namen «Theophrast» verzeichnet – als eine echte Paracelsus-Handschrift. Inhaltlich handelt es sich um eine Matthäus-Auslegung, die Weimann in das Paracelsische Schriftencorpus einordnet.

*Kurt Goldammer:* Rückblicke, Einblicke und Ausblicke. Einiges aus meinem Leben. – Musterbeispiel einer autobiographischen Skizze aus der Feder des gefeierten Meisters der Paracelsusforschung. Sie gipfelt in der Aussage, daß «nichts so deutlich ist wie die Begrenztheit alles wissenschaftlichen Erkennens».

*Norbert Kircher:* Bibliographie Kurt Goldammer (1940–1974). – Eine 131 Nummern umfassende Bibliographie, welche die publizistische Lebensleistung des Jubilars bis zum Vorjahr sehr eindrucksvoll illustriert. *W. F. D.*

*Bruno Gebhard:* Nomen est Omen. Medizingeschichte in Straßen- und Ortsnamen. Vorabdruck aus: Deutsches Aerzteblatt – Aerztliche Mitteilungen. 1976. 17 S.

Gebhard, emeritierter Direktor des Cleveland Health Museum (Ohio, USA), liefert in dieser fesselnden Studie einen bemerkenswerten Beitrag zur Frage des Fortlebens namhafter Mediziner im Bewußtsein der Allgemeinheit durch die Benennung von Straßen und Orten. In einer statistischen Zusammenstellung hat er dabei 26 westdeutsche Universitätsstädte zugrunde gelegt. Paracelsus kommt dabei acht Mal zum Zuge, u. a. in Berlin, Bochum, Köln, München und Stuttgart. Es ist begreiflich, daß Städte mit alten medizinischen Fakultäten zunächst einmal vorzugsweise die an ihnen wirkenden namhaften Gelehrten berücksichtigt haben. Interessant ist, daß für Düsseldorf, das in der Geschichte der Paracelsus-Editionen und der Handschriftenüberlieferung eine große Rolle spielt, für Heidelberg, das durch die Paracelsus-Interessen des Kurfürsten Ottheinrich in Betracht käme, und für Tübingen, wo Paracelsus möglicherweise studiert hat, Fehlanzeige vorliegt, ebenso für

Freiburg, die Landesuniversität Badens, eines für Paracelsus biographisch wichtigen Gebietes. Straßenbenennungen sagen zwar heutzutage nur noch bedingt etwas über den wahren geschichtlichen Wert einer Persönlichkeit etwas aus, vor allem dann nicht, wenn sie ein reines Politicum sind, aber manche Städte möchte man ermutigen, zur Besinnung auf die großen ärztlichen Helfer in der Geschichte der Menschheit beizutragen, wenn eine sinnvolle Verbindung zu ihrem Leben und Wirken vorhanden ist. Die Untersuchung bringt reiches Abbildungsmaterial, darunter das Paracelsus-Denkmal in Einsiedeln. *K. G*

## DIE AUTOREN DIESES BANDES

ILDEFONS BETSCHART P. OSB, Dr. phil., Prof. für Psychologie, Metaphysik, und Geschichte der Philosophie a. d. Universität sowie Rektor des Kollegs St. Benedikt in Salzburg.

ROBERT-HENRI BLASER, Dr. phil., o. Prof. für Germanistik und Direktor des Deutschen Seminars a. d. Universität Neuchâtel.
Anschrift: CH - 2000 Neuchâtel, Crêt-Taconnet 34

KUNO BUGMANN P. OSB, Dr. phil., Stiftsbibliothekar.
CH - 8840 Einsiedeln

WILLEM FRANS DAEMS, Apotheker Dr. phil., Lehrbeauftragter für Geschichte der Medizin a. d. bayerischen Julius-Maximilians-Universität Würzburg.
Anschrift: CH - 4144 Arlesheim, Stollenrain 15

ADOLF FALLER, Dr. med. et phil., o. Prof. für Anatomie und spezielle Embryologie und Direktor des Anatomischen Instituts a. d. Universität Fribourg.
Anschrift: CH - 1700 Fribourg, ch. St-Marc 7

KURT GOLDAMMER, Dr. phil., Prof. für Religionsgeschichte und Geschichte der religiösen Kunst a. d. Philipps-Universität Marburg a. d. Lahn.
Anschrift: D - 3571 Amöneburg 1 (Kreis Marburg/Lahn), An der Winneburg 1

ERIK HUG, Dr. phil., Anthropologe, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Gerichtlich-Medizinischen Institut der Universität Zürich.
Anschrift: CH - 8000 Zürich, Wotanstraße 12

GUNDOLF KEIL, Dr. med., Dr. phil., o. ö. Prof. für Geschichte der Medizin und Vorstand des Instituts f. Gesch. d. Medizin a. d. bayerischen Julius-Maximilians-Universität Würzburg.
Anschrift: D - 87 Würzburg, Koellikerstrasse 8 (Rückgebäude)

BRUNO LIENHARDT, Dr. med., praktischer Arzt im Ruhestand.
Anschrift: CH - 6314 Unterägeri, Seestraße

HARTMUT RUDOLPH, Dr. theol., Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Paracelsus-Edition.
Anschrift: D - 3550 Marburg/Lahn, Barfüßerstraße 11.

WILHELM MARTIN ZINN, Dr. med., Chefarzt der Medizinischen Abteilung Bad Ragaz.
Anschrift: CH - 7310 Bad Ragaz, Pizalunweg 1